

HILDEGARD WIEGAND

ARMIN
EIN SIEGFRIEDSCHICKSAL

HEITZ & CO.

Leipzig STRASSBURG Zürich

Universitätsbuchdruckerei Heitz & Co., Straßburg.
[1935, 399 S., 8"]

Scan: Consuelo 2008

INHALTSVERZEICHNIS.

I. KAPITEL	4
DER MUTTERNACHTS-SOHN.....	4
2. KAPITEL	17
DIE BEREITUNG.	17
3. KAPITEL	44
DIE BERUFUNG.	44
IV. KAPITEL	76
DIE PRÜFUNG	76
5. KAPITEL	99
DIE SCHLACHT.....	99
6. KAPITEL	129
DER VERRAT.....	129
7. KAPITEL	171
DAS OPFER.....	171

I. KAPITEL.

DER MUTTERNACHTS-SOHN.

Nebel hing seit Tagen in den Schluchten und Wäldern. Die Bergkuppen lagen hinter dichten Schleiern, auch jetzt noch, als die Strahlen der sich neigenden Wintersonne die Nebelhülle durchbrachen. Langsam hatte sie sich durchgekämpft, nun stand sie endlich, ein rotleuchtender Ball, siegreich am graublauenden Himmel. Wind wehte, eisiger Nordwest, der die fliegenden Nebel bannte und auf Gräsern und Zweigen zu zartgliedrigen Kristallen erstarren ließ, in denen sich tausendfältig gebrochen das Rot der sinkenden Sonne brach. Auf den Felsen, den Stämmen und dem dürr-braunen Laub der Eichen, auf den Moosen am Weg und an lang herabhängenden Flechten der Nadelbäume glitzerte der Reif wie unzählige Edelsteine, glühte auf und sprühte, je tiefer das goldene Rot des Sonnenballs sank.

Unter den ragenden Bäumen schritten zwei Männer. Sie waren gleich hohen Wuchses, ähnlich in Gang, Kleidung und Schnitt des Gesichtes. Und doch, so sehr sie sich glichen, schienen sie wesensverschieden. Sie schwiegen beide, sahen in die Ferne und strebten sichtlich gleichem Ziele zu, aber die Augen des Einen, der um wenige Jahre älter schien, sahen wie entrückt und feierlich begeistert in die Weite, indessen seine Füße altgewohnte Wege schritten, auf die zu achten ihm nicht nötig war, während dem hellen Blick des Jüngeren nichts entgehen mochte, nicht die Sonne, noch die Fährte des Hirsches am Boden oder die Adler, die zum Horste flogen. Sie trugen lange, weiße, priesterliche Kleider mit gewebtem Saum und breitem Gürtel, ihre glatten, blonden, bis zur Schulter niederfallenden Haare hielt ein mit bunten Zeichen kunstvoll gewebtes Band zusammen. Den Hals schmückten breite bronzene Ringe in dreifachem Bogen, wie Mondsicheln geformt, schwer und kostbar geschmiedet.

Vor ihnen stiegen jetzt Felsen auf aus dem Walde. Sie lagerten unförmig und mächtig ragend auf aus sonst ebenem Boden, wie plötzlich aus der Erde gestiegene, versteinerte Riesen. Und rings um die gewaltigen Blöcke webte ein schweigend geheimnisvoll und feierlich lautloses Leben, ein Schreiten, ein Kommen und Gehen vieler Gestalten in der gleichen, priesterlichen Tracht, die sich wortlos grüßten und zu langem Zuge ordneten.

Es schien keiner der Männer den Vorrang vor dem Anderen zu haben, sie fügten sich ruhig zueinander und kannten Jeder Amt und Pflicht. Etliche blieben zu Füßen der Felsen in gegliederter Kette nebeneinander wie eine Schutzmauer stehen, indessen zwölf aus der Schar die hohen, in den Stein des höchsten Blockes gehauenen Stufen erklommen und nach mühseligem Aufstieg endlich in einem dunklen Raume standen — einer ungefügten Höhle, deren einziger Lichtquell ein kreisrundes Loch in der Felswand und der enge Spalt des Eingangs war. Und auch diese Spalte wurde durch einen Stein verschlossen, so daß nur noch der Widerschein purpurner Wolken die matte Dämmerung dieses Gewölbes hoch über der Erde erfüllte. Dann verglomm auch er, grau gespensterte fahles Winterlicht, Nacht war hereingebrochen.

Tief unten zu Füßen der Felsen umspannen die Nebel des im Frost nur noch leise atmenden Wassers die schweigenden Hüter des steinernen Heiligtums. Ihre weißen Gewänder leuchteten, verstärkt durch die wallenden Schwaden des Reifnebels. Aus ihrer Kette lösten sich wiederum zwölf, schritten langsam und feierlich in eine Höhle im Innern des Felsens. Nun standen sie, zwölf in der Höhe, zwölf in der Tiefe, bewacht von den vierundzwanzig Zurückgebliebenen. Und alle warteten.

Nacht senkte sich nieder: die Mutternacht. Erste Sterne leuchteten matt hinter fernen Wolkenschleiern, Wind wehte wieder, ließ die Kristalle der reifbehangenen Äste leise gläsern aneinander schlagen.

In der Tiefenhöhle standen die Zwölf im Kreise, die Häupter gesenkt, wie trauernd und lauschend, so, als erwarteten sie einen Ton, einen kaum hörbaren, der ihr Trauern wandeln würde in Freude. Denn dies war die Nacht und die Stunde war nah, in der der Gott einging in den Schoß der Mutter, der Erde, um aufzuerstehen, um neu geboren zu werden aus

ihr. Dann klang sie, dann tönte ihr heiliger Leib, in Schmerz und in Freude. Aber nur das Ohr des in sich selbst Gestillten berührte die leise, schwebende Stimme der Mutter.

Und zur gleichen Stunde, in der sie erklang, schlug sie ihr Auge auf, das weißleuchtende, heilige Auge, auf dessen Erwachen die Zwölf in der Höhe schweigend warteten. Sie standen erhobenen Hauptes mit wachen Blicken, sie waren das Auge des Felsens, wie die Anderen das lauschende Ohr. Und so waren die In-sich-Ruhenden in der Tiefe Greise, die Schauenden auf der Höhe Männer in der Mitte der Jahre und die schützenden Hüter die Jünglinge der Schar.

Silberner Schimmer begann über den Höhen der Berge aufzusteigen, die Wolken zerstoben, die Nebel schwebten empor wie verwehend zarte Gestalten, einten sich und zerrissen: strahlend hob sich über den Dünsten der Erde der Mond. Und über die von seinem Silber schimmernden Wälder und Felsen klangen Luren, Harfen und Gesang aus der Höhe: Hymne der Zwölf, die ihn grüßten.

Die Greise hoben die Häupter, standen und lauschten. Dann schritten sie vorwärts durch den engen Spalt in der dunkelsten Tiefe der Höhle, Einer nach dem Anderen. Von den Wänden troff Wasser, Kälte hauchte sie an, über Geröll, durch Dornen, durch ein Grauen, das dem Stein und der Finsternis entstieg, wanderten sie gewundene Wege im Fels: gleich dem Gott, der in dieser Nacht, der längsten des Jahres, durch die zwei Berge schritt, um zu sterben. Ihnen folgten im Zuge die Gefährten aus der Höhe, und ihnen die Jungen — alle gingen sie durch das Grauen, die Kälte, die finstere Enge des Steins.

Endlich weitete sich der Gang, unter lastenden Felsen, über schweigenden Wassern, von fern durch schmalen Spalt in Gestein vom Mond überschienen, saßen drei Frauen, thronten auf riesigen Steinen, unbeweglich, als wären sie selber aus Stein: die Nornen. Urdh, die Älteste, hielt ihr weißschimmerndes Haupt tief gesenkt, als sänne sie unergründbar heiligem Geheimnis nach, während Werdandis Augen über das Wasser hinblickten und das emporgerichtete Gesicht der Skuld hinter hüllendem Schleier verborgen blieb. Sie spannen nicht, ihre Spindeln lagen Jeder im Schosse. Diese Nacht war heilig — in ihr ruhte selbst der Nornen nierastende Hand. In diesen Stunden lebte das Schicksal des

Gottes allein, das über der Schicksalsfrauen wissendem Wollen stand.

Die Männer ordneten sich im Halbkreis um das Wasser, ehrfürchtig entfernt von den Frauen im Hintergrund der Felsenhöhle. Der stille Weiher, dessen tiefe Schwärze vom ersten leisen Frost überzogen ward, lag schon im Freien, halb überhangen von den lastenden Felsen, in deren tiefstem Grund, fast vom Gestein verborgen, die Nornen saßen. Wie der Übergang aus der Starre der Erde, aus ihrer Unerbittlich— und Unabänderlichkeit schien der Brunnen der Urdh, den am jenseitigen Ufer hohe Bäume und zerklüftete Felsen umgrenzten. Heute schwiegen die Wasser, wie alles schwieg in der Schicksalsstunde des Jahres —aber an anderen Tagen kreisten auf ihm die weißen Schwäne und Tannen und Erlen neigten ihre Zweige in die vom Wind bewegten leisen Wellen.

Jetzt schauerte es durch die Seelen der Männer und die Fläche des Weihers erzitterte leise: Urdh sang. Ihre Stimme klang tief, wie Totenklage, wie Frage und Schmerz, dunkle Töne in gleichbleibend einfachem Rhythmus, einsilbige Worte, die ein klagendes, qualvolles «U» über das Wasser trugen. Von den Felsen hallte es wider, aus dem Quell schien es aufzusteigen, niederzusinken und sich neu zu erheben — ein Stöhnen, ein Rufen, das ohne Antwort blieb. Es schwoll an, es klang ab, steigerte sich zu untragbarem Leiden: «Wul! Wul!»

Urdh erhob sich, ihr bleiches Gesicht, von dem Glanz ihrer weißen Haare umwoben, leuchtete auf, ihre Arme breiteten sich, wehend umwallte sie faltenreiches Gewand in herrlich befreiter Bewegung: «Wu-o! Wu-o! Wu-o!» hallte es hin über das Wasser.

Und Werdandi hob ihre Hände, hielt sie wagerecht segnend über den Quell, verkreuzte sie über der Brust: «Ei! Ei! Ei!» sang sie —Trost und Frieden lag in diesen Tönen.

Skuld riß die Schleier von ihrem Antlitz, es war schön und jung wie ihre jubelnde Stimme: «Bal! Bal! Bal!»

Es brauste, schallte und klang von den Felsen zurück, als müßten sie von der Gewalt der tönenden Freude zersprungen. Die Stimmen der Männer fielen dröhnend ein in

die rhythmischen Schreie der Frauen, über denen der helle Jubelruf der Jüngsten schwebte: «Bal! Bal! Bal!»

Denn die Tiefe der Nacht und des Todes war nun durchschritten: der Gott war erstanden, noch unsichtbar für die Augen der Menschen, noch verborgen im Hause der Mutter, — aber der wissenden Norne, der Hüterin seines Schicksals, enthüllt.

Und wieder saß Urdh auf steinernem Thron in der Mitte ihrer Schwestern, das Haupt gesenkt, als lausche sie auf das Geheimnis des Werdens. Werdandi sah hin über das Wasser, Skuld verhüllte ihr Antlitz.

Die Männer gingen. Schweigend erwarteten die Nornen-Priesterinnen den kommenden Tag, den Beginn ihrer neuen Arbeit am Spinner. der Schicksalsfäden.

Vor den Felsen opferten die drei ältesten Männer auf steinernem Altar die geweihten Tiere: Stier, Widder und Ross. Sie gossen Meth aus den gewundenen Hörnern riesiger Urochsen über die Platte des Altars, mischten ihn mit dem Blut der geopfert Tiere und tranken, reichten die Hörner reihum den Gefährten und warfen Scheite und Kräuter in das lodernde Opferfeuer. Das Knistern der brennenden Stämme blieb der einzige Laut. Keiner sprach, wortlos vollzogen sie die altgewohnten Gebräuche, wortlos kreiste der Meth, schritten sie auf und nieder.

Der Mond erblaßte, sank hinter die Berge, Dämmerung zog fahl über Himmel. In Stößen wehte eisiger Wind. Über dem langsam sich lichtenden Himmel stand flimmernd der Morgenstern. Graue Wolken, gelb umsäumt, flatterten auf, ballten sich und zerrissen vor dem Atem des Windes, Rot flammte über dem Violett der vergehenden Dämmerung: die Sonne ging auf, ein purpurnleuchtender Ball, strahlend, langsam sich hebend.

Er war erstanden, der Junge, der Ewig-Alte, der wiedergeborene Gott. Das Feuer, das ihn grüßte, flackerte auf, laut dröhnte der Gesang und der Klang der Luren und Hörner: sein purpurnes Licht überschimmerte die ihm zugewandten Gesichter, die zu ihm erhobenen Hände.

Unter den Tannen und Eichen schritten die beiden Brüder den Weg zurück, den sie am Abend gekommen waren. Die

Feier war beendet: sie durften reden. Sie durften an Eigenes denken.

«Sahest du Segest?» fragte der Jüngere.

«Nein, doch ich hatte seiner nicht acht.»

«Aber ich merkte auf, Bruder. Er kam nicht. Er ist völlig untreu geworden.»

«Oder ganz treu. Besser sich selber treu als ein Heuchler.»

Der andere schwieg. Sein Gesicht verfinsterte sich. Endlich sagte er schroff, mit verhaltenem Zorn in der Stimme:

«Verteidigst du ihn immer noch, Segimir? Erkennst du noch nicht, dass er dich verrät?»

Der Bruder sah geradeaus in die Ferne und schwieg. Dann sagte er endlich, sehr leise: «Das weiß ich, Ingwiomir. Aber ich liebe seine Größe. Seine Gradheit. Dass er gegen uns alle, gegen die alten Gesetze, gegen die Götter seinen Weg verfolgt. Vielleicht muß ich über ihm wachen. Ihn als meinen Blutsbruder lieben trotz seiner Feindschaft gegen uns. Ihn mit seinen Fehlern lieben — weiß ich, warum?»

«Wenn du ihn liebst, liebst du Rom! Oder wirst in seinen Bann gezogen. Und wirst an uns allen Verräter wie er!»

«Vielleicht liebe ich Rom? Vielleicht müssen wir ihm verfallen? Kennst du die Gesetze unserer Zukunft, Bruder?»

Ingwiomir war stehen geblieben. Er zitterte in Erregung, er ballte die Hände.

«Du bist der Ältere, Segimir, und ich achte dein Erstgeburtsrecht. Aber ich werde gegen dich handeln, wenn du dich Rom verkaufst. Es kann nicht im Willen der Götter liegen, dass unser freies Land in Knechtschaft gerät — freiwillig, durch den Verrat seiner Fürsten!»

Segimir legte beide Hände auf des Bruders Schultern. Er sah ihn an, unter dem Blick seiner stahlblauen Augen überkam Ingwiomir Ruhe. «Ich sagte: vielleicht muß ich wachen über Segest, meinem Freunde. Vielleicht, sagte ich. Ich stellte es als Frage vor dich hin. Wenn du sie nicht verstehst, muß ich dir eindeutig antworten. Ja, ich wache über ihm, über uns. Ich verfall nicht Rom. Aber ich weiß: nur durch sich selbst kann es vernichtet werden. Oder — wenn nicht vernichtet, so

doch abgewendet werden von uns. Ich bin bereit, den Weg des Segest mit ihm zusammen zu gehen — den Weg bis nach Rom. Aber nicht im Verrat. Nur in Wachsamkeit. — Ich kenne das äußere Schicksal noch nicht, frage mich nicht danach. Ich bin nur bereit. Es mag sein, dass ich niemals zu gehen brauche. Aber wenn es mich zwingt: glaube an mich, Bruder.»

Ingwiomir senkte das Haupt.

«Ich bin der Jüngste von uns — und doch bin ich stärker als ihr an das Alte gebunden. Ich verstehe euch nicht, weder dich noch Segest. Ihr seid neu, ich fürchte mich vor dem Neuen. Es blendet mich.»

«Mußt du verstehen? Kannst du nicht glauben? So sieh nicht auf uns, wenn wir dich blenden. Aber glauben kannst du — mußt du, Ingwiomir. Und wenn nicht an Segest, so doch an mich. — Wenn ich gehen muß, sollst du unser Erbe verwalten, wie du es willst, im alten Sinn und Gesetz. Denn du bist treu. Auf der Treue baut sich die Zukunft — auch auf meiner Treue. Glaube an sie, Ingwiomir! — Und nun, laß uns gehen. Ich habe Sorge um Segilunda. Mag sein, dies alles sind Hirngespinnste. Mag sein, sie bindet mich fester als alle Freundschaft. Dass ich nie mehr loskomme von ihr, von der Heimat, — von unserem Sohn!»

Ingwiomir sah dem Bruder fest in die Augen, ehe er sich wandte, vorwärts zu schreiten. Er schwieg, aber sein Blick war strahlend, in sich beruhigt. Ja — über allem Mißverstehen waltete dennoch die Treue, und über aller Freundschaft das unzerreißbare Band des gemeinsamen Blutes. In ihm einte sich Zukunft, Vergangenheit und Gegenwart. —

In der großen, von hölzernen, reich geschnitzten Säulen getragenen Halle lag Segilunda auf niederem Ruhebett und lächelte dem eintretenden Segimir entgegen. Über das dunkle Braun des Felles, das ihr Lager wärmte, hingen ihre langen, goldblonden Flechten. Sie war bleich, fast durchscheinend zart, und ihre zur Begrüßung erhobenen Hände bebten in Ergriffenheit. Mutterhände waren es, zärtliche Schalen, geöffnet für alles Gute und Reine, die das Empfangene voll Liebe tragen, die schützen und hüllen und sich immer wieder in Hingebung öffnen.

Aber er sah nicht auf Hände und Lächeln. Er sah auf die Stirn. Er liebte ihre reine Rundung. Aber er hatte nie zuvor auf ihr ein Licht gesehen wie heute. Wie ein Mal stand es auf ihr, als hätte die Hand eines Unsichtbaren sie berührt und sein Siegel auf ihr zurückgelassen: wie ein Blatt, ein herzförmig strahlendes — und es strahlte Frieden und überwundenen Schmerz. Sieg leuchtete es.

Und zwei Namen klangen auf in ihm, Namen, die ihre Träger siegelten: ihr Name und der des Sohnes: Segilunda und Segifrithurs. Aus ihrem Herzen, aus der hingebenden Herzkraft, deren Zeichen die Linde ist, hatte sie den Sohn empfangen und dem Licht gegeben. Sieghafter Frieden war aus ihr geboren.

Vor ihm stand Ulla, seine Mutter, und hielt ihm das Kind entgegen. Sie legte es wortlos in seine Arme, öffnete weit das Tor, dass er es segne auf der Schwelle. Die Sonne leuchtete auf dem blonden Flaumhaar, groß und ungeblendet sahen die blauen Augen in das erste Licht, das sie traf.

Segimir wandte sich in die Halle zurück, schritt am Herd vorüber zum Lager der Mutter und legte es an ihre Brust. «Segifrithurs lebe!» sagte er.

Denn dies war der Brauch: jedes Neugeborene wurde dem Vater gegeben, der es töten durfte oder es dem Leben schenkte, dem Leben der Erde, das es einsog mit dem ersten Tropfen der Muttermilch. So lange war es ein aus fernsten Sternenswelten Herniedergesunkener, ein Himmels Geschenk, das angekommen oder zurückgewiesen sein durfte — nun, wenn es verbunden war mit dem strömenden Quell heiligster Erdennahrung, war es heimatberechtigt und umwoben von den Schicksalen und Kräften der Menschen.

Sie sahen schweigend, wie der Knabe trank, wie seine Augen sich schlossen und er satt und friedlich seine Lippen löste, wie sein Köpfchen sich in die sanfte Rundung der Schulter seiner Mutter bettete. Nun schlief er im Schutz ihrer Arme dem Erdenleben entgegen.

Ulla legte die Hand auf die des Sohnes. «Zur Mitternacht ist er geboren, zur Wintersonnenwende, Segimir.»

Segilundas Augen strahlten. «Du wußtest es, du hast es gefühlt! Wir wußten es beide zuvor, Mutter Ulla.»

«Ja — du träumtest es, Segilunda. Darum glaubte ich daran. Und als Urdh sang, war mir bange um dich. Aber als Skuld «Bal, Bal, Bal» rief, griff es mir ans Herz wie niemals. Und ich wußte, dass unsere Ahnung Wahrheit geworden war. Den Namen wußte ich nicht —aber gibt es anderen als diesen? Der sein Wesen zeichnet und seinen Weg? Der diesen Weg leicht macht. Es ist schweres Schicksal, als Fürstensohn geboren zu sein in der Mitternacht — es ist ein Siegel, der Ruf, — weißt du es, Segilunda?»

Sieh doch, Segimir, wie licht er ist! So sah ich ihn immer, schon ehe er in mir war. Er ist ein Licht, das in der Mitternacht leuchtet —und das Dunkle hat nicht Gewalt über ihn.»

«So war es. Früher. Unsere Zeit ist anders. Das Dunkel wird tiefer. Es herrscht. Nur der besiegt es, der sich mitten hineinstellt. In den Tod. Als ein Einzelner, als Einziger, in eine tod-dunkle Welt.»

«Immer sprichst du von einer neuen Zeit, aber niemals in Hoffnung, mein Sohn,» sagte Ulla. Ihre klare, tiefe Stimme klagte. Sie saß neben dem Lager auf hochlehnigem Stuhl, über den ein goldleuchtendes Fuchsfell gebreitet war, und ihre hohe, dunkle Gestalt hob sich streng und freudlos ab von der sprühenden Pracht. Ihr kunstlos aus grober Wolle gesponnenes neues Kleid, das sie in starren Falten umhüllte, ihre Arme und Hände waren ohne Schmuck. Ihre glatten, leise ergrauenden Haare lagen einer Krone gleich über der Stirn — und so schlicht ihre Tracht schien, war doch Gestalt, Haupt und Gebärde königlich, gebietend und ehrfürchtig alt. Alles dies, und zugleich schmerzlich. Sie war gütelos, darum ohne Verstehen. Voller Krampf und Leiden.

«Ja, Mutter,» antwortete Segimir. «Aber ich beklage sie nicht. Ich kenne nur den Aufgang der neuen Zeit. Das Alte ist vorbei, wir stehen noch auf der Schwelle. Aber die Jungen, die jetzt Geborenen, werden sie überschreiten. — Mir gabt Ihr schon einen Namen, der über die Schwelle hinausweist, den Bruder durftest du noch nach alter Sitte nennen. Aber die Namen sind Siegel: ich siege in mir, — und das war niemals zuvor. Hast du es bedacht, als du mich nanntest? Heute muß ich es dir sagen, Mutter Ulla. Denn heute ist alles neu, alles anders für mich. Es ist Licht um mich geworden. In ihm sehe ich unser Schicksal. Segilunda

hat mir dies Licht geschenkt, es wird mich führen. Aber wie mich der Bruder nicht versteht, wirst du mich nicht begreifen, Mutter.»

Ulla antwortete lange nicht. In der Halle wurde es dunkel. Das Herdfeuer leuchtete heller auf, je tiefer die Schatten der Säulen fielen. Segilunda schlief, die Hände auf der ruhig atmenden Brust verkreuzt, so daß das Kind, von dem Rund ihrer Arme umschlossen, sich leise und langsam auf ihr wiegte.

Endlich sagte Ulla, ihr Blick auf den Enkel gerichtet: «Und doch, obgleich neue Zeit beginnt, scheint dir die Stunde wichtig, in der dein Sohn geboren wurde, scheint sie dir Wahrzeichen seines Schicksals, wie in uralten Zeiten. Warum, wenn du Neues willst, liest du noch für dein Kind aus den alten Zeichen?»

«Die Sterne sind ewig, Mutter, sind weder alt noch neu. Wer unter dem Siegel der Ewigkeit ins Leben tritt, muß es tragen. Das sind Runen, in das Weltall gezeichnet, in Herz und Stirne gegraben. Aus ihnen, aus der ewigen Wahrheit, lese ich das Schicksal. Sie ist nicht zeitlich. Nichts stürzt sie um. — Und auch Namen sind Runen. Ich fügte sie zusammen, weil ich sie las. Ich habe sie. aufgelesen. Und ich streue sie aus auf seinem Weg, dass er sie findet und neu zusammenfügt, und im Mühen um dieses Finden und Lesen sein Schicksal fügt — und sich selbst seinem Schicksal.»

In das Dämmern der Halle drang Licht. Ingwiomir trat ein, eine Fackel tragend. Er befestigte sie in eisernem Ring an der Wand, sorgsam, dass ihr Feuer, schräggerichtet, der hölzernen Mauer nicht Schaden bringe.

Er sah auf Segilunda und das Kind, auf Mutter und Bruder. Er lächelte.

«Es ist ein Sohn: Segifrithurs. Ein Mutternachts-Sohn.»

Ingwiomir setzte sich zu Füßen der Mutter auf die ausgebreiteten Felle, die den Boden bedeckten.

«Ich hörte wohl, dass es Grosses bedeutet, ein Mutternachts-Sohn zu sein. Erzähle mir, Mutter, was du ahnst oder weißt!»

Ullas strenges Gesicht wurde von einem Schimmer leiser Zärtlichkeit überflogen. Sie beugte sich nicht zu dem

jüngeren Sohne nieder, sie blieb starr aufgerichtet. Aber es schien, als spräche sie nur zu ihm, wie zu dem kleinen Knaben, der sich an ihre Kniee schmiegte und ihr ganz gehörte — ein Wesen mit ihr, untrennbar verbunden.

«Dort, wo Wasser und Himmel ineinander übergehen und Berge nicht sind und nicht reißende Ströme, wo die Schwäne singen und Wälder im Wasser versinken und Menschen wohnen, die größer und blonder und stärker sind als wir, lebt in den Wassern die Mutter, Nerthus. Alljährlich erscheint sie, von weißen Kühen mit silbernen Hörnern gezogen, auf einem Wagen, der wie ein Kahn, gleich einer Wiege geschwungen, von Blumen umkränzt, über die Erde gleitet. Dann schweigt der Krieg und alle Arbeit, dann werden Feste gefeiert, dann gehen Jungfrauen und Jünglinge in die heiligen Haine und halten Hochzeit. Und wenn der Mond voll wird, versinkt der heilige Wagen wieder im See und mit ihm die Göttin, und alles ist wie zuvor: Krieg, Arbeit und Last. Aber zur Zeit der Mutternacht und der ihr folgenden Nächte werden Söhne und Töchter geboren, und nur der ist frei und nicht Knecht, der in jenen Zeiten ins Leben kommt. Und von allen der Erste, der Stärkste, wird König. Nur der Mutternachts-Sohn. Er wird von Priestern erzogen, wächst einsam, fern von den Eltern heran, weiß nicht, wer er ist und was ihn erwartet. Bis er Jüngling wird und im heiligen Hain der Göttin begegnet und sie ihn weiht als ihr Kind. Dann kehrt er zurück zu der Sippe und lernt von dem weisesten Führer ihre Gebräuche — und da er sie niemals kannte und immer sich sehnte nach blutsnahen Freunden, nach Frauen und Kriegen und nach Waffen, Rossen und Meth — weil alles dies seit Väterzeiten im Blut kreiste und ihm fremd blieb und ohne Erfüllung, liebt er das Leben, das Land, seine Blutsverwandten mit hellaufleuchtendem Brand. Und stürmt wie ein Held und erkennt wie ein Weiser und ist der König über das Volk der Ingwäonen. — Nach ihm heißt du, mein Ingwiomir, Denn du bist in der Mutternacht geboren. Aber du bist mein zweiter Sohn — und nur der Erstgeborene darf König sein. — Und wir leben nicht im nördlichen Land der Nerthus, wie meine Ahnen. Wir sind Cherusker, über uns waltet Wotan. Wir sind nicht mehr heilig, uns singen die Schwäne der Mutter nicht. Um uns braust Sturm, uns bedrücken die Berge, auf denen Walvater lebt. Wir wohnen im Tal — sind Menschen, und Wotan thront über uns auf den Höhen und zügelt uns mit

dem Speer und hält uns fern von den alten, heiligen Göttern, die er besiegte. Ob ein Mutternachts-Sohn König wird, wie unter der Herrschaft der Nerthus, ob er Held sein kann und ein feuriger Brand — das weiß ich nicht. Was ich kenne, ist lange vergangen, ist Sage geworden. Wie dein Name Sage ist, Ingwiomir. — Aber dein Bruder sprach eben in Rätseln — vielleicht kann er sie uns lösen, vielleicht kann er sagen, wie der neue Mutternachts-Sohn leben wird?».

Segimir sah auf Ulla und antwortete ruhig: «Ja, — Sage war, was du uns erzähltest, nicht Wahrheit. Denn du verschwiegst das Größte, Mutter — wußtest du es nicht? Drei Jahre währte die Herrschaft des Mutternachts-Sohnes, drei Jahre nur. Dann mußte er sterben, als König, im Kampf. Für sein Volk. Und er wußte es, alle die Jahre. Er lebte so glühend, weil er es wußte. Er glühte nicht aus ungebändigtem Willen, wie du es erzähltest. Er verbrannte sich selbst. Wie das Opfer brennt auf dem Steintisch. Und wenn du fragst nach dem Schicksal des neuen Mutternachts-Sohnes, dem Wotan-Irmin geweihten, so sage ich dir: er wird nicht brennen, er wird leuchten. Er wird siegen, aber den Frieden bringen. Er wird überwinden. Er wird kämpfen, um zu schützen, wach, klar, sieghaft leuchtend. Er wird lieben und aus Liebe siegen. Er wird sich nicht selber verzehren. Um seinen Tod wird er wissen, wie die Alten. Und auch sein Tod wird ein Opfer sein. Aber er wird ihn halten, weil er nicht selber verbrennt. Er wird ihn erringen, ihn in immer neuen Stufen erreichen. Jede Stufe, die ihn dem Tode näher trägt, wäre den vergangenen Königen Sterben gewesen. Er überwindet ihn, denn er siegt in Frieden. Er wird leuchten, erleuchten, Nahe und Ferne, Freunde und Feinde, Erde und Himmel. Er wird ein Schwert tragen, das wird flammen, wenn er es schwingt, um zu schützen. Aber wenn er es vor sich hält, zur Erde geneigt, wird es leuchten und mit seinem Lichte bannen und wenn er es hochhebt, um den Göttern zu danken, wird es strahlen wie ein Komet. — Wo er es findet, wer es ihm schenkt, aus welchen Kräften es erschaffen ist, weiß ich nicht. Aber es wird mit ihm in Eines zusammenschmelzen und ihn schmieden. Und mit ihm eine Welt.»

Segilunda war lange erwacht. Sie lag bewegungslos und sah auf Segimir. Nur ihre Augen lebten, strahlten. Nun richtete sie sich auf, nahm das Kind und reichte es dem Vater.

«Laß ihn die Sterne sehen, Segimir, laß ihn auch die Finsternis sehen, in der er leuchten soll. Und die Sterne sollen ihn segnen. Die Iringstrasse, die er gehen muß, der Irminwagen, auf dem er fährt, und Oerwandil, der Weltenwanderer, dem er folgt — wem gehört er zu, von welchem Stern kam er zu uns? Welcher Stern bist du, mein Segifrithurs?»

Segimir umhüllte das Kind mit Fellen vor der eindringenden Kälte der Nacht. Wieder stand er auf der Schwelle und hielt es dem Himmel entgegen.

Segilunda deutete hinaus. Über den Bergen, nahe dem zum Westen aufwärtsschreitenden Bilde des Weltenwanderers stand, rot-grün wechselnd, alles andere überleuchtend, der größte, der heiligste Stern. Sein Rot funkelte Sieg, sein Grün strahlte Frieden: aus seinem Glanz war der Mutternachts-Sohn zur Erde niedergesunken.

2. KAPITEL

DIE BEREITUNG.

Unter ragenden Baumriesen ritten zwei Reiter. Der Eine war jung, ein hochgewachsener Knabe, der andere mittleren Alters. Er trug einen kurzen Mantel über leinenem Hemd und einen schwarzen Helm, den ein Fuchskopf krönte. Sein schmales, verwittertes Gesicht, durch das unzählige Fältchen liefen, die buschigen Brauen, sein brandroter Bart, das Pferd, auf dessen Rücken er ohne Sattel wie mit dem Braunen verwachsen saß: all dies zusammen gab ihm den verschlagen sicheren, überlegenen Ausdruck jenes Tieres, dessen Wahrzeichen er trug. Der Knabe ritt ein schneeweißes Ross von edelstem Wuchs, auch er ohne Sattel, aber sein Reiten glich einem fröhlichen Wiegen und Schweben, und sein goldblondes Haar, das, von buntfarbigem Band zusammengehalten, lang bis zur Schulter hing, flatterte ihm um die geröteten Wangen. Er war in ein weißes, ärmelloses Gewand gekleidet, das ein mit seltsamen Zeichen gewebtes Band, gleich dem Stirnreifen, gürtete, seine Füße steckten in plumpen Schuhen aus geflochtenen Lederriemen.

«Bist du ein Freund meines Vaters, Uto?» fragte der Knabe.
«Erzähl mir von ihm! Werde ich ihn heute noch sehen?»

Das sind viele Fragen auf einmal», antwortete der Mann brummend. «Wie sollte Uto es wagen, sich Freund des Fürsten zu nennen! Ich bin ein Freier, aber doch nur ein Manne. Ich bin der Freund des Segest.»

«Wer ist Segest?»

«Fürst wie dein Vater, aber geringer an Land und Leuten. Blutsbrüder sind sie, Segest und dein Vater Segimir. Darum, — wenn ich Freund bin des Einen, muß ich auch dem Anderen die Treue halten.»

«So bist du doch auch meines Vaters Freund und bringst mich zu ihm? Oder wohin reiten wir?»

«Ich sagte dir schon: ich bin der Freund des Segest. Zu ihm führe ich dich.»

«Und mein Vater?»

«Du wirst ihn sehen. Er ist wohl bei ihm.»

«Warum sagst du: «wohl»? Weißt du es nicht? Ich will meinen Vater sehen!»

Uto wandte sich mit hämischem Lächeln, das zuckend über die Fältchen seines Gesichtes lief, zu dem Knaben.

«Ich denke, dort, von wo du herkommst, hätte man dir den Eigenwillen ausgetrieben und dich gelehrt, ältere Leute nicht unnütz zu fragen? Du scheinst sehr bald die guten Lehren zu vergessen!»

Des Knaben Augen, die zuvor vertrauensvoll fragend und erwartend zu dem Manne aufgeschaut, blitzten. Helle Röte schoß ihm in Wangen und Stirn.

«Was weißt du von den Lehren und dem Leben im Sternhof, Uto! Wenn ich meine Lehrer frug, erhielt ich freundliche Antwort. Was du mir sagst, ist mit bösem Willen gesprochen!»

Er reckte sich in den Steigbügeln und trieb das Pferd zu schnellerer Gangart. Er schrie im fliegenden Reiten, und seine hochmütigen Worte waren wie Peitschenhiebe, die er in verwundetem Ehrgefühl schlug:

«Meine Lehrer sind Edle. Die frage ich nie. Ich brauche sie nicht zu fragen. Aber du bist ein Manne des Vaters — du mußt mir antworten, wenn ich dich frage. Nur — ich will keine Antwort von dir. Du lügst!»

Er sah vor sich hin, in die Luft, auf dem Weg. Seinen Begleiter schien er nicht mehr zu beachten.

Uto lächelte. «Du hast recht, junger Herr. Aber Uto hat nicht gelernt, viel zu reden. Ein Manne hat nur zu schweigen. Und dann: bald bist du bei Segest, ihn magst du fragen. Sieh, dort liegt schon die Burg!»

Auf einer felsigen Höhe, unterhalb bewaldeter und schluchtenreicher Berge, lag ein aus klotzigen Eichstämmen

gebautes Haus, umwehrt von Mauern aus geschichteten Steinen und einem hohen Turm an der Seite, auch er aus Stein, kunstlos und ungefüge. Grau waren die Mauern, grau die verwitterten Wände des Hauses, wie die Felsen, auf denen es stand. Ohne Baum, ohne Grün oder andere Farbe der Pflanzen, denen der steinige Grund das Wachstum verbot —freudloses Heim auf unfroher Höhe, die zu jeder Zeit im Schatten der verdunkelnden Berge lag.

Der Knabe sah mit gerunzelter Stirn zu dem finsternen Nest hinauf. Eine Weile schwieg er. Dann, indessen die Pferde keuchend den steilen und schmalen Pfad durch Dornen und niederes Gestrüpp erklommen, sagte er plötzlich, schnell, leise, wie beengt von anstürmender Furcht, die er zu bannen versuchte:

«Eine Frage noch, Uto, ehe wir Einkehr halten: Wie heißt der Wahlspruch des Segest?»

«Der Wahlspruch? Wie meinst du das?»

«Nun — jeder Mann hat doch seinen Wahlspruch. Seine Runen. Wenn du der Freund des Segest bist, muß du sie kennen!»

«Nein — er hat wohl keinen.» Utos Stimme, die sonst spöttisch kalte, klang ehrlich und staunend. Als fragte er selbst und begriffe nicht, dass er nicht eher gefragt.

Und dann, wieder lauernd und ein wenig höhnisch, aber gemildert durch ein Lächeln in den Augen, wie man zu altklug redenden Kindern halb belustigt spricht:

«Hast du denn einen Wahlspruch, junger Herr?»

Der Knabe sah ihn an. Uto wurde ernst, fast beklommen unter dem Blick dieser blaublitzenden Augen. War dieses Kind wirklich ein zwölfjähriger Knabe?

«Ich brauche keinen. Mein Name ist aus Runen gefügt. Er ist mein Wahlspruch. Weißt du ihn nicht? Ich heiße Segifrithurs.»

In der Halle saß Segest neben dem Herd. Allein. Segifrithurs und Uto traten ein, Uto beugte sich nieder zu seinem Freunde und flüsterte, indessen der Knabe ruhig Segest und die Halle betrachtete. Mit einer Gelassenheit, die mit einem guten Teil Geringschätzung gemischt war. Die Behausung

entbehrte nicht einer Pracht, die man hinter der ungefügen Außenseite nicht vermuten mochte — dennoch schien der Knabe sie nicht zu bewundern. Die geschnitzten Säulen trugen Waffen und blitzende Zierrate, deren Sinn er nicht verstand, über den Boden lagen Felle und Teppiche gebreitet, auf Tischen standen Geräte seltsamer Form: Schalen aus Silber und Gold, buntfarbig undurchsichtige Gläser, Humpen aus Tierhörnern auf silbernen Füßen. Die hölzernen Bänke und Truhen, die den Wänden entlang liefen, schmückten buntgewebte Decken und die wenigen, hochlehnigen Stühle trugen Felle kostbarer Tiere. Aber trotz der vielen Farben und blitzenden Geräte schien die Halle kalt und ohne Leben: es fehlte der wuchtige Stamm des Baumes, der den Mittelpunkt bildete in anderen Hallen und Häusern, es hing kein vom Widerschein des Feuers überglänzter Ast ständig leise bewegter Blätter über dem Herd, der am Stamm des Haus-Baumes seine geweihte Stätte hatte. Denn der felsige Grund bot ihm keine Nahrung. Oder Segest begehrte nicht nach dem heiligen Baume. Schien nicht die ganze Halle anders als die gewohnten? War sie nicht fremdartig in ihren Maßen und ihrem Schmuck, — absichtlich fremd?

Segest erhob sich. Auch seine Kleidung war ungermanisch: ein langes Gewand aus weißem Stoff, wie gewollt in schönfließende Falten gelegt, ungegürtet und mit goldener Schließe gehalten, umhüllte ihn bis zu den Füßen, an denen er leichte, lederne Sandalen trug. Seine Haare waren nicht kurz geschnitten, aber von einem fremdartig gearbeiteten Kranz kupferner Blätter umwunden und sein Gesicht war bartlos — das spöttisch überlegene, unbewegt kühle Gesicht eines Römers.

«Du hofftest, deinen Vater hier zu finden, Segifrithurs? Du bist enttäuscht? Nun, er kommt noch heute. Ich rufe ihn, denn er weiß nicht, dass du bei mir bist. — Komm, setze dich zu mir. Uto, rufe die Mägde, dass sie euch Speise und den Willkommenstrunk bringen. So vergeht dir die Zeit.»

Segifrithurs setzte sich auf den ihm gewiesenen Stuhl und betrachtete Segest, der sich auf ein Lager zur Seite des Feuer legte. Beide sahen sich an, beide schwiegen. Und beide wußten: sie waren sich feind.

«Willst du morgen zurück in den Sternhof, Segifrithurs? Oder, — wenn du nun einmal fort bist, soll ich deinen Vater bitten, dich hier zu lassen?»

«Hier bleibe ich nicht. Wenn ich meinen Vater sehe, bitte ich ihn selbst, bei ihm zu bleiben. Aber nur, wenn er mir gefällt.»

Segest lachte. «Glaubst du, er könnte dir nicht gefallen?»

«Das mag schon sein. — Uto sagte, er sei dein Freund und der seine?»

«Du gefällst mir, Segifrithurs, du sagst die Wahrheit in römischer Weise, — nicht plump und geradezu, wie es unsere Art ist. Wer lehrte dich das?»

Der Knabe sah ihn verständnislos aus seinen großen sonderbar leuchtenden Augen an. Sie waren so klar und zugleich so forschend, als könnte ihnen nichts verborgen bleiben, und sie waren so tief, dass man den Grund nicht erkennen konnte. Segest dachte wie Uto: war dieses Kind wirklich ein zwölfjähriger Knabe?

Also hatte ihn niemand gelehrt, auf römisch verhüllte Art die Wahrheit zu sagen. Dann war er ein Römer, brauchte es nicht mehr zu werden. So wuchs anscheinend ein Geschlecht heran, das schon von römischer Sitte so viel eingezogen hatte, dass es keiner Schulung in ihr mehr bedurfte, — ja, die Luft war erfüllt von Rom, von seinem unwiderstehlichen Zauber, und die Väter, die ihm verfallen waren, selbst wenn sie es niemals mit eigenen Augen sahen, zeugten Kinder, die schon Römer waren. O, dass er, Segest, noch keinen Sohn besaß! — Aber dies bedeutete allein schon mehr, als er erwarten durfte: dass der Knabe, den er heimlich entführen ließ, damit er der Zucht seiner Lehrer entwüchse, die ihn formen wollten nach ihrem uralten, strenggläubigen Gesetz, schon im innersten Kern seines Wesens ein Römer war — und dazu ein blonder, helläugiger Starker, der das siechende Rom mit neuer Kraft erfüllen und erhalten würde, wie ein belebender Genesungstrank. Denn Segest wußte um seines Freundes Segimir heimliche Hoffnung auf diesen Knaben, von dieser Hoffnung auf Neues, das er bringen sollte. Er kannte die Stunde seiner Geburt. Er deutete sie in seinem Sinne. Er achtete Segimirs Glauben an jene Stunde, die ihm das Opfer auferlegte, sein erstgeborenes Kind fern von den

Eltern, unter fremden Menschen aufziehen zu lassen, — wie jeder Mutternachts-Sohn seine erste Kindheit verbrachte, bis zur Zeit seiner Mannbarkeit. Aber Segimir erhoffte ein Wunder, an das Segest nicht mehr glaubte. Er suchte das Neue, er glaubte, dass es keimen würde in seinem Sohne trotz der alten Umwelt, in der er aufwuchs — er glaubte so inbrünstig an die Größe der Zeit und an die Berufung des Kindes, dass sie alles ererbt und erworbene Alte flammend zerstören und neu erbauen würde, indessen Segest der Macht der uralten Kräfte mißtraute, die jene Männer besaßen, unter deren Schutze der Knabe stand. So ließ er ihn heimlich entführen unter listigem Vorwand — und sah nun selbst, dass der Glaube des Vaters die Wahrheit fand: Segifrithurs war unverdorben durch die Magie der Alten, er war er selbst, unverbogen und stark. Und was noch in ihm leben mochte an altem Erbe, würde verwehen vor der Gewalt des allmächtigen Rom.

Segest mußte lächeln. Er hatte in seinen Gedanken ins Feuer geschaut und des Knaben nicht mehr geachtet. Nun sah er auf ihn. Segifrithurs war aufgesprungen, die Hände in Staunen erhoben. Seine Augen, aufgerissen und starr, sprühten in Blitzen und sein Mund stand offen im Oh!: er sah zum ersten Mal im Leben ein anderes Wesen als Knaben und seine Lehrer, als Pferde und anderes Getier: — ein Mädchen. Vielleicht dachte er, es sei eine Göttererscheinung, denn seine Gebärde war voller Ehrfurcht, vielleicht rauschte schon ein erstes Raunen seines Blutes in ihm auf — irgend etwas rührte Segest an diesem kindlichen Staunen, griff ihm ans Herz und ließ es lauter schlagen, als wehe ihn kommendes Schicksal an — aber er war nicht der Mann, über Kinder und Ahnung zu grübeln, er lächelte, und lächelte sich überlegen hinweg über jedes Gefühl.

«Das ist Thursinghilda, meine Tochter, Segifrithurs. Wenn du bleibst, soll sie dir Schwester und Spielgefährtin sein!»

Es war kein Wunder, dass Segifrithurs in Staunen erstarrte. Thursinghilda stand vor dem Feuer, ein goldenes Gefäß in beiden Händen, das sie sorgsam hochhielt und über dessen Rand sie jetzt die Augen hob, ihn anzusehen: tiefblaue Augen unter dichten Wimpern, die rotblond waren wie ihr Haar. Das stand wie ein Schein von Gold um ihr sehr bleiches Gesicht und fiel ihr lang bis über die Schultern herab

wie ein Gespinst kostbarer Fäden. Sie trug ein weißes Kleid ohne Schmuck und ging mit bloßen Füßen, sehr behutsam und leise, denn sie hütete den Inhalt ihres Gefäßes. Es war ein wärmender Trank, der nach Kräutern duftete und in leisen Dämpfen aufwärtsstieg, so daß ihr Gesicht wie hinter einem Schleier von ihm überweht erschien, — sehr zart, sehr zerbrechlich und kostbar war dieses Kind, seinem hochklingenden Namen nicht entsprechend.

Segest sah sie an — wie bewegungslos sie stand hinter dem Schleier der aufsteigenden Dämpfe, als hielte sie eine Opferschale statt eines einfachen Trankes. Alltäglich sah er sie doch, aber sie war ihm nie so fremdartig schön und so beängstigend zart erschienen. Wie, wenn sie krank war, zu Tode krank? Sie war sein einziges Kind. Es schauderte ihn wieder. Diese Ahnung konnte er nicht fortlächeln. Mußte er mit Segifrithurs' staunenden Augen schauen, um zu sehen, dass sie gezeichnet war?

Er kannte kein langes Zaudern und Bedenken. Im gleichen Augenblick war sein Entschluß gefaßt: es gab nur eine einzige Rettung.

Segifrithurs hatte er ins Leben geholt, zu sich — Thursinghilda mußte er statt seiner in die Einsamkeit bringen, zu den heilenden, wissenden Frauen, die am Fuße des Heiligtums lebten. Bei ihnen würde sie genesen — nur bei ihnen. Ob sie den Göttern dienten, an die er nicht mehr glaubte, ob sie Gewalt gewannen über die Seele des Kindes — sie sollte leben, und jene Frauen dünkten ihn trotz allem die Herrinnen über Leben und Tod. Ja — wenn er sie ihnen gab, sie opferte — lag nicht in jedem Opfer Beschwörung? Konnten sie nicht bewirken, dass dieses Opfer ihm den Sohn bescherte, einen Sohn gleich Segifrithurs, einen starken, blonden, der dennoch Römer war?

Er nahm die Schale aus des Kindes Hand und reichte sie Segifrithurs. Dann führte er Thursinghilda aus der Halle.

Zurückkehrend bot er dem Knaben Speise und Milch und wies ihm ein Lager auf der Bank nahe dem Herde.

«Schlaf, Segifrithurs. Ich muß verreiten. Ehe es dunkelt, kehre ich heim und bringe dir deinen Vater.»

Es stürmte. Der Wind bog die Eichen und Buchen, unter denen Segest ritt, seine Tochter in hüllenden Fellen vor sich.

Er ritt eilend, wie in Flucht. Ihm schien jeder Augenblick kostbar.

Die wuchtigen Felsen stiegen unvermittelt aus den Regenschauer-Nebeln hinter dem Walde hervor. Die Wasser rauschten, Sturm heulte und fand grausiges Echo an den Steinen, die Gewalt dieser Töne überklang das Getrabe des Pferdes.

Er sprang ab, seine Last im Arm, und stieg die kunstlosen Stufen zur Tiefe hinunter. Sie waren glatt von Moos und Regen, er hemmte den Schritt, um sie nicht zu verfehlen.

Die Höhle der Druden war mit Steinen verschlossen. Er mußte schreien, das Getöse des Sturms übertönen, um Einlaß zu erzwingen. Endlich wurde ein schmaler Spalt in der Tiefe geöffnet. Die jüngste der drei Frauen, jene Druda, die Skuld verkörperte, stand in der Spalte. Sie wandte sich zurück, ihre Gefährtinnen zu rufen, ihre Stimme hallte klar und schön von dem Gewölbe der Höhle wider.

Urdh erschien auf der Schwelle. Ihr bleiches Gesicht war zu Segest erhoben, ihre erloschenen Augen sahen lange zu ihm auf — so lange, indessen sie schwieg und seine Bitten nicht zu hören schien, dass es ihn schauerte als bäte er vergebens, als hätte die Herrin über Leben und Tod das Urteil gesprochen, das unerbittlich ein Nein bedeutete. Er ertrug ihren Blick nicht länger. Er sah auf ihre Stirn. Sie war glatt, nicht von Falten durchzogen. Aber sie trug ein Zeichen, eine Rune — war es die Rune des Lebens?

Urdh öffnete ihre Hände, sie waren groß und stark wie die eines Mannes. Schöpfende Hände waren es. Sie hob sie, legte sie auf Thursinghildas Haupt, beugte ihre Stirn auf die des Kindes und nahm es aus dem Arm des Vaters. Wie eine Mutter ein Neugeborenes, schützend, schöpfend, tragend. Über sie hinweg sah sie wieder auf Segest. Ihre Augen waren unergründlich. Es grauste ihm vor diesen Augen. Aber er sah: das Zeichen auf ihrer Stirn war wirklich die Rune des Lebens. Sie hatte seine Bitte erhört. Sein Opfer war angenommen. Ein Opfer den alten Göttern? Was würden sie mehr von ihm fordern? Aber was galt es — war er nicht Herr über sie — durch Rom?

Es dämmerte schon. Segest ritt in rasendem Galopp, beugte tief den Kopf auf die Kruppe des Pferdes, dass er wie ein

Pfeil auf dem abschüssigen Wege dahinschoß — eine unbändige Freude schäumte in ihm über. Aber war es nur Freude? War es nicht auch Flucht, Furcht vor dem Band, mit dem er die Freude erkaufte? Fort, nur fort aus dem Bannkreis des Heiligtums, an dem er keinen Anteil mehr hatte. Und allen Schauer aus sich herausgetrieben durch die schnelle Bewegung, — jenen Schauer, den das seit Generationen immer neu erlebte Geheimnis in seinem Blute aufrauschen ließ wie einen unterirdisch strömenden Quell — gewiß, es war nur diese ererbte Ehrfurcht vor den Geweihten der Götter, vor ihrem Wissen, vor dem Geheimnis, das sie umgab. Es lebte immer noch etwas von dem Blut seiner Väter in ihm und band ihn, wollte ihn zwingen. Er zügelte sich noch nicht, er konnte noch schreien vor Freude und mußte toben, reiten, sein Pferd mißhandeln, um Herr zu werden über seine wilden Gefühle. Er war noch kein Römer, bewahrte nicht seine Gelassenheit in allen Dingen — und doch war es notwendig, überlegen und kalt zu sein in dem Gespräch mit dem Freunde zu dem er ritt.

Er mäßigte die Gangart des Pferdes, nahm den Helm vom Kopfe, preßte die Lippen aufeinander. Er dachte an die römischen Philosophen, die er verehrte und rettete sich in die spöttische Kälte ihrer Gedanken. Gut — es war abgetan. Er mußte lächeln. Ein staunender Knabe, der ein Mädchen sah, ein aufwallendes Gefühl väterlicher Sorge, die blicklosen Augen einer alten Frau — Römer würden sie eine «Hexe» nennen — die Umgebung von Felsen und rauschendem Wasser — so wenig genügte, um ihn zurückzuwerfen. Aber nur so weit, dass er es noch erkannte. Es als Warnung erlebte. War dies die Warnung: hüte dich vor dem Knaben, — er ist kein Römer, wie du es glaubtest? Er ist dein Feind. Dein erstes Gefühl war das rechte. Seine kindlichen Worte, die du nach eigenen Wünschen deutetest, betrügen dich. Ihr seid Feinde, ihr werdet es bleiben?

Und Segimir? Heute galt es die Probe. Wie er sich stellte zu Segifrithurs und zu der Tat des Segest, ob er sie lobte oder ob er sie schalt, ob er den Knaben dem Einfluß seiner Lehrer entzog und ihn römisch machte — das war die langerwartete, die endlich herbeigeführte Entscheidung.

Er sah den Knaben vor sich stehen, sah seine Augen — o, Segifrithurs wußte noch nicht, wer er war, was sich um ihn schlang an widerstrebender Hoffnung!

In der Halle des Segest waren die Tische gedeckt, Knechte und Mägde wirrten durcheinander, Mannen standen mit Schwertern und Schilden wartend an den Wänden, auf den Fluren und im Hofe. Von den Stufen herab, die aus der eisenbeschlagenen Tür vom Frauenhaus zur Halle führten, schritt die Fürstin in römischer Tracht, von ihren Frauen umgeben. Sie schien noch jung und sehr stolz, aber sie lächelte nie und ihre Augen suchten immer den Boden. Dem Knaben, der inmitten der Halle unbeweglich vor seinem Lager stand, von dem er sich ehrfürchtig erhoben hatte, erschien sie unheimlich wie ein lebendig gewordenes, bemaltes Holzbild.

Er schrak zusammen: die Mannen schlugen die Schwerter an ihre Schilder, es dröhnte und blitzte — durch das große Tor traten Segest und viele andere Männer. Der Knabe zitterte. Dort, der Größte, der in ärmelloses Gewand mit gewebtem Gürtel Gekleidete, der Waffenlose neben Segest — das war sein Vater. Mußte sein Vater sein. Wie seine Augen über das Gewühl der Menschen hin suchten, wie sein Haupt sich im Suchen beugte, ein wenig nur, in einer unendlichen Güte — wie blau diese Augen leuchteten, als er ihn fand! Er stand still, er schwieg. Er lächelte. Es schien, als verschlüge ihm die Freude den Atem.

Segrifrithurs flog auf ihn zu wie ein Pfeil. Mitten durch das Gewirr der sich ihm entgegen, den Tischen zustrebenden Männer bahnte er sich den Weg und stürzte sich in die Arme des Vaters, fühlte sich hochgehoben und sah dicht, ganz dicht in die blaustrahlenden Augen. Da dröhnte es schmerzhaft in seinen Ohren, bis ins Herz drang es, unharmonisch und fast wie ein Hohn: die Männer lachten, schrieten, schlugen die Schilde, — ihm und dem Vater, ihrem Wiedersehen zu Ehren. Wie roh es ihn aus seiner Freude riß! War er nicht einen Augenblick ganz allein mit dem Vater gewesen — so allein wie unter den Sternen auf dem Wall, wenn er Wache hatte des Nachts? O — fort mußte er von hier, von dem Lärm und den Menschen — mit dem Vater zurück zum Sternhof, zur Heimat!

Es dünkte ihn Qual, wie die dampfenden Schüsseln von hastigen Händen empfangen, ihr Inhalt geschlürft und von gierigen Zähnen zerrissen wurde. Die Humpen kreisten, der Lärm wurde ohrenbetäubend. Wie friedlich und rein war das Mahl, das er kannte! Brei aus Hirse oder Schrot, Früchte und Milch war die Nahrung, die ihm und seinen Gefährten gereicht ward. Er kannte keine Gier. Er sah die langen Tafeln hinauf und hinab und fand unter den unzähligen Menschen nur drei, die nicht trunken, nicht tierisch erschienen: seinen Vater, Segest und die Fürstin. Segest lag, römischer Sitte gemäß, auf gepolstertem Lager, er lächelte ihm spöttisch zu, als er seinen Blick bemerkte. Er zerteilte spielerisch zierlich eine gebratene Taube, vor ihm stand ein goldener Becher mit eingelegten Amethysten, den Steinen, die vor Trunkenheit schützen. Er reichte ihn über die Schulter seinem Sklaven hin, einem schmalhüftigen, griechischen Knaben, dessen braune Haut und fremde Tracht seltsam und unnatürlich anmutete — und Segifrithurs wendete den Blick, angewidert von etwas Unverstandenenem. Die Fürstin saß mit gesenkten Augen vor unberührten Tellern, gleich Segest auf gepolstertem Lager, jedoch in aufgerichteter Stellung. Es schien hochmütig betonter Eigenwille in ihrer Haltung sich auszusprechen, ein Kampf, der alltäglich neu, alltäglich fruchtlos, dennoch ausgefochten wurde. Einzig Segimir saß unter den Anderen als ihresgleichen, kaum in Tracht und Schmuck als ihr Fürst von ihnen unterschieden. Er saß auf dem Hochsitz, leerte gleich ihnen die Teller und trank aus dem kreisenden Humpen — und blieb doch unbeteiligt an ihrem Lärmen und ihrem unbeherrschten Genuß.

Endlich war das gemeinsame Mahl beendet, Knechte und Mägde, die Edelfrauen im Gefolge der Fürstin, die Knappen und Mannen verließen geräuschvoll die Halle. Mit ihnen erlosch der Lärm und das Licht, denn sie führten ihre Fackeln mit sich. Nur eine einzige brannte noch qualmend zur Seite des Herdfeuers.

«Segifrithurs!»

Der Knabe flog wieder in die Arme des Vaters. Lange hielten sie sich umschlungen.

Segest sagte, seine Stimme klang unsicher:

«Nun, Segifrithurs, wie gefällt dir der Vater? Willst du bei ihm bleiben oder bei mir?»

Segifrithurs stützte beide Hände gegen die Brust des Vaters und sah in seine Augen.

«Bring mich zu Orvo zurück, Vater», sagte er bittend.

Segimir nahm des Kindes Haupt in beide Hände und legte sein Kinn auf sein Haar. Über ihn hinweg sah er zu Segest, wortlos.

«Seltsamer Vogel, der aus der Freiheit zurückbegehrt in den Käfig! So gut haben sie seine Flügel gestutzt!»

«Vielleicht ist nur dort die Luft, in der er sie zum Fliegen brauchen kann, Segest. Er sieht nicht aus, als wären sie ihm beschnitten. — Warum willst du zu Orvo zurück, Kind? Warum nennst du ihn allein?»

«Mit dir möchte ich zu Orvo, Vater. Du sollst bei mir bleiben!»

«Das kann ich nicht, Ich habe Pflichten. So wie du, so wie Orvo. Willst du nicht mit mir gehen? _»

«Ist es bei dir so laut wie hier?»

Segimir lachte. «So laut? Seid ihr denn nicht lustig, ihr Kinder, und lauter noch als die Mannen?»

«Lustiger wohl, aber wir trinken doch nicht!»

«Nun denn, — überall wird getrunken. — Aber ich weiß, Segifrithurs, du mußt zu Orvo zurück. Ich bringe dich. Wir reiten morgen. Geh nun, und schlafe.»

Segest wanderte auf und ab in der Halle. Die Unrast ließ ihn nicht ruhen, der Zorn ihn nicht Worte finden. O, über dies unbändige Blut, das sich nicht mäßigen ließ!

Segimir legte dem Freund beide Hände auf die Schultern. Er zwang ihn zur Ruhe.

«War es Verrat, Segest? Oder Liebe? Bin ich deiner sicher nach diesem?»

«Es ist die Entscheidung. Sie ist gefallen. Unsere Wege trennen sich.»

«Ja — die Entscheidung. Aber nicht die meine. Der Knabe hat sie gefällt. Er trägt seinen Namen zu Recht: er siegt in Frieden. Sollte er Unfrieden bringen zwischen uns?»

«Wie könnten Kinder entscheiden? Du tust ihm den Willen — ist es aus Schwäche oder Verrat?»

«Und wenn ich warten müßte? Du sagtest es selbst: Kinder können sich nicht entscheiden. Aber sie fühlen wahr. Klarer als wir. Seine Lehrzeit ist noch nicht beendet, die Freiheit verwirrt ihn — und Lehrzeit bei dir wäre allergrößte Verwirrung. — Was willst du, Segest? Glaubst du, er könnte aus Unfreiheit handeln, gezwungen von dir, ohne Liebe? Glaubst du, du dienst Rom, dir und mir, mit einem willenlos fügsamen Werkzeug? Muß er nicht allen Weg zu Ende gehen, alle Lehren prüfen bis zum Schluß? Und dann erst entscheiden, handeln? — Er ist ein Schwert, das noch nicht geschmiedet wurde, er ist noch nicht im Feuer erprobt und im Wasser gehärtet. Wer es schmiedet, gilt gleich — aber wer das Werk begonnen, muß es beenden. Und du hörtest es: Orvo ist sein Meister, nicht du und nicht ich. Doch wenn er es erschaffen hat, magst du es prüfen und schärfen, und wenn es geschärft ist, wird er sich selber entscheiden und blitzen und schlagen — und siegen, Segest. Darauf laß uns warten. Schlag ein, Freund, du Ungeduldiger! Mäßige dich!»

Segest nahm die dargebotene Hand. Er schwieg. Er senkte das Haupt, hob es und lächelte sein spöttisches Lächeln.

«Du Träumer! Nun denn, so laß uns schlafen. Und träume weiter!»

Stundenweit dehnte sich die Einöde hinter dem bewaldeten Kamm des Gebirges. Heide wuchs zwischen Wachholder und dornigen Sträuchern, Wasserlöcher und grüne Moore bargen Sumpfvögel und wilde Tiere, weiße Sandwege leuchteten durch das Braun des Bodens, und über die endlose Einsamkeit wehte der Wind. Am Rande, dort, wo noch fruchtbarer Boden ein Wachstum erlaubte, hoben sich riesige Eichen in schnurgerader Strasse, weit, weit hinein, bis sie sich in verzweigten Sandwegen verlor. Diese Eichen standen wetterfest und durch ihre Anzahl gehegt, vierreihig nebeneinander, wie der Erde ertrotzt, wuchtig und hoch. In ihren breiten, sich verschlingenden Kronen sauste unablässig der Wind, der vom Gebirge wehte, er harfte, er sang, er schrie, er streichelte sanft und peitschte grausam — und vermochte doch nie ihre gewundenen, aufgereckten Zweige zu brechen. Einzig die Blitze hielten häufige Ernte, — ihnen

waren die Eichen gehorsam, denn sie waren dem Blitzgott geweiht, Thor, dem Gewaltigen, der sie grüßte oder fällte, wenn er im donnernden Wagen über die Wolken fuhr. Doch, mochte auch in den Wäldern die Beute seines Zuges dahingemäht liegenbleiben, die Wege versperren, langsam in Trümmer zerfallen und endlich vermodern, — diese Strasse wurde peinlich von jedem gebrochenen Zweig, jedem blitzgetroffenen Baume gesäubert, denn auf ihr zogen allezeit wegmüde Menschen, die von weither kamen. Sie führte zum größten Heiligtum der Gemarkschaft.

Kurz ehe sie sich in dem weißen Sande verlor, plötzlich endend an einer Mauer aus Dornen, die die heilige Stätte umwehte, bog ein Weg von ihr ab, den gleichfalls Eichen umsäumten. Er führte zu einem umfriedeten Hof, der inmitten riesiger Bäume lag, wie eine Insel, abseits und einsam. Diesem Hofe strebten Segimir und Segifrithurs zu.

Auf dem aus Steinen hochgeschichteten Wall erschienen drei Knaben, weißgekleidet gleich Segifrithurs, und hoben ihre gewundenen Hörner zum Mund. Sie bliesen das Willkommen. Sie hielten die Wache und grüßten die Gäste, wehrten den Ungebetenen. Ihr Signal rief die Gefährten. Der Wall füllte sich mit einer langen Reihe winkender, jubelnder Knaben, in deren Mitte ein Älterer stand.

«Orvo!» schrie Segifrithurs. Mit einer Inbrunst, als hätte er ihn nach Jahren wiedergefunden.

Es war nur ein schmaler Weg durch den Wall, der ins Innere des Hofes führte — nur ein Spalt, von einem großen Stein verschlossen, der in hölzernen Schienen lief und zur Seite geschoben und wieder eingefügt wurde, fast unerkennbar für einen Fremden.

Nun umdrängten die Knaben freudig den Heimgekehrten, hielten die Pferde, wirrten lebendig durcheinander.

«Geht!» befahl Orvo. Sie gehorchten ohne Besinnen. Sie entfernten sich fröhlich in den Garten, die Häuser, die Ställe, jeder an seinen Ort, in zuchtvoller Ordnung.

«Ich bringe ihn dir wieder, Orvo», sagte Segimir schlicht.

Orvo legte die Hand auf Segifrithurs Haupt.

«Du kommst gern?»

Der Knabe antwortete nicht. Er sah hingegeben in das zu ihm niedergebeugte Antlitz.

Silberweiße Haare umrahmten es, silbern hing der Bart um Kinn und Lippen, silbern leuchteten die hellen Augen, die farblosen, in denen alle Farben des Himmels und der Erde sich spiegelten, wenn er auf sie sah. Ja, jetzt wurden sie blau, als er in die des Knaben schaute und waren so klar und durchschimmernd, dass Segifrithurs in sie einzusinken glaubte wie in ein Wasser. Wie in den See, der zwischen den Wällen lag und heilig war — in den sie allmorgendlich bis zum Grunde tauchten, schauernd vor seiner Kühle, erfrischt von seiner Reinheit und geborgen in seinem umhüllend durchsichtigen Frieden.

«Geh, tränke dein Pferd!» befahl Orvo.

Und so, als sei nichts geschehen und die gewohnte Pflicht nie unterbrochen gewesen, ging Segifrithurs zurück zu den Gefährten — heim. Nur so, dass er fühlte: es gab ein Feindliches, Lautes, ein Widernatürliches, das nicht Heimat war. Das wartete draußen. Hinter dem Wall. Und einmal würde er ihm begegnen müssen.

Segimir und Orvo wandelten langsam um den Weiher unter den uralten Bäumen. Hier standen Weiden und Linden — «Segilunda», dachte Segimir, «— dein Kind — soll ich allein es sehen dürfen, so lange es Kind ist?»

Otvo fragte: «Trug Segifrithurs nicht Verlangen, seine Mutter zu sehen? Er weiß nichts von Frauen, von ihr — aber sah er nicht Segests Gemahlin? Frug er nicht auch nach der deinen?»

«Er sah sie mit Staunen, fast in Widerwillen. Sie konnte wohl nicht einen Wunsch nach anderen Frauen in ihm wecken. Er hatte nur Sehnsucht nach dir.»

«Er sah ein Zerrbild des äußeren Lebens. Er dauert mich. Es wird ihn aus seinem Frieden reißen. Hast du das nicht bedacht, Segimir?»

«Mich rührte seine Treue zu dir. Was er sah, wird ihm nichts sein als ein Traum. Er wird ihn vergessen.»

«Vergessen? Du kennst ihn nicht, Segimir. Ein Traum, ja — ein Alp, der über ihm liegt und ihn in Grauen bannt. Der ihn enger, unlösbar an mich und den Sternhof bindet. Über den

er nicht siegt, nicht siegen kann — denn er kann nicht vergleichen.»

«So willst du, dass er mit mir gehe?»

«Ja. Und kehrt er zurück, so ist seine Treue erprobt. Und sie wird sich bewähren.»

«Warum liebest du ihn gehen, Orvo?»

«Ich mußte es. Segest ist sein Schicksal. Er begegnet ihm früh, ehe er es versteht. Sein Stern wollte es so. Ihm muß ich gehorchen. Aber damit er dieses Schicksal verstehen lerne, damit es leichter werde, und das Feindliche ihn nicht überwältige, soll er die Heimat sehen, die andere Seite des Schicksals. — Bring ihn zu Segilunda!»

Es dunkelte. Die Knaben kehrten von ihrer Arbeit zurück: aus den Ställen mit Eimern schäumender Milch, mit Körben voll Eiern, aus dem Garten mit Früchten und Honigwaben, heiter, ungebunden, froh ihrer Ernten. Sie füllten den Platz vor dem Hause mit Frische und Lust und warfen sich Scherzworte zu wie fliegende Bälle.

Später saßen sie in neuen Kleidern mit reinen Händen und gekämmten Haaren in der Halle. In zuchtvoller Ruhe, die ohne blinden Gehorsam war. Denn sie entsprang der Ehrfurcht.

Das gemeinsame Mahl, das aus Früchten, Milch und dampfendem Mehlbrei bestand, wurde dankbar genossen: in Dank an die Sonne, die es gereift, an die Erde, die es gegeben, und an die Menschen, die es geerntet und bereitet hatten. Mit Freude wurde es verzehrt, nicht in Begehrlichkeit. Sie waren hungrig von Arbeit und Spiel, sie waren Knaben. Aber ihr geregelt einfaches Leben gab ihnen niemals Anlaß zu Gier.

Die Halle war groß, edel in ihren Massen. Eine Esche breitete ihre gefederten Äste weit über die Häupter, kunstvoll legten sich die schweren Balken der Decke um ihren Stamm, dass kein Regen eindringe und kein Sturm das unter ihr brennende Feuer im Herde verlösche, das Tag und Nacht gehegte. Allabendlich gossen die Knaben die Wurzeln des heiligen Baumes und jeden Morgen früh, wenn die ersten Vögel erwachten — so wie Yggdrasil, die Weltenesche, vom Brunnen der Urdh getränkt ward zur gleichen Stunde in der

Tiefe der Welt. Und jeden Abend im Dämmern, nach dem Mahl, entzündeten sie am Herde die Fackeln, mit denen sie—hinausschritten — wie die Sterne aufleuchteten, die den Sonnenfeuern entstammten. Dann schritten sie schweigend um den Weiher, eine lange Reihe weißgekleideter Knaben und Jünglinge mit vom Fackelschein überstrahlten Gesichtern, in geordnetem Reigen, sich kreuzend, sich voneinander entfernend, in immer neuen Windungen kreisend. Und gingen heim, löschten die Fackeln, und legten sie zur Seite des Herdes nieder bis zur nächsten Nacht. Nur zwölf bleiben zurück. Sie hielten die Wache. Ein Lehrer mit ihnen, der Dreizehnte.

Sie stellten die Fackeln in der Tiefe, nahe dem Weiher, nieder, für den Fall einer Gefahr. Sie schritten im Dunkeln, hoch auf den Wällen. Denn ihre Wache galt nicht der Sicherheit ihrer Gefährten — wer hätte gewagt, den Sternhof in feindlicher Absicht heimzusuchen? Sie bewachten nicht den Schlaf ihrer Freunde —sie suchten die Sterne. Sie lernten ihren Weg am Himmel erkennen, sie zu jeder Stunde der Nacht und jeder Jahreszeit an ihren Plätzen zu finden, wie sie ihren heilig gesetzmäßigen Reigen schlangen. Wie ihr Licht in wechselnden Farben leuchtete, an dem sie zu erkennen waren — wie jene Farben zueinander und zur Erde klangen, wie ihre Kraft verschiedenartig niederströmte zu den Menschen. Da zog der Irminwagen seine Bahn, in dem Walvater über den Himmel fuhr und allnächtlich seine Runen zeichnete: die heiligste, letzte Rune, das Sonnen-Abbild, das Feuerkreuz: Gibur. Da leuchtete das funkelnde Band der Iringstrasse, auf der die Götter wandelten und in dessen flimmernden Glanz der Vogel der Toten und der Ungeborenen flog, der Schwan. Und neben ihm, dem singenden, strahlte das Sternbild der Weltenharfe, deren hellster Stern dem singenden Gotte, Bragi, geweiht war. Von dortherab tönte Musik, strömte Wärme — der strenggefügte Weg des Irmin trug das kühle Denken, und die leuchtenden Augen des Riesen Thiassi, die einst Thor als ewige Erinnerung an gesühnte Schuld an den Himmel geworfen, begeisterten zur Tat. In ihrer Nähe schritt das männliche Sternbild, der Weltenwanderer: Oerwandil, über den winterlichen Himmel. Sein weitausholender Schritt, die heilige Siebenzahl, in der er angeordnet ist, schien würdig und notwendig, als sichtbares Zeichen in unzähligen

Heiligtümern auf der Erde wiederholt zu werden, so dass in Steinen, im Grundriß der heiligen Haine, sein Abbild als hochstrebend kraftvolles Walten dargestellt wurde. Er war der Wanderer — aber sein Wandern war Tun, war Siegen, und im Schreiten, durch seine Gebärde allein, lähmte er die Gewalt des Stieres, der vor ihm flüchtete. Seine Kraft wurde gestärkt durch den Stern, der ihm folgte, dem Hunde, dem Sinnbild der Treue. Er lauschte, er begleitete — nicht nur seinen Herrn Oerwandil, — auch die Menschen. Er verstand und bewachte sie, er hörte ihre Wünsche, er war gütig und trostreich — und wie Oerwandil männlich war, schien er mütterlich zu sein. Aber auch der Planeten Wanderung am Himmel lehrte der Gode die Knaben betrachten: Freyjas heiligen Tanz um die Sonne und Wotans Schreiten von Stern zu Stern, Botschaft bringend und weitertragend. Thors blutroten Schein, der Krieg und Gewalttat brachte, und des Vaters und Gerichtsherrn Ziu weisheitsvoll ruhiges Leuchten, das alljährlich aus anderem Sternbild strahlte, — aus dem heiligen Drehkreis, dem Tyrkreis, der die Erde umschwang.

Auf den Auf- oder Untergang der wirksamsten Sterne waren die Wälle gerichtet, und auf ihnen schreitend, schauten, fühlten die Knaben ihre aufsteigende und niedersinkende Kraft. Sie wurden gelehrt, diese Kräfte in sich und der Erde, an Pflanzen und Tieren ganz zu erleben, zu denken, zu fühlen, — und zu säen, zu heilen nach ihren Gesetzen und ihrer niederströmenden Macht. Sie fühlten sie niederregnen auf sich, sie verbanden sich den Sternen und lernten die heiligen Kräfte der Nächte auszuwirken im Tageslicht. In ihrer Arbeit, wie sie auch sei — ob Saat, ob Ernte, ob Ordnung im Denken oder Tun. Denn sie sollten lernen, auf Erden zu schaffen, — und sie lernten es in Dienen, in Ehrfurcht und Zucht:

Sie wurden zum Sternhof gesandt, sobald sie der Mutter entwachsen und reif zur Arbeit waren — zur kindlichen, leichten im Garten, die dann aufstieg zur Pflege der Rosse, zum Pflügen und Säen, zum Bauen mit Steinen und Schnitzen aus Holz. Sie lernten fechten, mit Schwertern schlagen, sie mußten ringen und Speere werfen — und wurden endlich gelehrt, ihre eigenen Waffen zu schmieden. Dann, wenn dies Letzte gelungen war, durften sie ins Leben hinaus, ihre eigenen Wege zu gehen, — die ihnen ernst und voller Verantwortung erschienen wie die Wege der Sterne

und ihre Gesetze. Und so erwuchs das Geschlecht, das am Leibe bestählt und im Denken wagemutig das Dienen erlernt hatte, um herrschen zu können, Jünglinge, die Männer wurden und Priester waren — königliche Priester. Sie zogen weit fort, wie sie von weither kamen, zur Heimat zurück, in eine Ferne, aus der sie sich allzu oft nie wiedersahen. Aber es umschlang sie alle das gleiche Band und schmiedete sie eng aneinander — und sie waren ein Stab, eine Säule jeder für sich und zusammen, ein festgefügtes Gebäude lebender Menschen, aus Säulen nebeneinander gestellt: Irminsäulen, Abbilder der heiligen Weltenesche, der Yggdrasil, — ein Wald von Eschen, verteilt über das ganze Land. Sie kannten den Sinn des Namens der Weltenesche, denn sie lebten ihn: «Ich trage das Ziel» bedeutete er. Sie trugen es über die Welt, die ihnen Heimat war und standen dort als ihr Abbild, als Säulen des Irmin, des Vaters. Und erbildeten sie in Steinen, die heilig waren, und waren doch selbst jener heilige Stab, — der Wald lebendiger Säulen, der Germanien durchzog.

Die Burg des Segimir lag am Fuße des höchsten Berges und beschützte das Maienheiligtum auf seinem Gipfel. Eng an die Wälder geschmiegt, die sie völlig umgaben, lag die Burg wie eingebettet in Frieden und Einsamkeit. Hochgeschichteter Wall aus wuchtigen Steinen umwehrte die Halle, die Ställe und Häuser der Mannen, die aus Holz gebaut, mit Schnitzwerk und bunter Malerei verziert, festgefügt und wohlgeordnet um einen runden Brunnen standen, über den eine hohe Esche ihre Zweige breitete. Aus der Schmiede, den Ställen, der Halle der Mannen klang fröhlich arbeitsames Geräusch.

Segifrithurs ritt zur Seite des Vaters. Seine Augen flogen hin über den heimatlichen Besitz, den er nie gesehen, er verglich. Er gedachte der freudlos lauten Burg des Segest und der strenggeordneten des Sternhofs und sein Herz schlug höher angesichts des Reichtums und der Schönheit seiner väterlichen Burg. Knappen eilten herbei, die Rosse zu halten, Knechte drängten sich in den Toren, den ältesten Sohn des Fürsten zu sehen. Alle Gesichter, bärtige und junge, schienen fröhlich zufrieden, arglos, treu und ergeben. Andere Mannen besaß Segimir als Segest! Segifrithurs dachte schauernd an Uto.

Die Nachricht von der Ankunft des Knaben verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Auf der Schwelle der Herren-Halle erschien eine Frau: Segilunda.

Sie stand still, mit lächelnden Augen. Vor dem Dunkel des hinter ihr liegenden Raumes leuchtete ihr weißes Gewand, ihre goldblonden Haare.

«Sieh, deine Mutter!» sagte Segimir.

Segifrithurs wandte sich zu seinem Vater. Seine Stimme fragte, leise, leise, ein wenig wie in Furcht: «Sind Mütter immer so schön?»

Der Vater hob ihn hoch, wie in der Halle des Segest. Er antwortete ihm nicht, ihn übermannte Rührung. Er trug den Knaben, wie er den Neugeborenen getragen hatte, und legte ihn in Segilundas ausgebreitete Arme. Ein Schauer überlief ihn. Aber es war wie beim ersten Finden, dem unvergeßlichen Einssein mit dem Vater: ein Störung riß ihn aus seiner Freude. Damals hatten ihn die Rufe der Mannen in der Halle des Segest aus seiner Empfindung aufgeschreckt, jetzt war es kein Ton, nichts Lautes — nur eine kaum wahrnehmbare Bewegung. Es rührte jemand an ihn und Segilunda, und diese Berührung schien feindlicher als das unbeherrschte Geschrei der Männer.

Segilunda ließ ihn zur Erde gleiten. Sie lächelte, aber auch sie mochte die Störung schmerzlich empfinden, denn eine kleine senkrechte Falte in ihrer Stirn strafte den lächelnden Mund Lügen.

«Sieh», sagte sie und legte eine Hand auf Segifrithurs Haar, indes sie mit dem freien Arm einen jüngeren Knaben umschlang, der sich zwischen sie und den älteren schob, «sieh, das ist dein Bruder Kuntari. Gebt euch die Hand!»

Die Knaben gehorchten. Sie sahen sich an und schwiegen. Segifrithurs dachte: Warum ist er nicht bei mir im Sternhof? Warum zupfte er am Kleide der Mutter, als sie mich umarmte, und sieht so finster auf mich?

Kuntari riß seine Hand ungestüm aus der des Bruders und flüchtete hinter Segilunda. Sie lachte.

«Fürchtest du dich vor deinem großen Bruder, mein Kleiner? Ja, er ist hochgewachsen, fast schon ein Mann. Laß mich dich anschauen, Segifrithurs!»

Sie war heiter, warm und frei in ihrer Art, ihre Augen strahlten vor Freude. Dennoch zitterte Segifrithurs wie in Furcht, und nur die strenge Zucht seiner Erziehung, die ihm vor keiner Gefahr und keinem Menschen zu weichen erlaubte, hinderte ihn, sich vor ihr zu dem Vater zu retten. Der Vater und Orvo — ja, das war Gleiches, Bekanntes. Und einen Augenblick, in Segilundas Armen, war auch sie ihm vertraut gewesen. Nun schien sie ihm fremd, ihm klopfte das Herz. Mütter — Frauen waren unheimliche Wesen. Er mußte an Segests Gemahlin denken und an das Mädchen, das seine Tochter war. Ihn überliefen Schauer in der Erinnerung. Sie schienen ihm leblos und unbeweglich. Sie hatten ja auch nicht gesprochen. Sie waren wie Bilder, schreckhaft das eine, das andere seltsam, ergreifend — beide fremd. Aber Segilunda lebte, er konnte sie sehen und fühlen. Und fürchtete sich doch.

«Komm, Segifrithurs, ich zeige dir Hof und Rosse, du darfst im Walde jagen wenn du es willst, oder mit Kuntari spielen. Wollt ihr Speere werfen und sehen, wer siegt? Oder bist du müde?»

Segimir beugte sich freundlich fragend zu seinem Ältesten nieder. Er fühlte sein inneres Beben, er verstand es. Die neue Welt, die um Segilunda webte, verwirrte den Knaben tiefer als Segests überlegen kühle Männlichkeit.

Segifrithurs umklammerte des Vaters Hand. Segimir spürte, dass er ihn fortführen mußte, allein, ohne den Bruder, damit er sein Gleichgewicht wiederfände.

Der Rundgang durch die Ställe, Speicher und Waffenkammern war beendet. Segifrithurs war wieder der fröhlich unbefangene Knabe, der fragte und um sich schaute und mit jedem Wort seine Tüchtigkeit bewies. Sie gingen der Halle zu, Segimir bemerkte das Zögern in den Schritten des Sohnes.

«Warum ist Kuntari nicht auf dem Sternhof?» fragte er plötzlich.

«Sieh, Segifrithurs, deine Mutter mußte dich alle Jahre entbehren. Das ist schwer für Mütter, darum ließ ich ihr Kuntari ganz.»

«Und muß ich nun bleiben?»

«Das sollst du selber entscheiden. Heute noch nicht. Deine Mutter ist dir noch fremd, du kennst unser Leben noch nicht. Wenn du uns kennst, deine Mutter, mich und den Bruder, magst du sagen, ob du bei uns bleiben willst.»

«Ich muß doch noch lernen!»

«Kuntari hat Lehrer — die werden auch dich unterrichten.»

Segifrithurs schwieg. Er dachte: wie Orvo wird niemand lehren!

Dann sagte er, seine Stimme klang unsicher: «Warum gibt es Mütter, Vater?».

Segimir lächelte. Er bog des Knaben Haupt nach hinten und sah ihn an.

«Frage sie selbst, Segifrithurs. Oder, wenn du es nicht wagst — lebe mit uns, so wirst du es wissen.»

In der Halle herrschte schon Zwielflicht. In den kurzen Sommermonaten wurden die Holzwände zwischen den tragenden Säulen an der Ost— und Südfront entfernt, so dass Fenster entstanden, die das vorstehende Dach gegen Regen und Sturm schützten und die an kühlen Tagen durch gewebte Decken und Tierhäute verschlossen wurden. Dennoch pflegte der große Raum in früher Dunkelheit zu liegen, und die an das Licht des Draußen gewöhnten Augen empfanden sie düster, vielleicht bedrückend. Zugleich aber bergend und heimlich wie den Schutz einer freundlichen Höhle.

Segifrithurs und Segimir traten schweigend ein. Gegen den fahlwerdenden Himmel stand vor dem geöffneten Viereck der Südwand ein seltsames Bild, das die Schritte des Knaben hemmte und sein Herz schneller schlagen ließ: Segilunda saß auf niedriger Bank mit gesenktem Haupt, von dem ihr gelöstes Haar wie Licht niederfloß. Auf ihren Knien, ganz von ihren Armen und Haaren umschlossen, lag schlafend Kuntari. Seine Füße berührten den Boden, sein Kopf mit den wilden, hellblonden Locken ruhte auf ihrer Brust und hob und senkte sich wiegend in ihrem Atem. Sie selbst hielt ihre Augen so tief auf den Schlafenden niedergesenkt, schien so ganz eins zu sein mit ihrem schlummernden Kinde, dass sie des Eintritts der Beiden nicht achten mochte. So standen sie still und schauten auf Segilunda, standen minutenlang, bis sie,

von ihren Blicken aufgeschreckt, das Haupt erhob und aus ihrer Versenkung erwachte. Sie lächelte, nahm Kuntari in ihre Arme und trug den leise sich. Streckenden aus der Halle.

Segimir schwieg. Er sah forschend auf Segifrithurs. Was mochte er empfinden ?

Er sah ihr nach wie einer Erscheinung, mit fragenden, erstaunten Augen. Seine Lippen preßten sich aufeinander, er wandte sich ab und ging mit trotzigem Schritten zum Feuer. Er sprach kein Wort, aber Segimir begriff die Erregung des Knaben, die er schweigend zu bekämpfen suchte.

«Das war schon Antwort auf deine Frage, Segifrithurs. Um ihre schlafenden Kinder zu wiegen, kleine und große — dazu sind Mütter der Welt.»

Segifrithurs antwortete nicht. Aber Segimir hörte mit dem Herzen die ungesprochene Frage :

«Warum wurde ich nicht gewiegt wie mein Bruder?»

«Kind», sprach Segimir und beugte sich zu ihm nieder, «dies alles ist dir fremd und wunderbar. Vielleicht vergleichst du mit dir. Aber unser Leben, wie du es jetzt schauen wirst, ist das aller Menschen — Freude, Arbeit, Traurigkeit und Pflicht. Für uns ist dein Leben wunderbar. Wir sind in einem Ring beschlossen, der langsam kreist und alle eint, das ist unser gemeinsames Blut. In diesem Ring ist die Mutter der Mittelstein, das Schönste, das alle lieben. Dich haben wir fortgetragen aus unserem Ring, in einen uns fremden, damit du wachsen solltest nicht nach unseren Gesetzen, den eingeboren menschlich begrenzten, sondern nach deinem — und dem Sternengesetz. In deinem Kreise ist Größe, aber auch Ferne und Kühle. Du kennst nicht die Bergung in mütterlich wärmenden Armen doch auch nicht die Enge des Ringes, der zuweilen bedrückt. Denn ihr seid nicht Ring — ihr seid Wall, ihr schließt euch zusammen und umschließt eine heilige Fülle — das verstehst du noch nicht, denn noch bist du nur ein Steinchen im Bau eures Walles, ein winziger Stern wie die Sterne der Iringstrasse am Himmel, die Wall ist wie ihr, von der ihr nur Spiegelbild seid. Aber wenn du ein Mann bist und zu uns zurückkehrst in den Kreis unseres Lebens, wirst du Mittelstein sein oder Stern — und nicht nur in unserer Enge. Für mehr als die Sippe, für den Stamm —

vielleicht für ein Volk, —wer kann das sagen? Kuntari, der zwischen uns aufwächst, wird immer nur Glied einer Kette bleiben — wie ich, wie dein Oheim. Uns wärmte der Herd, uns haben nicht Feuer geschmiedet. Ich zwar, als ich Kind war, lebte wie du auf dem Sternhof. Aber ich war nicht ein Mutternachts-Sohn. Verstehst du mich, Segifrithurs?»

Der Knabe nickte. Er konnte nicht reden, die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Sehnsucht stand auf in ihm, Klage und Furcht vor dem Leben. Das wogte in ihm, unklar und ihm selbst kaum bewußt. Er fühlte sich nah und fern von dem Vater, in brennendem Sehnen zu der Mutter gezogen und doch von ihr getrennt, als lebte sie auf anderem Stern. Er liebte die Halle, die Burg — und sie beengte ihn dennoch. Eines nur fühlte er sicher, so sicher wie den Hass auf Segest: Kuntari, der Bruder, war ein Feind, war ihm wesensverschieden. Er haßte ihn auch — er stand zwischen ihm und der Mutter. — Nach dem mit den Mannen und Knechten gemeinsam eingenommenen Mahl, das schlicht und weniger geräuschvoll als die Feier Segests verlief, saßen Segilunda, der Fürst, sein Bruder Ingwiomir, Ulla und Segifrithurs allein am Feuer. Die verhängten Fenster ließen mattes Mondlicht und das ferne Geräusch der mählich einschlafenden Hofarbeit, das Rauschen des Brunnens und das Raunen der Bäume in die Halle dringen, die Scheite im Herde knisterten — auch im Schweigen war nieruhendes Leben, naturnaher, heimlicher Ton in dem Raum, als wäre das Leben der Menschen durchwoben von dem Weben und Schaffen des Draußen.

Ulla hatte von ihrer Heimat erzählt, von dem Brausen des Meeres, den breiten Strömen, von Sagen und Bräuchen jener einsamen, weiten Lande, an denen noch immer ihre Sehnsucht hing. Segifrithurs betrachtete sie voller Staunen. Neben ihrer stattlichen Größe schien die Mutter ihm zierlich, fast klein, wie ein Mädchen. Die Ahne war herrisch, ihre Stimme herbe und kalt. Segilundas Stimme klang leise, wie getragen, sanft — woran gemahnte sie ihn? Er sah unverwandt in der Mutter Gesicht, seit die Ahne schwieg und die Anderen sprachen. Er achtete ihrer Worte nicht. Wem glich Segilunda nur?

Das Gespräch schloß ein, Ingwiomir legte neues Holz in das Feuer, dass es aufglomm und die Gesichter im Kreis überglänzte. Der Knabe fragte in das Schweigen hinein:

«Die Ahne kam aus fernem Land und heißt Ulla — woher kamst du, Mutter, und heißt wie wir alle : Segilunda, als wärest du aus unserem Stamm?»

«Unsere Sippe reicht weit, meine Heimat ist viele Tagereisen von hier, und doch waren meines Vaters und meine Eltern Geschwister. Stets das älteste Kind, auch Töchter, tragen den Sippennamen : Sieg.»

«Und wo wohntest du?»

«An der Grenze des Cheruskerlandes. Hörtest du nie davon? Dort liegt der heilige Kreis — mein Vater ist sein Beschützer.»

«Der heilige Kreis?»

«Sprach Orvo euch nie davon?»

«Orvo!» Segifrithurs sprang auf. Jetzt wußte er, an wen ihn die Mutter gemahnte. Orvo glich sie — wie ein zartes, unendlich feines, noch lichtereres Spiegelbild. Nur ihre Augen waren verschieden. Die durchsichtige Farblosigkeit der seinen war in ihr leuchtendes Blau geworden und ihre Haare trugen goldenen Glanz — ja, weil sie wärmte, indessen Orvo kühl blieb und strahlte, hatte er ihre Gleichheit nicht im ersten Anblick erkannt:

«Du kennst Orvo?» Er wußte es: sie waren Verwandte, mußten es sein. Ihn beklemmte die Frage, er wollte Gewißheit. Er hatte nie daran gedacht, dass Orvo Mensch war wie andere, dass er Eltern, Geschwister besaß. Orvo hatte Schüler — ihn — Orvo kannte die Tiere, Kräuter und Bäume, die Sterne, den Mond — kannte er Menschen, Frauen? War er auch einmal ein Kind?

Segilunda lächelte. «Es ist mein Oheim, weißt du das nicht? Sprach er niemals von unserer Heimat?»

«Nein — erzähle mir du!»

«Auf einer Höhe liegt unsere Burg, am Rande des heiligen Kreises, am Eingang. Dort weht der Wind, denn die Burg steht frei und ist groß und aus riesigen Steinen. Sie hat Türme, auf denen brennen lodernde Feuer — Tag und Nacht

brennen sie als Zeichen. Sie leuchten über das ganze Land, damit man den Weg in den heiligen Kreis hinein findet. Sie hat Tore — eines nach Norden, das ist aus Eisen und fest verwehrt und immer bewacht von den kräftigsten, ältesten Mannen, — eines nach Süden, das ist aus Kupfer und leuchtet wie die Sonne. Alltäglich wird es mit wollenen Tüchern gerieben, damit es den Glanz nicht verliere, — wie oft habe ich es geputzt! Es dreht sich spielend in seinen Angeln und wird von Jungfrauen bedient. Zwischen den Toren liegt die Burg, in ihrem Hof quillt ein Brunnen, der formt sich zum See mit klarblinkendem Wasser, in den wird jeder getaucht, der durch das kupferne Tor in den heiligen Kreis zu schreiten begehrt. In der Burg waltet mein Vater. Er ist Gode und Kämpfer. Er prüft, die Einlaß begehren.»

«Und Orvo?»

«Orvo lebte im heiligen Kreis. Von dort aus sandte ihn mein Vater zum Sternhof.»

«Was tat Orvo dort?»

«Er war Lehrer und Gode.»

«Und du?»

Segilunda sah auf Ulla und schwieg. Der Knabe begriff : vor der Bluts— und Wesensfremden konnte die Mutter nicht sprechen. Er fühlte, ohne die Heimat seines Geschlechtes zu kennen, dass es heiligster Bezirk sein mußte, von dem man nur zuweilen, nur zu Vertrauten auszusagen vermochte. Es bedurfte auch keiner Worte mehr. Denn es wallte und webte in seinem Blute und vor seinem inneren Auge wie eine ferne Erinnerung oder wie Zukunftsahnung — und dieses Auftauchen ferner, unendlich vertrauter Bilder wurde überflutet von dem Gefühl beseligenden Glückes: seine Mutter war Orvos Verwandte, in ihm floß das gleiche Blut wie in des geliebten Lehrers Adern — o, er würde werden können, werden müssen wie Orvo!

Wenn er später jenes ersten Abends im väterlichen Hause gedachte, leuchtete immer wieder diese Freude in ihm auf, das Gefühl eines unbegreiflich heiligen Einsseins — der Kette, des Ringes, von dem der Vater ihm sprach. Ihr Ursprung kam aus weiter Ferne, verlor sich im Dunkel, aber das Jetzt, das ihn sich als Glied dieser Kette fühlen ließ, leuchtete strahlend. Es tönte. Oder rauschte es nur? Nein, es

war Melodie, es schwang Rhythmentragend umeinander. Wie die Rhythmen der Sterne, wenn in den Nächten auf dem Wall des Sternhofs alles schwieg, alles dunkel war, kein Zweig sich rührte und kein Wasser klang — wenn da nichts mehr war als die blauende Kuppel des Himmels und die tragende Erde, und es langsam kreiste, leise niedertropfte, keine Zeit mehr schlug — dann tönnten die kreisenden Sterne, dann sang ihr niedertropfender Segen. So klang es in ihm, kreiste: Segilunda, Orvo, Segifrithurs. Jeder Name trug seinen eigenen Klang, so harmonisch sie sich auch ergänzten. Segilunda — das war Güte, Lächeln, war Ruhe. Orvo war Ruf, zweimal ertönder, heilig gedämpft, wie Beschwörungsformel, wie Siegel und Rune. Segifrithurs klang hell, Fanfare und Schwert — Tat, Wille, unbeirrbar und stark.

Der Knabe erlebte dies alles nur in Bildern, in leisen Gefühlen, die ihn begleiteten, bis er sie später verstand. In jener Nacht fühlte er zum ersten Mal seine Heimat — nicht die Burg seines Vaters, nicht den Wald und die Berge, in denen sie lag. Seine Heimat war groß — viel größer als er geahnt. Sein Geschlecht war heilig — sein Geschlecht war bestimmt zum Hüter, — der Ahne fern an dem heiligen Kreis, sein Vater hier an dem Hain und dem Berg der Ostara — im Blut seiner Sippe tönnten die Rhythmen der Sterne, deren Heiligtümer sie auf Erden in Opfer und Kämpfen bewachten, — ihre Heimat war hier und in den heiligen Sternen.

Es war kein Schmerz, als Segifrithurs Vater und Mutter verließ, um zu Orvo zurückzukehren. Zu Worten formte es Keiner von ihnen, weil sie es ohne Worte verstanden: er kehrte zurück, weil sein Schicksal ihn rief. Sein Schicksal hieß, seinem Namen zu folgen, und sein Name forderte Schulung, Weihe und Tat. Aus der Heimat, der Sippe, zog es ihn wieder fort zur Strenge der Zucht, aus der Wärme zum kühlen Leuchten der Sterne, aber er trug die Bilder der Heimat, der Mutter, als stillen Segen im Herzen.

3. KAPITEL

DIE BERUFUNG.

Segifrithurs stand in der Schmiede des Sternhofs vor einem gewaltigen Feuer, das zwei seiner jüngeren Gefährten mit Blasebälgen zu lodernder Glut entfachten. Er war nackt bis auf einen kurzen ledernen Schurz, auf seiner Stirn perlte der Schweiß. Vom Westen herüber wehte ein kühlender Wind in die offene, nur von einem niedrigen Dach beschützte Werkstatt und ließ ihn aufsehen. Die Sonne sank, — ehe sie den Horizont berührte, mußte sein Werk beendet sein: sein Schwert.

Er schien sich ganz allein, er achtete seiner jungen Helfer nicht. Er dachte nichts, er fühlte auch nichts, — er schuf. Und ihm schien, als würde er im ganzen Leben nichts schaffen, was diesem Schwerte gleich sein würde.

Die Sonne sandte ihre letzten Strahlen, als er es zischend in das Wasser stürzte, dass der aufsteigende Dampf ihn in Wolken umhüllte — in Wolken, aus denen ein Gesicht sich formte, das ihn mit forschendem, ernstem, mit fragendem Ausdruck ansah — mit einem streng, wie in Schmerzen verschlossenen Mund, der dennoch fragte, — wortlos, erschütternd herbe, mit Augen, die bis in das Innerste zu sehen schienen, die aus unendlicher Einsamkeit herleuchteten, wissend, schmerzlich. Augen? Nur das eine richtete sich auf ihn, fragte, brannte sich unauslöschlich in seine Seele. Das andere blieb geschlossen. Wer hätte wohl den Blick beider Augen ertragen? Und Segifrithurs erkannte: Walvater sah ihn an, Wotan fragte. «Für wen schmiedest du das Schwert? Für dich — für Kampf und Sieg? Oder für mich — für den Frieden? Ist es dein Schwert oder meines, Segifrithurs?»

Aber die Frage, die Forderung, war nicht das Erschütternde. Was Segifrithurs ergriff, war das Schweigen, die göttlich ferne Einsamkeit — er selbst. Sein schmerzliches Wissen.

Um welches Leid wußte er? Und erkannte seine Unabwendbarkeit.

Segifrithurs hob das Schwert aus dem Wasser. Er senkte es, den Gott zu grüssen. Er schwang es über sich, blitzend, tönend schwang er es um sein Haupt, indessen seine Augen zu dem Hohen aufsaßen.

«Dein Schwert, Walvater, Fa-Rit-Thurs Schwert! Es soll Frieden bringen — Dir Frieden! Es soll Freude bringen, — dir Freude! Segne es, Vater!»

Es klang um ihn. War es das singend schwingende Schwert? Nein, Walvater sprach. Aus seiner einsamen Höhe, fern, doch ohne Leiden, — in Segen, Liebe, Weihe, in tönendem Rhythmus, dreimal:

«Ar-Min! Ar-min! Ar-min!»

Das tönte — wer hörte es? Die Knaben standen still vor dem Feuer, begierig heim, zum Spiel und Mahl zurückzugehen nach vollendeter Arbeit. Sie sahen nichts. Sie hörten die schwingende Stimme nicht, die ihn rief und segnete. Also tönte es nur in ihm selbst? Und rief seinen Namen, den neuen, die Schwert-Träger Rune, die bedeutete: Geist meines Geistes — mein Sohn!

Und ihn überwältigte Liebe, ihn zersprengte Freude — das Bewußtsein, berufen zu sein. Berufen, um die Einsamkeit zu teilen, zu lindern, aus der Walvater sprach, um das Leiden abzuwenden, von dem er wußte. Denn: Geist seines Geistes — berief es ihn nicht zum Helfer, zum Schaffen, zu einem Offenbaren auf Erden? Er würde lernen, sein Schwert zu schwingen, dass es tönte und Worte sprach, die der Geist, der ihn rief, in seiner Himmelseinsamkeit hörte. Dass es im Schwingen Himmel und Erde verband.

«Segifrithurs!» rief eine Stimme. Orvo stand vor ihm. Seine hellen Augen leuchteten. Er nahm das Schwert, prüfte es, gab es Segifrithurs zurück. Ein leiser Schatten zog über die strahlenden Augen.

«Nun darfst du gehen, Segifrithurs. Das Schwert ist gut.»

«Nie gehe ich von dir, Orvo, nie!»

«Segifrithurs — ruft es dich nicht, mußt du nicht gehen?»

«Ja, Orvo, es ruft. Er rief mich, Walvater. Aber kann ich ihm nicht dienen, wo ich auch bin?»

«Gewiß, Segifrithurs. Du kehrst ja auch wieder. Du kommst heim — einmal, später. Aber zuvor gehst du in die Fremde. Vielleicht in die Irre. Glaubst du, das rechte Tun, das Rit-Thurs würde ohne Prüfung erworben? — Nun bist du geschmiedet und fest — nun bewähre dich, Segifrithurs. Nur vor dem Feind bewährt sich das Schwert.»

«Ja, Orvo, ich gehe. Ich erschrak, weil du sagtest: geh! Und ich vergaß, dass du zu mir sagtest, früher: wohin du auch gehst, — immer bin ich bei dir. — Wann soll es sein?»

«Nach dem Fest, Segifrithurs. Jetzt bist du Mann, nun darfst du den Wagen lenken, den Schwerttanz tanzen. Und nach dem Fest und dem Sieg wirst du gehen.»

Segifrithurs tanzte den Schwerttanz. Inmitten zwölf seiner Gefährten, die gleich ihm ihre Schulung beendet und ihre Waffen geschmiedet hatten, stand er auf erhöhtem Platz und schwang sein Schwert. Die Jünglinge waren nackt bis auf kurze, lederne Schurze, ihre langen Haare wurden von den gewebten Stirnreifen zusammengehalten, dem Abzeichen der Priester und ihrer Schüler. Die gestählten, schlanken Körper leuchteten in der Sonne, ihre Muskeln spannten sich im Schlagen und Heben, im Senken und Schwingen der Schwerter. Sie blitzten über ihren Häuptern im Kreisen, sie sprühten in Funken, klirrten, wenn sie rhythmisch aneinander schlugen. Die jungen Gesichter waren aufmerksam, feierlich ernst und doch überstrahlt von Freude, — sie feierten hohes Fest, Schwertweihe, beendete Lehrzeit.

Segifrithurs stand in der Mitte allein und sein Schwert berührte keins der Gefährten. Er schwang es in Kreisen und wich ihren Schlägen aus, rhythmisch schreitend, sich neigend und hebend, auf Fußspitzen sich drehend und endlich wie in einem flammenden Blitzen stehend, in dessen er, wirbelnd, es in rasenden Kreisen über und um sich schwang. Die Anderen senkten die Waffen und standen still. Es schien, als sei das Blitzen ihrer Schwerter jetzt in dem einen wie in einem Brennspiegel gesammelt — ein strahlender Wirbel, der sausend und sprühend den Umkreis durchschnitt.

«Heil!» schrie die Menge. «Heil!» riefen seine Gefährten. Segifrithurs hörte es nicht. Es drehte sich noch um ihn, er kehrte langsam zum Schreiten, endlich zur Ruhe zurück. Zuchtvoll, ohne zu schwanken, ohne seine innere Erregung Herr über sich werden zu lassen.

Denn, indessen er tanzte und sein Schwert über und um ihn sauste, hatte er Stimmen gehört, Gesichte gesehen.

Dem sann er nach. Er fühlte nicht der Knaben liebevolle Hilfe, die ihn fortführten, ihn mit leinenen Tüchern rieben und kleideten. Dann lag er auf moosiger Bank unter Bäumen zur Ruhe hingestreckt, gleich seinen plaudernden und scherzenden Genossen. Sie störten ihn nicht. Sie glaubten, ihn schlafend, von allzu großer Anstrengung erschöpft.

Da war es wieder, in der Erinnerung, ein strahlendes, junges Antlitz, eine Stimme, die zu ihm sprach. Goldleuchtende Haare, wie zuckende Blitze, einer Krone gleich, die ohne Unterlaß sprühte, eine Krone voll Leben, — nicht aus Edelstein und Gold, stand um ein liches Gesicht, das sich zu ihm neigte. Die Augen, — farblose, wie Orvos Augen, schauten nicht: sie wiesen. Auch sie schienen Blitze, sie loderten, sie befahlen. Sie kannten keine Frage, keine Güte. Sie waren ernst und unerbittlich streng. Und durch das Sausen seines Schwertes klang die Stimme jenes Wesens — schneidend, fordernd, wie das Sausen der vom Schwert durchschnittenen Luft.

«Tyr!» dachte Segifrithurs. Er rief ihn an. Den Schwertgott, dem zu Ehren er tanzte.

«Ich bin nicht Tyr — ich bin nur sein Abgesandter. Sein Antlitz nur. Tyr, der dreimal Heilige, ist unsichtbar. Der Schwert-Gott bin ich, — ja, ich trage das Schwert, ich schwinde es über den Menschen. — Ehe ein Kind, das zur Erde herabsteigt, sich niedersenkt, weihe ich es. Und schreibe Zeichen — sieh: so. Schwertrunen ritze ich auf seine Brust. Und der Mensch ist gezeichnet, bis er sie findet. Bis er das Schwert seinem Erdenstamme entreißt und es schwingen lernt. Tief im Herzen ruht es und wartet. Keiner findet es als er selbst. Denn jede Schwertrune ist neu. Deine Rune heißt Sieg — das ist meine Rune, mein Name für dich. Und mein eigener Name, meine eigene Rune: Thurs — Anfang und Ende deines Namens. Schmiede sie, Segifrithurs! Sieg — das ist erhobenes Schwert, — das wehrende. Aber

mein Schwert kämpft nicht für Sieg und Gut der Erde. Mein schwingendes Schwert ist zum Himmel erhoben, es flammt vom Feuer des Geistes. Mein schützendes Schwert senkt sich nieder zur Erde, es leuchtet silbern. Und auf und nieder weben vom Grunde der Erde zu den haltenden Händen heilige Kräfte, die klingen und schweben. Die heilen. — Das wehrende Schwert versehrt, die ihm nahen. Es schützt in Flammen. Das ruhende Schwert verbindet in Strahlen — und beide klingen, beide leuchten. Segifrithurs, schwinde und schütze, — und lausche, Segifrithurs. Wenn du es schwingst, tönt es im Umkreis, und helfende Wesen hören es, weil es sie ruft. Sie umschweben dich liebend, sie erwirken dir Sieg. — Wenn du es senkst, schweigen sie alle, — dann tönt es wider in dir. Denn mein Schwert ist das Wort, — lausche ihm, Segifrithurs!»

Wie Blitze waren die Worte, flammend, unausweichlich wie sie. Jetzt, im Erinnern, gedachte er der Worte Walvaters. Sie waren Frage gewesen. Nicht ein Auftrag, wie dies. Sie hatten Liebe in ihm erweckt, kindlich erschütterte Liebe. Sein Herz erbebte wieder, in der gleichen Ergriffenheit. Tyr rührte nicht an sein Herz. Der Flammende entzündete Flammen. Sie durchglühten ihn ganz. Tyr liebte man nicht — ihm gehorchte man. Wen er rief, ließ sein Rufen nicht los. Rührte er nicht an sein Herz? Doch, ja, — aber nicht an das fühlende. Es pochte anders, seit Tyr vor ihm stand. Es pochte in rasenden, harthämmernden Schlägen. Feuer durchdrang sein Blut, das ließ es schneller kreisen. Das würde ihn vorwärts führen fortan, ruhelos, niemals rastend. Wohin? Tyr würde ihn führen. Dorthin, wo sein Schwert Schutz und Frieden brachte — und wo es klang, wenn es ruhen durfte. Sein Schwert? War er nicht selber ein Schwert? War er nicht eben geschmiedet von Tyr? Und war nun ein Blitz, der Feuer über die Erde trug. Von Tyr gerufen und von Walvater gesegnet — Geist seines Geistes : Armin.

Das Ende der Festtage brachte das Wagenrennen. Die Rennbahn, ein weitgestrecktes Gebiet, sorgfältig geebnet und gepflegt, lag, von sanft ansteigenden Hügeln gleich einem von der Natur geschaffenen Amphitheater umgeben, an einer Seite des heiligen Haines. Die Rosse, deren Hüter die Knaben des Sternhofs waren, wurden von weither getrieben, von Wiesen und Wäldern, in denen sie, nur durch Wälle oder tiefe Gräben eingeschlossen, in voller Freiheit

ungebunden weideten. Sie waren stolze, fehlerlose Tiere, deren Kraft und Schönheit eben dieser Freiheit entsprang. Sie waren heilig — sie blieben unangetastet von Arbeit und Menschen. Alljährlich sonderten 'die mit ihrer Zucht betrauten Priester aus der Schar der Herangewachsenen die schönsten aus, die zum Opfer und Dienst im Heiligtum erlesen wurden. An ihnen lernten die Knaben ihre Reit— und Fahrkunst, zähmten die Scheuen, gewannen sie zu Freunden. Die schneeweißen, seltenen, die schon als weiße Rosse fehllos Geborenen, wurden zum Rennen bestimmt. Und nur die Sieger in den vorangegangenen Kämpfen, im Ringen, Fechten, Speerwerfen, Laufen und Schwimmen durften ihre Kunst als Wagenlenker erproben. Denn das Rennen war das letzte der Feste. Ihm folgte das Opfer. Das Opfer bildete Höhepunkt und Ende der hohen Zeit.

Segifrithurs stand aufrecht in dem hölzernen, mit bronzenen Bändern verzierten Wagen und hielt seine drei weißen Rosse an langen Zügeln. Sein liches Haar flatterte um Wangen und Schläfen, sein weißes Wams umschloß ihn eng, an seinen nackten Armen spannten sich die Muskeln. Er hielt die Augen aufmerksam auf seine Pferde gerichtet, er bog sich behende vorwärts und zurück, federte im Stossen des Wagens und stand doch fest, ganz Herr seiner Rosse. Die Sonne leuchtete durch die Zweige der Bäume, unter denen er hinsauste, grünlicher Schatten wechselte mit goldenem Licht, lange schon fuhr er allein, an der Spitze. Und alle Augen waren auf ihn gerichtet, die der Männer und Frauen am unteren Ende der Rennbahn, jene niedrig Geborenen, die ihre Kinder um sich scharten und ihnen winkend und freudig erregt den künftigen Sieger wiesen, wie die der Goden, seiner Lehrer, die um die Fürsten und ihr Gefolge auf dem höchsten Hügel versammelt, ruhig dem Lauf der Rosse zuschauten. Das Wagenrennen war Volksfest, mehr als die anderen Spiele. Unzählbar strömten die Menschen zu diesem letzten Kampfe zusammen, um nach beendetem Fest am Opfer teilzunehmen.

Segifrithurs kannte die Bahn, die in langgestrecktem Oval sieben Mal zu durchfahren war, um dann in immer enger werdender Spirale am Mittelpunkt zu enden. Er kannte sie gut, oftmals hatte er sie zur Probe umfahren. Aber heute blendete ihn ungewohnter Glanz — schien heute strahlendere Sonne? Was blendete ihn, und ließ ihn die Bahn

nur noch wie ein schimmerndes Band erkennen? Fast so, als flöge er über die Erde und unter ihm, tief, läge der Weg, den er kannte. So leicht war ihm und so licht, als flöge er geradezu in die Sonne.

Da stand das Ziel. Die Rosse bäumten sich auf. Ihm war, als hätte eine unsichtbare Hand ihm geholfen, sie gezügelt, dass er das Ziel nicht umfuhr.

«Heil Segifrithurs, Sohn des Segimir! Heil unserem Fürstensohn!» jubelte die Menge.

Und wieder hörte er es nicht oder nur wie im Traum. Er grüßte, Freude überleuchtete sein Gesicht. Aber er grüßte nicht die jauchzend winkenden Menschen. Denn nun sah er, was ihn geblendet hatte.

Vor ihm stand eine Gestalt, wie aus Licht gebildet, jung, strahlend und schön. Er lächelte, — alles an ihm schien Lächeln. Es verklärte die Augen, den Mund, es schien sich in unzählbaren Gestalten um ihn zu verdichten. Denn er war nicht allein, wie Wotan und Tyr. Um ihn standen — wie die Strahlen die Sonne umgeben, — lichte, leuchtende Wesen, lächelnd gleich ihm. Sie waren er selbst, Spiegelbilder und Strahlung, und jedes war doch lebendig wie er. Er überstrahlte sie noch, — er wuchs, er begann zu kreisen. Aus einem Sonnenwirbel, in dem er verschwand, klang seine Stimme, wie ein Gesang, wortlos, — nur Stimme.

Segifrithurs schloß die geblendeten Augen. Er lauschte. Jetzt klang es fern, immer ferner. Er fand sich zurück in die Wirklichkeit, straffte die Zügel, fuhr zurück unter dem jubelnden Geschrei der Menge. Ihn erfüllte Freude, sie leuchtete aus seinen Augen, strahlte von seiner Stirn. So leicht war ihm, so licht, als trüge er die Sonne in sich selbst.

Und er trug sie auch in sich. Denn wem Freyr, der Sonnengott, gelächelt, wem er gesungen hatte, war von ihm gesegnet. Er überstrahlte ihn von nun an, er hatte in ihn hineingeleuchtet. Freyr forderte nicht, er fragte auch nicht — er erschien und segnete, die ihn sahen.

* * *

Am Abend des Wagenrennens kehrten die Jünglinge zum letzten Mal zum Sternhof zurück. Sie tränkten und pflegten

ihre ermüdeten Rosse, sie gingen zum Nachtmahl an ihre gewohnten Plätze, zuchtvoll wie immer. Aber auf ihren Gesichtern lag Spannung, ihre Haltung schien gelöster, ihre Augen leuchteten erwartungsvoller als sonst. Wenige nur schienen bedrückt oder traurig, vielleicht sogar unsicher angesichts des neuen Lebens, das mit dem kommenden Morgen vor ihnen lag. Manche mochten die letzte Wache zur Nacht mit weniger Ehrfurcht verrichten, schon in weltlichen Gedanken befangen, andere sie dankbar als den Abschluß einer behütet heiligen Jugend erleben.

Die blaue Kuppel des Nachthimmels begann zu erblassen, die Zweige bewegte ein leiser Wind. Tau tropfte von den Bäumen. Segifrithurs stand einsam auf dem langen Südwall und sah in die sieben Sterne des «Weltenwanderers», der langsam über dem Horizont aufgestiegen war. Er zog über den Himmel mit seiner großen, aufrichtenden Gebärde, ein Herrscher, neben dessen Leuchtkraft alle anderen Sterne erblichen. Orvo hatte Segifrithurs gelehrt, dieses Sternbild über allen anderen zu lieben — ihm schien, als hätte Orvo in den Nächten seiner Wache nur zu ihm und nicht eigentlich zu seinen Gefährten vom Weltenwanderer gesprochen. Und er hatte ihn jene Gebärde ausführen lassen, indessen sie zu zweit auf dem Wall den Sternen entgegenschritten, — er hatte sie allnächtlich wiederholt, bis sie ihm ganz innerlich zu eigen geworden war. Nun, lange schon, bedurfte es der äußeren Gebärde nicht mehr. Aber wenn er auf das Sternbild schaute, fühlte er die Wirkung seiner hochreißenden Kraft tief in sich selbst. Heute jedoch war er nicht nur in den Anblick des Weltenwanderers versunken. Er wartete. Bald im ersten Dämmern, würde der Stern zum ersten Mal wieder über dem Horizont erscheinen, der ihm Heimat war, der Ergänzung schien zu des männlichen Weltenwanderers Schreiten. Ihn zu lieben, hatte Orvo ihn nicht zu lehren brauchen. Ihn verstand er ohne Unterweisung. Denn in seinem Strahlen von Rot und Grün lebte die Güte, die heimatliche Nähe für Segifrithurs so eindeutig heilig, dass ihm jeher schien, dieser Stern sei das Tor, das zum Himmel führte. Ehe er von der irdischen Heimat seiner Jugend schied, mußte, wollte er ihn grüssen. Es war ihm Trost und Gelöbniß zugleich.

Wieder suchten seine Augen den Weltenwanderer. Er sah auf die drei nahe beieinander stehenden Gürtelsterne. Friggs

Rocken nannte sie der Volksmund. Seltsam — denn ihm leuchtete alle Güte und Lieblichkeit des Göttlichen, wie es im Bilde der Himmelskönigin erschien, aus dem Grün-Rot des begleitenden Sternes, dem Sinnbild der Treue, des Hundes. Jetzt, indess er auf sein Erscheinen wartete und über die Bedeutung des Namens jener Sterne nachsann, berührte ihn ein Gedanke, der ihn erschauern ließ. Ja — auch der Volksmund behielt Recht, der der vier Sterne nicht achtete, die mit Friggs Rocken zusammen das schönste Sternbild schufen, — denn die Ungeweihten sahen in ihnen nur den strahlenden Sternensaal, in dem sie spannen. Er aber fühlte plötzlich: sie war es, ja, die Himmelskönigin und sie spannte die Geschicke der Welt, — aber sie war eins mit dem Weltenwanderer selber, war ein Teil seines Wesens, sein Herz. Er gedachte der Worte seines Vaters: an dem Ring, der uns alle umschließt, ist die Mutter der Mittelstein. So war Frigg die Mitte des Himmelsgottes, und wer auf sie schaute, sah ihn zugleich. Darum mochte Orvo gelehrt haben, ihn vor allen zu lieben. Die Geheimnisse des Eins-Seins barg dieses Sternbild.

Er fühlte eine Hand auf seiner Schulter. Er wandte sich nicht, er wußte, wer zu ihm trat.

Er sah, unbeweglich neben Orvo stehend, den Aufgang des strahlenden Sternes, der seine Heimat war.

Im Osten rötete sich der Himmel, goldene Pfeile schossen der Sonne voran. Die Sterne erblaßten. Die Beiden gingen langsam den Wall entlang.

«Nun reitest du heim, — willst du, so begleite ich dich. Wir werden gemeinsam deine Zukunft beraten.»

Segifrithurs' Augen leuchteten vor Freude. «Wie lange wirst du bleiben, Orvo?»

«Ich kehre nicht mehr zum Sternhof zurück. Ich bin Herr meiner Zeit.»

«Du bist nicht mehr Lehrer? Wohin gehst du dann?»

«Du kennst die heiligen Steine, das Sonnenheiligtum. Dorthin bin ich als Hüter bestellt.» «Und bist dort ganz allein?»

«Ja, Segifrithurs. Ihr Knaben werdet mir fehlen. Aber ich liebe die Einsamkeit.»

«Werde ich dich dort besuchen dürfen?» «Du weißt es, Kind: wir bleiben immer verbunden.»

Stunden später saßen sie in der Halle des Segimir, die Eltern, der Sohn und Orvo.

«Was hast du selbst über deine Zukunft gedacht, Segifrithurs? Willst du bleiben, willst du reiten und reisen?»

Der Jüngling sah auf Segilunda. «Ihr werdet traurig sein, ihr werdet mich undankbar schelten: aber so lieb ich euch habe und die Burg und die Heimat — ich könnte nicht bleiben, Mutter und Vater!»

«Und wohin steht dein Sinn?»

Er zögerte. Dann, zu Orvo gewandt, sagte er schnell und ein wenig unsicher:

«Als ich ein Kind war und den ersten Abend bei euch verbrachte, sprach die Mutter von ihrer Heimat und der deinen, Orvo. Dorthin möchte ich — mit dir!»

Orvo sah aus seinen ruhigen Augen auf ihn. Ohne zuzustimmen noch abzulehnen, fragte er: «Ist das dein Ziel?»

«Mein Ziel — nein. Ich kenne es nicht. Ich ahne es, aber es ist noch sehr fern.»

«Du ahnst es? So sage es uns!»

Segimir beugte sich vor, er beherrschte mühsam seine Bewegung. Fühlte Segifrithurs seine Berufung, wußte er, warum er als Mutternachts-Sohn geboren war? Jetzt mußte es sich erweisen, ob die uralten Gesetze noch galten, noch immer lebendig als Ahnung oder Wissen in den Herzen der Auserwählten ruhten.

Segifrithurs schien befangen. Seine Augen suchten den Boden, glitten über den Kreis der ihn Umgebenden und ihre erwartungsvoll fragenden Mienen, fanden dann endlich Ruhe auf der stillen Stirn seines Lehrers. So, als ob der Frieden dieses im dämmernden Dunkel leuchtenden Gewölbes ihm die Kraft gäbe, von Unsagbarem und als tiefstem Geheimnis Behüteten vor fremden Ohren zu sprechen, antwortete er leise, fast flüsternd:

«Wie das Ziel zu erreichen ist und wohin es mich führt, weiß ich nicht. Es ist ein Name. Den gab mir Walvater, als ich mein Schwert vor ihm neigte. Er heißt: Armin. Seines Geistes zu sein, seinen Geist zu verkünden und für ihn zu kämpfen — das ist das Ziel. Wie ich es erreiche, werdet ihr wissen, die ihr alt und erfahren seid. Oder es wird mir Weisung im heiligen Kreis, zu dem es mich zieht, seit ich von ihm hörte.»

Orvo hob sein gesenktes Haupt und sah ihn an. Dann blickte er zu Segimir hinüber, Ergriffenheit lag in Beider Augen. Sie schwiegen lange.

«Du fühlst recht, Segifrithurs, du wirst Schritt für Schritt deinen Weg erkennen. Er wird dir zur guten Zeit von Menschen oder dem Schicksal gewiesen werden. Er liegt für dich noch im Dunkel — aber das Ziel, um das wir wissen, weil wir dein Werden begleiteten in Hoffnung und dem Vertrauen auf die Zeichen deiner Geburt, dieses Ziel leuchtet am Ende des dämmernden Weges wie die Feuer auf der Burg deines Ahnherrn am heiligen Kreis — sahst du es nie, fühlst du es nicht in dir brennen?»

Segifrithurs sah auf den Vater. Die stahlblauen Augen, die er nur in väterlicher Güte und Liebe auf sich hatte ruhen sehen, sprühten Blitze. Eine Forderung lag in ihnen, die den Bann der Verslossenheit von dem Jüngling löste, die ihm in der Wucht seiner Schulung Gewohnheit geworden war. Er senkte den Kopf, fühlte Schauer innerster Erregung über sich hinrieseln, spürte die Blicke der Zuhörenden wie Kraft und Ansporn zugleich, und wußte, sie waren nicht mehr allein, er sprach nicht zu seinen Verwandten: irgendwo, unsichtbar, aber nahe und unendlich erhaben stand Walvater im Raum, überschattete sie alle und hörte auf seine Worte, er gab sie ihm ein, umhüllte sich mit ihnen und verlieh ihnen Kraft, weihte sie, dass sie Tat werden konnten, einstmals, zu der Zeit, die er selber bestimmte. Segifrithurs sagte:

«Wenn der Geist des Vaters leben soll, und er mich berief, ihn zu schützen, muß der Feind von uns weichen, der ihn bedroht. Der Feind ist Rom. Ich kenne es nicht. Ich vermesse mich nicht, von ihm auszusagen. Ich fühle es nur: Rom ist der Feind. Walvater ist stärker als er, — aber ich ahne: nur die Liebe zu ihm und der Mut zur Schlacht und die Todesbereitschaft allein genügen nicht in dem Kampfe mit

Rom. Ich habe den Willen zum Sieg, ich habe mein Schwert und ich ahne das Ziel — aber es zu erreichen bedarf ich des Rates und vieler Jahre des Lernens.»

Er fühlte sein Haupt umfaßt, Segimir riß ihn an sich, hielt ihn umschlungen wie den Knaben in der Halle des Segest. Einen Augenblick überließ ihn wieder der Schauer: war es Segimir, sein leiblicher Vater, der ihn umarmte und segnete — oder Er, zu dem er eben sprach? Dann löste sich Spannung und Freude, Segilunda strich über sein Haar, lächelte ihm wortlos zu, Orvos Augen strahlten zu ihm hinüber und er sagte:

«Noch bin ich Herr meiner Zeit. Wir werden in meine Heimat reiten, Segifrithurs. Von dort aus gebe ich dir Geleit bis zu den Bergen, hinter denen das römische Reich beginnt. Dann magst du allein deinen Weg finden bis nach Rom — und zurück, Schritt für Schritt, wie du ihn geführt wirst. Du bist jung, du sagtest selbst, Jahre des Lernens und Wartens liegen noch vor dir. Es ist müßig, die einzelnen Strecken deines Weges heute schon zu bedenken.»

* * *

Der heilige Kreis lag zwischen den Marken, wie das Gebiet, das den Sternhof und die um ihn liegenden Heiligtümer umschloß. Die heiligen Haine waren Besitz aller Völker und Stämme, die um sie wohnten, ohne Oberherrschaft einer bevorzugten Sippe. In ihnen allen lag als Mittelpunkt, dem gewöhnlichen Volk unerreichbar, eine Schule, ein bewachter Garten, in dem die Jugend erwuchs. Aus dieser Mitte gingen die Männer und Frauen hervor, die als Fürsten und Goden in ihre Heimat zurückkehrten, gelehrt in der Ausübung des Handwerks, des Landbaus, der Leibes- und Waffengewandtheit, wie in der Kunde des Heilens und den Künsten der Musik, des Tanzes und den geheimen des Runenlegens und Sternedeutens. Und hierin unterschied sich der heilige Kreis von allen anderen Kultstätten im Norden und Süden: er war nur dem Lehren, nur der Jugend geweiht. Es dienten wohl drei der größten Heiligtümer auch dort den Feiern für alles Volk zu den wichtigsten Festen, aber das Verbleiben und der gesamte Rundgang durch den Kreis ward nur der Jugend gewährt, die sich auf Jahre oder auf Lebenszeit dem Beruf des lehrenden Goden weihte. Wer, wie Segifrithurs, an anderer heiliger Stätte erzogen und somit

eingeführt war in die Gebräuche der Schulen, durfte ihn schneller durchwandern. Den Kindern, die, eben der Mutter entwachsen, als Lernende in ihm aufgenommen wurden, war langes Verweilen an jedem Ort geboten, dessen jeweiliges Ende der Gode durch Prüfung und Auswahl bestimmte.

Der Kreis war ein Abbild des Himmels auf Erden, war eingeteilt in die zwölf Häuser des Tierkreises selbst, und wie jedes Haus, jedes Zeichen auf der Erde und im Menschen andere Gestaltung bewirkte, so erschien jeder der zwölf Orte des Kreises in der äußeren Natur seiner Berge, Gewässer und Wälder, wie in den aufgeführten Bauten dem Wesen des jeweiligen Zeichens angepaßt, vielfältig wechselnd und doch harmonisch ineinandergreifend. In den Lernenden erwachte durch den ständigen Anblick und Umgang mit dieser Natur die Wesensverschiedenheit des Tyrkreises zu eigen gelebtem Leben.

Der erste Aufenthalt der Kinder war ein Garten, eine weite, fruchtbare Ebene, die ein Fluß durchzog, an dessen hohen Felsenufern in tiefen, in den Stein gehauenen Höhlen Schutz vor der winterlichen Unbill zu finden war. Dort lernten sie graben, pflanzen und Tiere pflegen, durften auf den weiten Wiesen ihre Spiele treiben und wuchsen im Sonnenschein an den Ufern des Flusses heran. Knaben und Mädchen lebten kindlich unbefangen zusammen und lernten spielend die ersten Pflichten und Künste. Dann zogen sie weiter und ihr Lernen ward ernster. Die Knaben übten sich in ersten Waffenkünsten, von denen auch die Mädchen nicht ausgeschlossen waren. Auf weiter Hochfläche tummelten sie ihre Pferde, errichteten im Kriegsspiel Gräben und Schutzwall, und wanderten oder ritten nach Monaten zum dritten Ort, an dem schon mancher, zum Jüngling erwachsen, den Kreis verließ, um zur Heimat zurückzukehren. Denn auf dem Wege dorthin begannen die ersten der ernsthaften Prüfungen, die die Tauglichkeit zum Weiterlernen erwiesen. Wer den Kreis hier verließ, war für alles äußere Leben ertüchtigt, aber noch nicht im Mut und den inneren Kräften gestählt. Er hatte noch keine Prüfung und Weihe durch sie bestanden. — Das dritte Heiligtum war Thor geweiht. Es trug das Zeichen des Widders und lag nach Osten gerichtet. Denn Thor, der mit Tyr verschmolz, war der Gott des Frühlingsbeginns, der Gewaltige, der donnernd im Widder-gezogenen Wagen über den Himmel fuhr und im

Menschen die Stosskraft des zündenden Willens erweckte. Wer sich ihm verband und in seinem Zeichen ihm diente, mußte den Prüfungen standhalten, die den Mut und den Willen erprobten: Schrecknisse äußerer Art, wie plötzlich aufzuckendes Feuer, undurchdringliche Hecken, sumpfreiche Wälder, die den Weg versperren, das Grauen der Nacht, in der wilde Tiere heulten und aus dem Dickicht vermummte Gestalten auftauchten, — halb Mensch, halb Unhold mit furchtbaren Masken, die den Wegsuchenden drohend und schreiend umtanzten. — Wer alle diese Ängste furchtlos überstand, durfte auf der höchsten Höhe der Berge das Heiligtum des Thor betreten und die Schwertweihe empfangen.

Zu diesem Fest waren die Jungfrauen zugegen, die bisher in Spiel und Arbeit die Gefährtinnen der Jünglinge gewesen und endlich auch mit ihnen die Prüfungen des Weges bestanden. Ihre Zahl war geringer, auch verließen die meisten den Kreis schon nach beendeter erster Lehrzeit, — die aber als stark genug bewährt waren, alle Fährnisse und körperlichen Mühen zu überwinden, beehrten, Priesterinnen für ihr ganzes Leben zu werden. Auch unter ihnen schieden noch manche aus dem Kreise, die sich entschlossen, im Sippenverbände der Heimat als Frau und Mutter zu leben, oder die unter den Gefährten ihrer Jugend den Mann fanden, dem sie lieber als dem ernstesten Amt der jungfräulichen Priesterin dienten. Sie begleiteten dann als treue Helferinnen die Erwählten weiter, und so erwuchs im heiligen Kreis neben dem streng-geregelten Leben der Schüler, die langsam zu Meistern heranreiften, eine fröhliche Jugend unter der Hut ihrer Mütter.

Jedes Gebiet umfaßte einen leise gewölbten Bogen von stundenweisem Umkreis, bis es unmerklich überging in das angrenzende des nächstfolgenden Zeichens. Das Gebiet des Widders lag auf langgestrecktem Höhenzug, der sich in kühnen Schwüngen zum Ort des Stieres neigte. Dort lag in rund von Bergen umgebener Wiesentiefe ein Birkenumstandener See, der Freyja geweiht, der Göttin der Liebe und des Frühlings. Hier feierte man das Fest der Maien, hier herrschten die Jungfrauen, die das Heiligtum des Widders nach der Schwertweihe ihrer Gefährten verließen. Denn von nun an trennte die Sitte die Geschlechter, bis sie sich zu dauernder Vereinigung fanden. Die bisher gemeinsam

Erzogenen waren zur Reife gelangt, die Jünglinge suchten ausschließlich männliche Arbeit, indessen die Jungfrauen in dem friedlichen Gebiet der Freyja spannen und webten und aus dem Ton des Erdreichs Gefäße formten für Haus und Kult: Krüge und Urnen, die sie mit Farben und Zeichen schmückten. Und wie das Fest der Schwertweihe die Jungfrauen im Heiligtum des Widders festgehalten hatte, so fanden sich die Jünglinge ein im Tal des Stiers. Da war Tanz und Lust auf dem Anger zum Feste der Maien, es wurde gescherzt und gesungen, die Reiter führten kunstvolle Ritte aus, es wurde durch Reifen gesprungen, um die Wette gelaufen, — sie waren alle jung und durften Frühling und Jugend ungebunden genießen. Dann endete ein Opfer die Festtage: Freyja fuhr im Wagen, von weißen Kühen gezogen, segnend über die Felder, von den lichtgekleideten Jungfrauen und Jünglingen unter Gesang begleitet. Die ersten Blumen, Lämmer und Tauben wurden ihr dargebracht und in dem Feuer verbrannt, das am Ufer des Sees auf dem Steintisch loderte. Dann, zur Nachtzeit, senkten die Goden und Druden Freyjas heiligen Wagen wieder in die Fluten und sie selbst entschwand den Blicken des Volkes, das an all diesen Festen teilgenommen hatte. Alltag war wieder. Die Jünglinge kehrten zurück zum gewohnten Lehrgang, um sich im Kriegsdienst weiter zu üben oder weiterzuziehen, je nach Wunsch und Begabung, und im Zeichen des Zwillinges neue Künste zu lernen. Dort ward Bewegung gelehrt: Ringen, Wettlauf, Werfen und Springen, aber auch Bewegung des Geistes: Redegewandtheit, Rechnen und Runenlegen. Hier war man Geselle, durfte sich freier gebärden. Die Landschaft zeigte langgestreckte, künstlich aufgeführte Wälle, zwischen denen die Wettkämpfe ausgefochten wurden. In den hölzernen Hallen, die sie umsäumten, wurde Handwerk und Wissenschaft getrieben. — Die Frauen zogen indessen weiter zum Zeichen des Krebses, wieder ins Tal, das ein Bach in langsamem Laufe durchfloß. Hier war es abgeschlossen und still, die Natur selbst erzog zur Besinnung. Wer hier verweilte, übte sich schon in priesterlicher Verrichtung, lernte das langsam feierliche Schreiten, die vielen Gesänge, die Kultgebräuche. Auch Männer verblieben hier, doch durch den Bach von den Frauen geschieden. Das Leben war ernst, voller Würde. Zu beiden Seiten des Wassers waren breite, steinerne Wälle errichtet, auf denen die Männer und Frauen zu bestimmten Zeiten erschienen, um wechselweis ihre

Gesänge und die Musik ihrer Instrumente über das Wasser zu senden. Das tönte und schwang feierlich in den Vollmondnächten als Gruß an den Beherrscher des Krebses, den Mond, und klang in windstillen Nächten bis in die entlegensten Orte.

Die Stätte des Löwen vereinte wieder Männer und Frauen zu kurzer, fröhlicher Festzeit. Auch das Volk nahm hier Anteil, wie beim Feste der Maien. Der Platz lag hoch, eine große Fläche bot Raum für unzählige Menschen. Auf dem höchsten Berge brannte ein Feuer, das alle rief. Dann wurde Thing gehalten, Pferderennen und Waffenspiele belustigten das Volk. Das Ende der Festtage brachte die Sonnenwende. Zur Nacht wurden hoch vom Berge die brennenden Räder geworfen, Freyr zu Ehren, der Herr dieses Zeichens war. Wer von den Schülern vom Berge herabstieg, war ein Meister in seinem Gewerbe geworden, sei es nun Handwerk, Kriegskunst oder das Amt eines Lehrers. Hier schieden jene, die als gereifte Menschen ins Leben strebten — wer im heiligen Kreise weiterschwang, war entschlossen, Priester, — Gode — zu werden. Sie wanderten weiter durch das schluchtenreiche Gebiet der Jungfrau, in dem Wachholder und tausendfältige Kräuter wuchsen. Sie lernten die Kräuter zu sondern, zu mischen, zur Heilkunst zu brauchen. Auf weiten Feldern wurden neue Pflanzen gezüchtet, in steinernen Hallen Versuche gemacht, an Mensch und Tier das Gelernte erprobt. Die Frauen, die wie die Männer in diesen Künsten ausgebildet wurden, zogen dann weiter zum Zeichen Skorpion, in dem sie tatkräftig Hand anlegen und ihr Können bewähren mußten. Den Männern allein blieb das Zeichen der Wage vorbehalten. Hier wurde gerichtet, strenges, geheimes Gericht. War im Zeichen des Löwen das Volk im Thing beteiligt, bei dem die Klagen des einfachen Mannes gehört und geschlichtet wurden und alle bestimmten, die zugegen waren, so beriet man über schwerere Vergehen, über Tod und Leben, Krieg und Frieden im richtenden Zeichen der Wage. In tiefer Höhle, die in den Fels geschlagen war und nach mühseligem Abstieg sich zu einem kreisrunden Raum erweiterte, wurde über das Schicksal der Menschen entschieden, weit hinaus über die Gebiete der Sippe. Von hier aus wurden Boten entsendet, hier wurden Krieger und Priester geweiht, die in geheimem Auftrag unter anderen Volksstämmen deren Führer und

Helfer wurden. Von diesem Ernst, der auf Wissen beruhte, waren die Frauen ausgeschlossen, deren Wirken im dienenden Heilen bestand. Sie waren der Runen kundig und ihres Zaubers, sie kannten die Kraft der Gesänge, waren in der ausübenden Kunst aller Heilung geübt. Aber ihr Wirken blieb im Verborgenen, geheim, naturnah. Ihr Wissen erwuchs ihnen aus Traum und Ahnung und erschien dem Volk wie göttliche Gabe. Sie waren Ergänzung der Männer, in denen die Schulung das scharfe Denken, Abwägen und Richten erzeugte. Oft beugten sie sich der Frauen ahnungsreichem Ratschlag, suchten ihn und ließen sich von ihm lenken. Aber der Frauen Tun blieb auf Heilen und Raten, Hüten und Bewahren beschränkt. Sie blieben als Priesterinnen in den einzelnen Heiligtümern zurück, sofern sie nicht als mütterlich Lehrende die erste Jugend der neuankommenden Kinder betreuten und mit den Heranwachsenden im Kreise weiterschlangen. Den Männern allein blieb die Wanderung durch die letzten zwei Zeichen vorbehalten, die des Schützen und Steinbocks. Im Orte des Schützen war geheimer Dienst, hier wurden die Künste geübt, die zum Prophetentum führten. Strengste Selbstzucht, Prüfung, Lehre unter der Führung der ältesten Goden. Hier wurden die Sterne gedeutet, ihr Umschwung gemessen. Hier wurden die Schüler zu Priestern geweiht. Und als Priester walteten sie dann im letzten, ernstesten Zeichen. Sein Heiligtum war ein gewundener Berg, der vom Eingang des Kreises mählich aus der Ebene stieg und dem Innern zu in steilem Sturze niederfiel ins Tal. Von seiner höchsten Höhe wurden alljährlich die Wintersonnwendräder geworfen, dort versammelte sich das Volk zum größten der Feste. In den Seitentälern des Gebirgszuges, dem Volk unerreichbar, waren die Wälle errichtet, auf denen sich die Priester ergingen, dort standen die Türme zur Beobachtung der Gestirne. Hierher wurden die Kinder gebracht, um am ersten Tag zur Eignung für ihr Bleiben geprüft zu werden — nicht durch Frage und Antwort, nicht durch Auskunft der Eltern. Die Goden bedurften nicht dieser äußeren Mittel. Sie erkannten die Wesensart ihrer Zöglinge aus den Sternen, die zur Stunde ihrer Geburt über ihnen geleuchtet hatten. Keiner durfte den Kreis betreten, der nicht geprüft war nach diesem ewigen Gesetz. Durch das Wissen um die Zusammenhänge der Gestirne mit seinem Schicksal meißelte der lehrende

Gode aus dem unbehauenen Gestein der jungen Seelen ihre zukünftige, ewige Gestalt.

Hier schloß der Kreis sich zum Ringe, der dem Dienst an der Jugend geweiht war.

Orvo hatte ihn ganz durchschritten und war dann fortgezogen, um im Sternhof, dem verkleinerten Abbild des heiligen Kreises, eine andere Jugend zu lehren. Aus dem Sternhof traten die Knaben eher ins Leben, dienende Goden wurden nicht in ihm erzogen. Segifrithurs Schicksal war nicht, ein dienender Priester zu werden. Und doch mußte er Priester sein —mehr als die lehrenden Gefährten Orvos, nur in anderer Weise erfahren. In ihm mußte sich das alte Wissen mit dem Neuen verbinden, das mit ungestümer Gewalt die Welt eroberte: mit dem im Römertum erwachten selbstsüchtig herrschenden Erdenwillen. Neue Gedanken mußte er lernen, niegetane Taten tun. Dass er zuvor unterzutauchen begehrte in das uralte Denken und Leben des eigenen Volkes, war Orvo Bürgschaft für die unbeirrbar sichere Führung, die im Innern des Jünglings zu ihm sprach.

Segifrithurs durfte frei im Kreise umherwandern, nach Begehren bleiben und gehen. Lange verweilte er bei den Jünglingen im Gebiete des Thor, lernte und lehrte neue Waffenkünste. Er ritt und fuhr jauchzend, in Erinnerung an die Heimat befangen, auf der Rennbahn im Zeichen des Löwen. Am tiefsten ergriff ihn der Gesang und die gewaltige Musik im Orte des Krebses. Dort blieb er lange und lernte die Gesänge, das Schreiten und den Gebrauch der Luren und Harfen.

* * *

Eines Tages streifte er im Gebiet des Löwen, das er von allen ihm bisher bekannten am meisten liebte. Denn es war groß und stark, seine Hochfläche gewährte weiten Ausblick ins Land, bis fernhin, wo die ewigen Feuer in den Türmen der Eingangsburg als Zeichen brannten. Heute lockte ihn die Ferne nicht, ihm war, als rief ihn die zu seinen Füßen liegende Tiefe, die brausenden, undurchdringlich scheinenden Wälder im Mittelpunkt des Kreises, die er noch nicht kannte. Was mochte der Kreis im Inneren bergen? War er nur Ring, umschloß nicht jeder Ring eine besonders be-

hütete, heilige Mitte, bog er sich nicht eben zum Ringe, um ein Heiligtum zu schützen?

Er schritt vorwärts. Ihm war nicht verwehrt, die Wege zu gehen, die es ihn trieb. Weshalb sollte er fragen? Orvo, dessen Antwort ihm wert gewesen wäre, war fern. An Fremde wendete er sich nicht. Und ob es ihm auch schien, er möchte Gebiet betreten, das ihm, als Ungeweihten, verboten war, so klang doch der innere Ruf so stark, überwältigte ihn so zwingend, dass er bedenkenlos der unter ihm liegenden Tiefe zustrebte. Wald nahm ihn auf, ein Bach strömte zu Tal, Wild und Vögel wichen erschrocken vor dem Lärm seiner Schritte. Der dichte, unwegsame Forst stieg langsam an zu felsiger Höhe, aus ihr klang gedämpft das Geräusch menschlicher Arbeit, sank der Geruch von Feuer nieder. Er bahnte sich seinen Weg diesen Weisem eines hier unerwarteten Lebens nach, unterschied jetzt deutlich den hellen Klang einer Schmiede, in der kunstfertig rhythmisch gearbeitet zu werden schien. Dann sah er blendenden Schein, ein Feuer von gewaltigem Ausmaß, das nur der dichte Wall des umgebenden Waldes seinen Blicken von der Höhe herab verborgen haben konnte. Wenige Baumreihen trennten ihn noch von dem Feuerplatze. So eng sie standen, erkannte er dennoch: die Schmiede, die er zu finden erwartet hatte, war es nicht. Das Hämmern klang jetzt gedämpft aus der Ferne, wie verdeckt von Schluchten oder dichterem Walde.

Nun stand er im Freien und sah: hoch ragte ein Turm ohne Fenster und Tore auf einem geebneten Rund, das Feuer wie Wall umwehrte. Wer bewohnte den Turm, was mochte er bergen, dass Feuergewalt ihn beschützte? Er zögerte nicht. War er so weit gedrunken, stand er dich vor unerwartetem Geheimnis, kannte er keine Furcht vor Gefahr: er durchsprang die auflodernden Flammen. Was er sah, ließ ihn noch tiefer erstaunen. Der umwehrte Platz war mit moosigem Rasen und gepflegten Beeten bedeckt, auf denen seltsame Blumen und Kräuter wuchsen. Der wuchtige Turm trug in halber Höhe ein einziges Fenster, das wie ein Auge nach Süden gerichtet war. Von ihm herab hing eine kunstvoll geflochtene Leiter aus hanfenen Stricken, auf der die Bewohner ein und aussteigen mochten. Das Feuer wehte warmen Hauch herüber, ihn verwunderte nicht, wie herrlich die Blumen durch seine Glut erblühten.

Er umschritt den Turm, um die Menschen zu finden, sie zu fragen, die Hüter dieses Heiligtums hießen. Sein Herz klopfte, er fühlte: ein Geheimnis, das ihn selber anging, das sein tiefstes Leben berührte, war ihm nahe, harrte der Lösung. Eine Beklemmung, fast der Furcht vergleichbar, legte sich schwer auf Glieder und Sinn.

Er schrie auf. Die Spannung der letzten Augenblicke löste sich in dem Schrei und fand doch in neuem Erleben stärkere Nahrung: vor ihm lag auf dem moosigen Boden eine Jungfrau in den priesterlichen Gewändern der Kreisbewohner, sie schlief und erwachte jäh durch den Schrei und den Anblick des fremden Gastes. Dennoch schien sie nicht in frauenhafter Furcht zu erschrecken. Sie richtete sich langsam auf, strich die Falten ihres Gewandes zurecht, ging auf ihn zu und reichte ihm beide Hände.

«So kamst du,» sagte sie. «Ich habe dich lange erwartet.»

Er beugte die Knie vor ihr. Diese ungewohnte Begrüßung erschien ihm natürlich. Wie ein göttliches Wesen stand sie vor ihm, dem er sich wortlos ergab.

«Du bist Segifrihurs. Orvo kündigte dein Kommen an. Ich heiße Barunhild, ich bin die Hüterin des Schatzes, der im Turm verwahrt wird. Kein Mensch außer dir hat je ohne mein Wissen und Wollen die Flammen durchschritten. Was suchtest du hier, wer wies dir den Weg?»

«Ich ging ohne Ziel. Es rief mich. Hast du mich gerufen?»

Sie antwortete nicht. Sie sah aus klaren und reinen Augen auf ihn, ruhig und sinnend.

«Lebst du hier immer allein?»

«Zuweilen kommen meine Gefährten, die in der Schmiede im Tal die Waffen und Geräte schaffen, um sie im Schatzturm niederzulegen. Sie schüren alltäglich das Feuer, geben ihm neue Nahrung, ohne den Flammenkreis zu durchschreiten. Nur, wenn eine Anzahl der neuen Werke dem Schatz zugetragen wird, begegnen sie mir, bringen mir Kunde von draußen und nehmen die heilenden Kräuter in Empfang, die ich gezogen und gesammelt habe.»

«Lebst du freiwillig hier, willst du immer hier bleiben?»

«Glaubst du, die Einsamkeit sei eine Strafe? Vielleicht ist sie es. Zuweilen streifen mich Träume und Erinnerungen an frühere Taten, die fern und fremd vor mir schweben. Ich fasse sie nicht. Wenn ich sie jemals beging und zur Busse hier lebe, so sind es Taten aus-früherem Leben, das ich nicht mehr weiß. Ich habe den Dienst aus freiem Willem gewählt, so weit ich sagen darf, eigenes Wollen zu haben. Denn seit mein Vater mich zur Priesterin bestimmte und ich im heiligen Kreis erwuchs, war es immer mein Ziel, Hüterin des Feuers und des Schatzes zu werden.»

«Wer ist dein Vater?»

«Catumer, der Chattenfürst.»

«Seinen Namen hörte ich nennen. Er ist ein Freund meines Vaters. — Aber warum bestimmte er dich zur Priesterin? Du bist aus edlem Geschlecht. Warum willst du nicht Fürstin und Mutter von Fürsten werden?»

Sie antwortete nicht. Sie lächelte. Sie schien jung und doch wissend, als läge die Reife vieler Jahre über ihr.

«Du bist schön, Barunhild. Weshalb vergräbst du dich in der Einsamkeit?»

Sie schloß die Augen, Blässe überzog ihr Gesicht.

«Es liegt ein Fluch über mir, Segifrithurs. Mein Vater wollte ihn bannen.»

«Ein Fluch, auf dir — wer dürfte ihm glauben! Und wenn er jemals bestand, so hat dein Dienst ihn gelöst!»

Sie schwieg und hielt noch immer die Augen geschlossen. Sie bebte in verhaltener Bewegung.

«Nenn mir den Fluch, Barunhild, — ich will ihn lösen!»

Sie antwortete mit erloschener Stimme, als spräche sie im Traum:

«Der, dem ich bestimmt bin, wird mich verraten. Der, dem ich gehören muß, ist der Feind. Den, der mich verriet, muß ich töten.»

Sie standen sich lange wortlos gegenüber. Barunhild öffnete ihre Augen und wandte sich ab. Sie warf den Kopf zurück, als banne sie durch diese Bewegung den beklemmenden Zauber, der über ihnen lag.

Segifrithurs stürzte ihr nach, riß sie an sich, flüsterte, sie umschlungen haltend:

«Fühlst du nicht, Barunhild, dass du mir bestimmt bist? Wußte es Orvo nicht, als er dir mein Kommen verkündete? Riefst du mich nicht? Und glaubst du, ich würde dich jemals verraten?»

«Ich rief dich, ja. Ich bin dir bestimmt. Weiß ich, ob du mich verrätst? — Aber wie das Schicksal es will, muß es geschehen. Orvo, der unsere Sterne kennt, führte uns zusammen. Ich will dich lehren, was er mir auftrug, du sollst bei mir bleiben, so lange du willst. Aber achte mein Magdtum, mein Priesterinnengelübde. Nur wenn ich dir Schwester bin und nicht Weib, kannst du den Fluch von mir lösen.»

Er senkte das Haupt. «Ich habe nie ein Weib begehrt, Barunhild. Ich will mich dir beugen. Aber mich ziehen unbekannte Gewalten zu dir und vernichten den klaren Willen, dem ich sonst gehorchte. Woher wachen sie auf und stehen zwischen uns und umfassen mein Denken, dass ich nichts begreifen würde von all deinen Lehren? — Es sind die Runen nicht, die du mir weisen sollst, Bar-run-hild, du Runenträgerin — du selbst bist die Rune, du trägst das Leben, durch deine Liebe werde ich wissen und lernen!»

Sie schwieg lange. Endlich breitete sie die Arme und stand lächelnd, leuchtend in innerer Gelöstheit vor ihm.

«So nimm mich hin. Ich will dir dienen, Segifrithurs. Hüterin des Feuers bin ich gewesen — nun will ich selber in deinem Feuer verbrennen!»

* * *

Segifrithurs blieb lange bei Barunhild im Zeichen des Feuers. Die Zeit schien stillzustehen — waren es Tage oder Wochen, waren vielleicht Jahre vergangen? Ihre Liebe war immer neu, sie loderte mit unwiderstehlicher Gewalt zwischen ihnen auf und schlief dann wieder, als wären sie nur Bruder und Schwester. Sie trug ihren Namen zu Recht, sie lehrte ihn Runen deuten. Er kannte sie wohl, aber er ahnte noch nicht, welche göttlichen Geheimnisse und Gesetze in ihnen ruhten. Er verstand sie zu ritzen und in Gefahren anzuwenden, aber

er wußte noch nicht, wie man die Götter mit ihnen rief, wie man durch sie hineinsehen lernte in die Höhen und Tiefen der Welt. Er begann sie zu beten, er erlebte sie tief im Innern als Menschen— und Göttersprache, er lernte sie in Gebärden auszuführen und fühlte ihre Kraft sein ganzes Wesen durchströmen. Sie wurden ihm Außen und Innen, sein Leben kreiste um sie. In den Stunden des Lernens war Barunhild ihm mehr, als Orvo ihm jemals gewesen, er vergaß ihr Geschlecht, sie war ihm Botin einer fremden, göttlichen Welt. In diese Welt stieg er auf in den Nächten, schwang im Rhythmus der heiligen Laute, fühlte in ihnen die Nähe der Sterne, ihr Kreisen und Tönen.

Zuweilen sandte Barunhild ihn fort aus ihrem Heiligtum. Sie selbst verließ niemals ihr Bereich. Wenn er heimkehrte, kam sie ihm glühend als Liebende entgegen, sie entzog sich ihm nie und schien doch stets überlegen. So, als sei sie älter und tiefer erfahren und immer die Gebende.

«Wüßte ich nicht, wie schön du bist, Barunhild, fühlte ich deine Liebe nicht, sähe ich dich nicht in Frauengewändern und hörte deine Stimme zu mir sprechen — ich würde denken, du wärest kein sterbliches Weib. Oft bist du fremd und kühl wie ein Bruder, ja, wie ein Jüngling erscheinst du mir, herbe und streng. Wer bist du, Barunhild? Bist du eine der Töchter Walvaters, eine Walküre? Bist du wirklich die Tochter Catumers, eines lebenden Fürsten?»

Sie lächelte zu seinen Reden oder Fragen. Einmal antwortete sie: «Ich bestand alle die Prüfungen, Segifrithurs, die auf dem Wege zur Priesterin auf uns warten. Ja, es mag sein: ich bin keine Frau. Ich kann reiten und Speere werfen, ringen und fechten, es war mir Lust, mich in all diesen Künsten zu üben. Meiner Mutter gedenke ich: sie ist milde und gut, sie liebt und findet im Sippenverbände Genüge. Ich wäre nie ihr gleich geworden. — Erschrick nicht, Segifrithurs, versteh, wie ich es meine: auch meine Liebe gleicht der anderer Frauen nicht. Ich hörte, die Liebe käme dem Sterben nahe, die höchste Lust sei wie Sterben süß. Mir ist sie Leben, Feuer, ich fühle dich nahe, aber niemals verlösche ich in dir. Sterben ist Vergessen, Hinsinken in andere Welten. Ich aber bin wach, ich fühle mich hochgehoben. Ich schwebe hinauf und lebe gesteigertes Leben. Ich höre Stimmen und Worte — nicht deine, Segifrithurs. Du bist mir nur Mittler, durch dich

erkenne ich Wesen, die über uns walten. Durch sie wird unsere Liebe geheiligt.»

Einmal, im Dämmern, als sie Runen zusammengefügt und zu Worten und Sprüchen geformt hatten, sagte sie und sah ihn mit ihren klaren, ernsten Augen lange an:

«Um dich schwebt ein Name, Segifrithurs. Ich fühle ihn, aber ich kann ihn nicht formen. Es ist dein wirklicher Name, deine Berufung. — Ich bin dir nahe, ich liebe dich, Segifrithurs. Aber ich bleibe dir dennoch fern, bis ich diesen Namen fand. Es trennt uns, dass ich ihn nicht weiß. Erst, wenn ich dich bei deinem Namen rufe, bist du mein. Aber ich ahne: wenn ich ihn fand, und wenn ich seine Runen für dich deutete — wie ich es muß, denn das ist das Ziel unserer Liebe — dann wirst du gehen, dann ist unsere Liebe zu Ende.»

Er umschlang sie. «Ich kenne den Namen, Barunhild. Nenne ihn nicht! Ich bedarf nicht der Deutung. — Du lehrtest mich, deine Liebe war meine Weihe. Sie wird mich begleiten. Denn, wenn der Name mich ruft, muß ich gehen, Barunhild. Laß mich noch bleiben! Nenne ihn nicht! Siegle mich nicht mit dem Namen!»

Sie löste sich aus seiner Umarmung, legte ihm beide Hände auf die Schultern und lehnte ihre Stirn an die seine.

«Die Zeit ist um, du mußt gehen, Segifrithurs. Du wirst wiederkehren, wo ich auch bin, du wirst mich finden. Jetzt erkenne ich dich ganz, jetzt weiß ich, was mich leitete. Der Name, der um dich schwebt, gab mir ahnendes Wissen. Dem bin ich gefolgt. Nun erkenne ich ihn und weiß, wem ich diene. — Ja, Walküre war ich, Walvaters Tochter, unsere Liebe war ein Reiten zu ihm. Auf feurigem Ross durch die himmlischen Wolken. Nun sind wir am Ziel, ich gebe dich deiner Bestimmung: für Walvater kämpfe und siege: Armin!»

* * *

Orvo stand vor Barunhild.

«Du bist allein?? Ich glaubte Segifrithurs bei dir zu finden. Ich will ihn rufen.»

Segifrithurs sucht dich, Vater», antwortete Barunhild. «Er ging vor wenigen Stunden, früh, im ersten Licht. Er ging als Armin — nennt ihn nicht mehr mit seinem alten Namen!»

Orvo sah sie an. Sein Blick war tieferer Dank als Worte. Sie schwiegen.

«Vater,» begann Barunhild zögernd. «Du bist nicht der Gode, der über mir waltet. Aber ich bitte dich: sprich du zu ihm und lasse mich frei.»

«Barunhild — du willst dein Feuer verlassen? Warum? Wohin zieht es dich?»

Sie senkte das Haupt, dann hob sie es stolz und sah geradeaus und ruhig in Orvos Augen.

«Du weißt warum, Vater. Ich brach mein Gelübde.

Orvo legte seine Hand auf ihr Haar.

«Du bist Priesterin trotzdem, Barunhild. Deine Liebe war Weihe und Opfer, du dientest. Du bist nicht gesunken. Auf höherer Stufe bist du Priesterin. — Wenn du bleiben willst, bleibe. Wenn es dich fortzieht, löse ich dich. Niemand weiß um deine Liebe als ich.»

«Ich danke dir, Vater. So laß mich bleiben.»

Orvos zuvor gütige Augen wurden ernst und streng. Barunhild schauerte unter seinem Blick. Eine ferne Ahnung rührte an ihr Herz.

«Du bist gereift, Barunhild. Ich vertraue dir. Dein Schicksal ließ dich anders geartet und anders erzogen sein als gewöhnliche Frauen. Strebe du nie nach Weibesglück und — Leben! Du wähltest das Rechte, wenn du Priesterin des Feuers bleiben willst wie bisher. Hüte es streng, hüte strenger noch dein eigenes Feuer. Laß nie dein Wissen von menschlicher Sehnsucht umnebeln. Du hast ein Opfer gebracht, dein ganzes Leben sei Opfer. Das Opfer der Liebe war heilig und hat dein Schicksal gesegnet. Es war dein Ziel. — Dein Leben liegt in deinem eigenen Willen. Wende ihn nicht zur Erde, zu menschlichem Gefühl. Bleibe Walküre, Barunhild!

Versteh: niemals kehrt Armin zurück in den heiligen Kreis. Er wird seine Heimat beschützen. Er begegnet dir niemals wieder. Denn er muß dich vergessen, Barunhild. Du wirst in

ihm leben, wie sein Blut in ihm kreist. Du wirst ihn erfüllen wie sein innerstes Wesen. Ohne dich wäre er nicht Armin. Das Feuer, das er durchschritt, um zu dir zu finden, brennt in ihm selbst und führt ihn vorwärts ins Leben. Er folgt seiner treibenden Kraft, er zügelt sie nach seinem Willen. Aber sie lebt in ihm fort als Tiefstes, als Unbewußtes. Flammt sie jemals zum Wissen empor, zerrt sie ein fremdes Wollen ins Licht, so muß er in diesem Feuer verbrennen. Und wer es in ihm erweckte, wird mit ihm fallen. — Als du ihn mit seinem Namen riefst: «Armin!» banntest du seine Liebe. Segifrithurs gehörte dir — Armin ist dir unerreichbar. Sein neuer Name ist ein Vergessenheitsruf. — Du wirst nicht vergessen, Barunhild. Kein Weib vergißt den Mann, den es liebte. Liebe ihn wie einen Toten, Barunhild. Rufe ihn niemals wieder!»

* * *

Orvo fand Armin wandernd im Walde. Wie es ihn zum Feuer gezogen hatte, fühlte er sich jetzt zu anderem Orte geführt. Er stand in einer Schlucht, die grünes Moos und Rasen bedeckte, stand dort still, unbeweglich und sann. Es lag über ihm wie Nebel, den er nicht durchschauen konnte, ein innerer Nebel, der die Sinne gefangen nahm. Er fühlte die Glieder bleischwer und müde werden. Er legte sich nieder. Der moosige Boden war kühl und weich.

Orvo war ihm unbemerkt gefolgt. Jetzt setzte er sich schweigend neben ihn.

«Wie fandest du hierher?» fragte er nach langer Zeit. «Der Weg ins Innere des Kreises ist schwer zu finden. Er ist nur den Goden erlaubt.»

«Wo sind wir?»

«Nahe der Quelle der Urdh. Komm — hast du hierher ohne Weisung gefunden, so will ich dich weiterführen.»

Die Schlucht wurde enger, sie bog sich, vor ihnen lag ein See mit tiefdunklem Wasser, auf dem Schwäne ihre Kreise zogen. Tannen und Erlen ließen ihre Zweige über den stillen Spiegel sinken. Eine unendliche Ruhe breitete sich über die Landschaft, als schlüge hier keine Zeit. Kein menschliches Wesen war zu sehen, fast versagte der Atem vor dieser Stille.

Orvo beugte sich über das Wasser. Er schöpfte aus dem Quell, bot Armin seine zur Schale geformten Hände, von denen die silberhellen Tropfen niederrieselten.

Er trank wortlos und schloß die Augen. Das kühle Wasser durchrann ihn wie Wohltat. Ein Schmerz war in ihm gewesen, ein brennendes Leid, das löschte der Trank. Was hatte diesen grausamen Schmerz in ihm verursacht?

Nun war er geheilt — wer sann vergangenen Schmerzen nach? Der Quelle der Urdh entströmte das Wasser des Lebens.

Die Beiden schritten schweigend aus dem Bereiche der Schlucht. Als dichter Wald sie aufnahm, sagte Orvo:

«Dein Aufenthalt hier naht sich dem Ende. Die Goden, meine Brüder, erwarten uns in wenigen Stunden. Aber da du das Innere des Kreises ohne Hilfe Anderer fandest, will ich dir den Mittelpunkt zeigen, ehe du gehst. Du bist von der Stimme in dir an jene Orte geführt worden, die deinem Wesen entsprachen. Viele hast du nicht gefunden. Die Zeit ist zu kurz, um die vorgeschriebenen Wege zu gehen. So laß mich dir von dem Innern des Kreises erzählen, während wir wandern.

Du sahst und erlebtest: als die Götter die Erde erschufen, formten sie auserwählte Orte nach den Gesetzen des Himmels. Wir kennen nur diesen einen, der so reine Spiegelung ist. Aber es gibt deren unzählige über die Erde verteilt. Menschenwerk ist nur, diese Kreise zu finden und auszugestalten, dass sie dem Wohnen und Wissen zu dienen vermögen. Weil sie Götter-Werk sind, sind sie uns heilig. — Aber das Innere des Kreises haben die Menschen ersonnen. Sie formten es aus Dankbarkeit und aus Sehnsucht. Denn sie glaubten: den Kreis, den die Götter erschufen, würden die Götter betreten, wenn ihnen die Liebe der Menschen die Stätte bereitet, die ihnen zur Heimat wird. Uns leben Götter in Wasser, Erde, Feuer und Luft — so entstand ein Viereck, den Elementen geweiht, durch das wir die Göttlichen rufen. Im Orte der Luft, der in der Ebene liegt, brausen die Winde durch das schmale Tal. Im Sausen und dem leisen Wehen rufen die Goden den Gott. Wir wissen: es ist nur ein Teil seines umfassenden Wesens, der zu uns spricht. Aber er ist unendlich groß und erhaben. Wer ihn versteht, erlebt ihn als Prüfung und Aufstieg. —Diesen Ort lassen wir liegen, dir

genüge, von ihm zu wissen. Auch in die Höhlen und Gänge der Erde führe ich dich nicht. Dort schaffen die Gewalten der Formung, des Werdens und der Erstarrung. Die Urmutter rufen wir dort. — Im Gebiete des Feuers leben die Kräfte der Zeugung. Es ist heilig umwehrt. Kein Unberufener kann es betreten. Dort waltet der ewig zeugende Geist. — Im Wasser verehren wir das Werden und Sterben, dort ist die Stätte der Wiedergeburt. Wir finden es in allen Gestaltungen im Heiligtume des Wassers: im klaren Quell, im raunenden Bach, im grünen Sumpf und im rauschenden Flusse. An jedem Ort spricht es andere Sprache zu uns. Jahrelang muß man ihm lauschen, um sein Geheimnis zu ahnen. — All dieser Orte umhegtes Gebiet zu betreten, verbietet dir deine Jugend. Du sollst ins Leben, aber dort ruht die Zeit.

Ich sprach dir vom Viereck der Elemente. Aber der Kreis birgt noch mehr. Im Zeichen des Dreiecks verehren wir das Göttliche — so sind zwei Dreiecke, ineinandergeschoben, des Kreises Mittelpunkt. Im oberen Dreieck, dessen Spitze sich nach Norden wendet, wird die göttliche Dreiheit angebetet: Wotan, Wili und We. Am Orte des We bist du mit mir gewesen. Er birgt zugleich die Quelle der Urdh. Dort herrscht das Schweigen, das schweigende Fühlen, dort ist man nahe dem Urquell des Seins. Im Gebiet des Wili brennt ewiges, schaffendes Feuer. Es lodert nicht, es leuchtet und glüht. Diese beiden Orte sind tief im Walde verborgen. Aber Wotans Heiligtum findest du an freiem Platz, auf der Höhe, im Norden. In den sternhellen Nächten sieht der Irminwagen kühl und erhaben auf die steinerne Plattform hernieder. Im Halbkreis umstehen sie Eschen und Tannen und rauschen ihr Runenlied.

Das andere Dreieck ist den Menschen geweiht. Geburt, Tod und Leben wird in seinem Zeichen gesegnet.

Wir wandern zum Mittelpunkt. Ihn sollst du selber erleben. Hier sind wir — komm und sieh!»

Sie waren langsam durch Eschenwald bergan gestiegen. Nun lag vor ihnen ein kreisrunder, freier Platz auf der Höhe. Sechs riesige Eschen streckten ihre gefiederten Zweige zum Himmel, sie standen still, kein Hauch bewegte die Blätter. Es war kein Bau, selbst kein Altar errichtet. Den geebneten Boden bedeckten Platten schneeweißer Steine, die im Sonnenlicht glänzten.. Sie waren zum Sechseck geordnet

und strahlten so hell, dass man spürte: nie durfte ein menschlicher Fuß diese heilige Stätte berühren. Kein Opfer wurde hier dargebracht, kein Feuer brannte auf diesem Boden. In die weißen Steine waren kunstvoll bronzene Linien gefügt, die Alter und Witterung mit grünem Schimmer überzogen. Sie formten die Hag-All-Rune.

Armin legte die Hand über die Augen. Zu sehen bedurfte er nicht mehr. Er verstand die Runen, er begriff die Bedeutung dieser heiligsten von ihnen, des Schlüssels der Zeichen, aus denen sie alle entstanden: es war der Ruf an den Gott. Es war Beschwörung und zugleich Gewährung. Denn, aus dem Himmelsrund niederschauend in das Rund dieses heiligen Raumes, in dem das Zeichen des Himmels auf reinem Grunde von Menschenhänden niedergeschrieben stand, hörte und sah der Vater den Ruf, der ihn bannte, und ließ sich nieder zur Erde, umschloß den Raum mit seiner segnenden Fülle. Dem Namenlosen, Unnennbaren war dieser Ort geweiht, dem Allvater, der hoch im Himmel über allen Göttern thront. Er war der Mittelpunkt der Welt — sein Heiligtum bildete die Mitte des heiligen Kreises, den seine göttlichen Diener formten und Menschen fanden Menschen, deren Sehnsucht ihm eine Stätte auf Erden erschuf.

* * *

Orvo und Armin wanderten schweigsam und eilig dem Äußeren des Kreises wieder zu, zum Zeichen der Wage. Ehe die Sonne sank, fanden sich die Goden ein, um dem Scheidenden die Weisung für seine Zukunft zu geben. In Armin schwangen die Erlebnisse der letzten Wochen nach, sie wogten in ihm, er vermochte sie nicht zu ordnen. Da war ein Einschnitt in seinem Leben geschehen, der war höchstes Glück und unsagbarer Schmerz gewesen — er spürte das Nachhall in sich und konnte den Ursprung nicht finden. Als hätte eine fremde Hand ihn verlöscht.

Er schrak auf, Orvo sagte: «Geh weiter in immer gleicher Richtung nach Westen. Wo die Felsen aus dem Tal aufsteigen, findest du einen Führer. Dem folge. Lebwohl, heute Nacht sehen wir uns wieder.»

Am Fuße der Felsen grüßte ihn ein Priester, wies ihm durch dorniges Gestrüpp einen steilen Pfad. Er schritt voran, hielt

nach kurzem Anstieg an einem schmalen Eingang im Berge, den Strauchwerk vor jedem fremden Auge verbarg. Im Dunkel der Höhle glomm das matte Licht einer Fackel, die ihn sein Führer ergreifen hieß.

«Nun gehe allein. Der Weg ist eng und beschwerlich, jeder Schritt birgt Gefahr. Sei achtsam und mutig!»

Der Spalt war tief in sanft absteigender Windung in die Erde geschnitten, von den Wänden troff Feuchtigkeit. Der Fels flammte rot, von weißen Kristallen durchzogen. Der Schein der Fackel drohte in der dumpfen Luft zu erlöschen, er schwang sie im Kreise, dann glühte das Gestein wie tiefdunkler Purpur. Die Höhle wendete sich, vor ihm lag ein schwindelnder Absturz, sein Fuß löste Geröll, das polternd zur Tiefe sprang. Er zauderte. Dann ließ er sich niedergleiten, hielt sich mit blutenden Händen an Vorspringen der Steine fest, die unter der Kraft seines Griffes splitterten und niederstürzten. Er verlor den Halt, schien in bodenlose Tiefe zu fallen, stand endlich auf ebenem, sandigen Boden — in schwärzester Nacht, denn das mühsam glimmende Licht der Fackel war völlig erstickt. Er tastete sich vorwärts, der Gang bog sich mählich, fern her sah er einen schimmernden Schein. Er atmete auf, stand still, sein Herz pochte zum Zerspringen. Was erwartete ihn hier im Dunkel der Erde?

Nun stand er in einem runden Raum, in dessen Mitte ein Feuer brannte. Wuchtige Säulen, aus dem Fels gehauen, standen im Kreise, die Decke war hoch und gewölbt. Lautlos brannte das Feuer, unendliche, wartende Stille lag über dem Raum. Er wagte nicht, ihn zu betreten, das lastende Schweigen legte sich wie ein Ring um sein Herz.

Da, plötzlich, urgewaltig, donnernd von dem Gestein in vielfacher Brechung widertönend, klang aus dem Rund ein Ruf:

«Gegrüßt sei Armin!»

Hinter den Säulen hervor schritten zwölf weißgekleidete Männer mit grüssend erhobenen Armen. Der Ruf und der Ton ihrer Schritte hallte von den Wänden zurück und ließ den Erschrockenen zusammenbrechen. Sie gingen langsam feierlich von Säule zu Säule, schweigend jetzt und ohne seiner zu achten. Nur der Zwölfte glitt aus dem Kreis, beugte

sich nieder und richtete ihn auf, führte ihn wortlos vor das Feuerrund.

Es war Orvo. Er erkannte ihn an der Gestalt und am Blick seiner Augen, denn über die Häupter der Goden waren rote Tücher gelegt. Sie schmiegt sich der Form des Kopfes an und ließen nur aus länglichen Schlitzten die Augen der Männer erkennen. Selbst die Hände waren in den langen, rot gesäumten Ärmel der am Boden schleifenden weißen Mäntel verborgen, so dass nichts als die maskenhaft vermummten, unheimlich starrenden Augen zu leben schienen.

«Gegrüßt sei Armin!» wiederholten sie ihren Ruf und verharrten still, zu einer gegliederten Gruppe vor ihm geordnet. Der Älteste stand an der Spitze, er war der Sprecher der Schar. Seine Stimme klang fremd, tief und dröhnend, Armin hatte sie niemals gehört.

Da war es, er wußte es wieder: sein Name war ihm gegeben. Das war der Einschnitt, dessen er sich nicht mehr entsann. Er begriff, dass der Name ihn fortrieb aus dem Schauen und Lernen der Jugend in ein tätiges Leben, nun er ihm von fremden Stimmen entgegenkam.

«Wir berieten über dich, Armin, wir verkünden dir hier das Urteil. Du wirst gehen, du wirst dein Können und Wissen in der Fremde für die Heimat beweisen. Demütigung steht dir bevor — ertrage sie, ohne gegen sie zu kämpfen. Lerne zu schweigen, zu dienen. Diene dem Feind. Lerne die schwerste Kunst: dich selbst zu verleugnen. Du bist wahrheitsliebend und offen, — werde verschlossen und kühl. Lüge nicht, aber schweige zu Lüge und Tücke. Traue dem Feinde nicht, laß dich von seinem Glanz und seinen Schmeichelreden nicht täuschen. Lache mit ihm, diene ihm widerspruchslos, aber bete zu unseren Göttern. Laß dich nicht blenden vom Schein der erborgten Götter der Fremden. Nimm nichts von ihren Lehren, ihren Bräuchen an. Werde ein Römer im Kriege, im Spiel, in den Gesetzen des Landes. Aber beuge dich nie der Verführung ihrer unheilig wissenden Priester. Bleibe dem Namen treu: Armin!»

Aus der Zwölschar löste sich Einer, trat zu ihm und sagte — der Sprecher war Orvo:

«Wir geben dir eine Gabe für deinen Weg, nimm sie und achte sie wohl: es ist ein Ring, ein kunstlos-wertvolles

Kleinod. Er mahne dich an den Ring deines Volkes, an den heiligen Ring deiner Heimat, den du nun verläßt, um ihn enger schmieden zu lernen. Aber das ist nicht sein tiefstes Geheimnis, Armin. Es ist kein Zauberring, und doch birgt er Zauber für dich. Du weißt, Götter und Riesen besitzen von kundigen Zwergen geschmiedete, kostbare Ringe, die sie unsichtbar machen. Am Finger gewendet, verändern sie die Gestalt. Dieser Ring sei dir Abbild, werde dir ständig Mahnung: wechselbar sei, voller Wandlung — unsichtbar für die Feinde. Verbirg deine wahre Gestalt. Das ist die Kunst, ohne boshafte Tücke feindliche Mächte zu täuschen, um sie mit eigenen Waffen siegreich zu schlagen. — Sieh auf den Ring, wenn du irre wirst am richtigen Wege. Er gibt dir Kraft, er wird dich weiterführen.»

Armin reichte ihm die Hand, er fühlte die Kühle des Reifs seinen Finger umschließen. Orvo legte ihm beide Hände aufs Haupt.

«Gegrüßt sei, Armin!» tönte es zum dritten Male. Er beugte die Knie. Die Goden umschritten ihn langsam und verschwanden feierlich einer nach dem anderen.

Orvo, der vor ihm stand, ergriff seine Hand, zog ihn hinter sich durch matt erhellte Gänge. Endlich standen sie im Freien, in einer Schlucht im Gebirge, in die vom nächtlichen Himmel die Sterne niederstrahlten.

Orvo schlug den hüllenden Priestermantel von seinen Schultern, breitete ihn auf dem moosigen Boden aus:

«Schlafe, Armin. Morgen werden wir reiten. Walvater sei mit dir!»

IV. KAPITEL

DIE PRÜFUNG

Ehe Armin seine Heimat verließ, war zwischen ihm, Orvo und den Eltern ein Pakt geschlossen worden. Zu einer bestimmten Zeit, deren Dauer infolge des weiten Weges nicht festzulegen möglich war und deshalb zwei Mondwechsel umspannte, sollte Kuntari, der jüngere Bruder, mit einem ansehnlichen Gefolge an der Grenze in der Burg eines befreundeten Fürsten ihrer warten. Denn auch Kuntari begehrte nach Rom zu reiten. Der jetzt Achtzehnjährige strebte fort aus dem Sippenverband, in dem er erwachsen war. Auch begann es unter den Fürstensöhnen allmählich zur Gewohnheit zu werden, eine Lehrzeit in Kriegsführung und römischer Sitte zu durchlaufen, ehe sie in der Heimat seßhaft wurden. Mancher wünschte nicht mehr, jemals zurückzukehren. Rom blendete, Rom umspann die Menschen. Viele der Zweitgeborenen, denen die Herrschaft in der Heimat durch die althergebrachten Gesetze des Erstgeborenen-rechtes versagt blieb, zogen es vor, als Führer der Hilfs-Völker — seien es auch fremde, anderssprachige Stämme, — eine ausgezeichnete und ruhmreiche Stellung in römischem Solde anzunehmen. Ihr Ehrgeiz, ihre Wanderlust, ihre Freude am Kampf fand Befriedigung. Dass sie dienten und in der Fremde blieben, kam ihnen kaum ins Bewußtsein. Denn hier waren sie Herren und behielten trotz Rom Freiheit und ihre alten heimischen Gebräuche. Sie fühlten nicht den leisen, ironischen Ton von Verachtung, der unter der Maske römischer Weltgewandtheit auch für sie, die im Heer Unentbehrlichen, verborgen lag. Sie waren jung und von dem Glanz ihrer Stellung geblendet, den die klugen römischen Oberfeldherren ihnen bereitwilligst gönnten. Und wer unter den Adlern alt geworden war, hatte alle Feinheit ursprünglichen Empfindens vollends verloren.

Kuntari strebte nur fort aus der Enge des Altgewohnten, jugendliche Wander- und Abenteuerlust war seine Triebfeder. Ob Rom ein Feind, ob es ihm Freund werden würde, galt seiner Gedankenlosigkeit gleich. Segest hatte Rom gelobt, hatte die Ausbildung im römischen Heer als unumgänglich notwendig geschildert —und Segest, seines jüngeren Freundes Vater, schien Kuntari ein nachahmenswerteres Vorbild als Segimir. Zwischen Armin und dem Bruder bestand noch immer die alte Fremdheit, nur gemildert durch ihre größere Reife. Leise, versteckt, lebt uneingestandene, gegenseitige Eifersucht zwischen ihnen, deren Ursprung verständlich und nicht aus bösem Willen entsprossen war. Sie zu überbrücken und wesenlos zu machen, hatten die Eltern und Orvo beschlossen, die Brüder zu gemeinsamen Leben in der Fremde zusammenzuschließen. Was die Kindheit versäumt, sollte die Jugend verbinden. Armin war es zufrieden, Kuntari freute sich auf die Abenteuer zu Zweit — so sahen sie alle hoffnungsvoll dem Zusammenfinden und — Bleiben entgegen.

Der Abschied von Orvo war kurz, ohne Worte und große Gebärden. Was zwischen ihnen beredet war, war ein Siegel. Es bedurfte der Worte nicht mehr. Denn — wenn es auch Jahre währen würde — sie fanden sich wieder, in der Heimat wieder.

Die Jünglinge ritten unter der Führung eines alten Freundes ihres Vaters, des Waffenmeisters, der Rom und den Weg über die Berge kannte. Segimir hatte sich mit Segest beraten: sie ritten in ihrer germanischen Tracht, wie ihre Knappen und Diener, aber sie vermieden alles barbarisch anmutende Treiben, sangen, stritten und tranken nicht. Das Gefolge setzte sich aus älteren, ruhigen Männern zusammen, denen ernsthaftes Wesen und größte Zurückhaltung empfohlen war. Sie ritten ohne Aufenthalt und auf kürzesten Wegen.

Jetzt, da Beide erwachsen waren, glichen sie sich mehr als als Kinder. Armin erschien als der Ältere, auch überragte er den Bruder fast um Haupteslänge. Aber Kuntari war schlanker und sein Haar war blonder, so hell und lockig, dass der schwere Helm es kaum zu bändigen vermochte. Beider Augen leuchteten blau, Armins tiefer, ähnlich dem Stahlblau

der Augen seines Vaters, während Kuntari unter dichten, weißblonden Wimpern lichte, fast farblose Augen besaß, die zuweilen ins Grünliche schillerten. Vielleicht war Kuntari schöner, biegsamer und stolzer, aber Armin, gelassen und dennoch heiter, überstrahlte den Bruder durch seine Männlichkeit. Kuntari schien alles zu sehen, Vieles zu loben, Mehreres zu verspotten, er war immer wach und zu Neuem bereit. Armin träumte zuweilen mit offenen Augen, sah an Manchem vorüber und schien mit allem zufrieden. Wiewohl er heiterer als sein Bruder sprach, mochte es doch anmuten, als verschwiege er vieles, als sähe er wohl, ebenso scharf wie Kuntari — aber als hielte er Spott und Anerkennung für sich.

Die Ankunft der barbarischen Fürstensöhne war in Rom schon erwartet. Segest, obwohl nie selbst in der bewunderten Stadt gewesen, besaß Gönner und Freunde dort, denen die Jünglinge anempfohlen waren. Denn Segest stand in Ansehen in Rom: er war eine gefügige Schachfigur im Spiel ihrer Politik gewesen. Man rechnete auf ihn, man erwartete die Söhne seines Blutsbruders voller Hoffnung. Nicht nur die ungebärdigen Stämme der Germanen bedeuteten Gefahr für die Römer — größer als sie war die Sorge um ein im Norden langsam heranblühendes Volk, dessen König ein Gegen-, ein Neben-Rom anstrebte: die Markomannen unter ihrem Führer Marbod. In römischem Dienst herangewachsen, ganz durchtränkt von römischer Kultur, war er dennoch Barbar geblieben — ein höfischer, aalglatter, überkluger Barbar. Im Grunde also dennoch ein Römer, nur durch sein germanisches Blut und einen maßlosen Ehrgeiz allzu freiheitsliebend, um sich der römischen Herrschaft ohne zwingenden Grund zu ergeben, viel zu klug, um ihre Feindschaft herauszufordern und zu mächtig, um diese Feindschaft ernstlich zu fürchten. Er war der einzige Fürst, den Augustus, beraten von seinem Adoptivsohn Tiberius, als ständige Gefahr betrachten mußte — ein Schüler Roms, der seine Lehrherrn zu meistern drohte. Zwar bekämpfte man ihn noch nicht, man begann nur die Fäden zu schürzen, in deren Netz Marbod ersticken sollte. Und um dieses Ziel zu erreichen, bedurfte man der Hilfe der Cherusker, die Segest zu bieten imstande schien. Die beiden Brüder wurden zusammen im Palast eines reichen römischen Patriziers untergebracht. Marcellus, ein früherer Feldherr,

war in Germanien schwer verwundet und im Gefolge der Leiche des Drusus als Krüppel nach Rom zurückgebracht worden. Aber als naher Freund des allbeliebten, allzu früh gestorbenen Stiefsohns des Kaisers, blieb er auch als bresthafter Mann in allen Ehren und Würden, sah bei sich Angehörige des Hofes und wurde selbst zu den Festen am Hofe befohlen, — Marcellus erschien als der rechte Mann, Pflegevater und Lehrmeister der beiden jungen Fürstensöhne zu sein. Er liebte es, von Germanien zu erzählen und sich seiner Freundschaft zu Drusus zu rühmen, den er als einen der größten Eroberer hinstellen pfl egte. Tiberius, den Bruder des Drusus, haßte er ebenso inbrünstig wie er den Toten verehrte. Marcellus war aufrichtig und ehrlich, er machte kein Hehl aus seinen Gedanken und Gefühlen. Er geißelte die verschlagene Arglist des Tiberius mit hohnvollen Worten, schalt ihn einen Römer im verkehrten Sinne: dass er den ruhmvollen Namen des Römers der Nachwelt überliefern würde als hinterlistig, verbrecherisch und boshaft selbstsüchtig, während der Tote, sein Bruder, im Glanz aller römischen Tugenden erschien. Und so, durch Gespräche, fast gegen sein Wollen, jedenfalls ohne klare Erkenntnis, vermittelte der redselig cholerische Greis seinen jungen Gästen lebendige Bilder der alten und neuen Zeit, des innerlichen Kampfes, des Niedergangs der Kultur, der Verderbtheit des gepriesenen Rom. Armin lauschte mit angestrengtestem Willen. Er sprach wenig, regte nur durch kleine Fragen Marcellus zu weiteren Worten an. Er gedachte ihrer wieder und wieder im Alleinsein, tauschte seine Eindrücke niemals mit Kuntari aus. Er lernte, lernte so angespannt wie noch nie. Bald beherrschte er die römische Sprache, eher noch als die Kriegsgebräuche und Waffenbehandlung — Marcellus staunte über den gelehrigen Schüler. Nach Art gesprächiger Menschen liebte er den schweigsam zuhörenden Jüngling, der ohne eigene Meinung und doch nicht aus Torheit ehrerbietig schien. Er pfl egte ihn als das Muster zuchtvoller Jugend vor allen Leuten zu loben, während Kuntaris stolzere, widerspruchsvollere Art ihm mißfiel. Kuntari bewunderte Rom — aber nach Knabenweise mußte er eben gerade aus Liebe zuweilen streiten und schmähen, er hielt sich noch nicht im Zaum und begehrte auf, wenn es ihm schien, als überträte Marcellus in seinen Unterweisungen die Pflichten des Wirtes seinen hochgeborenen Gästen gegenüber. Armin schien dies kindisch,

aber er sah den Geist des Widerspruchs und der Herrschsucht allzu tief im Wesen des Bruders verankert. Er ließ ihm den Willen —er wußte es wieder: sie waren und blieben sich fremd.

Neben Drusus, dem Toten, liebte Marcellus noch einen Menschen mit gleicher Verehrung: Germanikus, des Drusus Sohn. Dieser Jüngling war jedoch nicht nur der Liebling des alten Marcellus: er wurde vom Volk, wie von seinem Großvater, dem Kaiser, verhätschelt und geliebt.

Er verdiente diese bewundernde Liebe. Es mochte wahr sein, dass sein Vater das Muster eines römischen Helden gewesen war, denn er; der ihm Gleichende, konnte wohl dem Volk wie ein Auserwählter erscheinen, jung, strahlend, gewandt und gestählt, leutselig heiter und doch gemessen, prunklos gekleidet und doch voller Eleganz.

Armin wohnte schon einige Zeit im Hause des Marcellus, als Germanikus den alten Freund seines Vaters aufzusuchen geruhte. Die aufgeregte Dienerschaft brachte ihm ehrerbietig flüsternd an der Tür von dieser Neuigkeit Kunde, als er vom Waffendienst zurückkehrte. Und so zuchtvoll er zu erscheinen strebte, so zurückhaltend er die Hausgesetze achtete, übertrat er dieses Mal, der Verzeihung des Alten gewiß, die Sitte des Gastes, sich als gleichberechtigten Fürstensohn gebärdend, und trat unaufgefordert in das Peristyl.

Er stand vor Germanikus und neigte sich. Sie reichten sich die Hand und sahen sich an. Auch Germanikus mochte diesem Begegnen nicht unerwartet entgegentreten: in seinen Augen blitzte ein Funke auf wie ein freudiges und klares Erkennen. So, als wäre der Besuch bei Marcellus nur Vorwand gewesen, um diesen Jüngling zu sehen, von dem er schon wußte —so wie Armin Germanikus kannte, längst ehe er ihn sah. Ja — sie kannten sich, sie liebten sich, sie hatten sich gefunden. War Armin nicht nach Rom gezogen, um Germanikus zu begegnen? Fast schien es ihm so. Sein Herz flog ihm zu. Er schwieg. Was bedurfte es der Worte? Germanikus, obwohl ein Römer, war. der Bruder, der Gleichgesinnte — viel näher als Kuntari.

Marcellus sprach, erklärte, ging geschäftig, den Sklaven Wein und Speisen abzunehmen, um sie seinen Gästen selber zu reichen. Es tat gut, in dem Wortschwall des Alten

unterzutauchen und scheinbar höflich zu lauschen. So konnte er ungehindert Germanicus betrachten. Zwischen ihnen wurden nur wenige Worte gewechselt. Aber, indessen sie höflich Marcellus Gaben annahmen und seine neuen Kunsterwerbungen lobend bewunderten, begegneten sich Beider Blicke, wohlwollend forschend, so als fragten sie gegenseitig: gleichst du dem Bild, das ich in mir trug? Werden wir Freunde werden? — Später, als Germanicus gegangen war, überkam Armin im Alleinsein ein Gefühl angstvollen Schmerzes. War er nicht doch der Feind, mußte er es nicht sein? Waren sie sich nicht nur heute, jetzt, als scheinbare Freunde begegnet? Wie durfte Gemeinschaft zwischen ihnen entstehen, wie konnte er eine Liebe rechtfertigen, die mit Schicksalsnotwendigkeit in Hass umschlagen mußte? Nein, er wollte sie schon im ersten Aufkeimen ersticken. Kein Römer war ihm Freund, keinen durfte er bewundern.

Aber in der Folge gelang ihm dieser Vorsatz schlecht. Immer wieder bezwang ihn des jungen Prinzen strahlendes Wesen, seine Gradheit, die Weite seines Blickes. Germanicus warb um ihn, — er fühlte, nicht aus Berechnung, wie es der anderen Römer Gewohnheit war. Denn man schmeichelte ihm und dem Bruder, ließ sie zu Ehren gelangen, die kaum ihrer Jugend entsprachen. Man schlug ihn zum römischen Ritter, schon bald befehligte er eine Kohorte. Er wußte wohl, dass alles dies mehr seinem Namen, als seinem Wesen zugewiesen ward. Er dankte höflich, wurde nie müde, seine Pflicht zu tun, ja sie zu übersteigern, blieb jedoch immer gemessen und fremd, fast so kühl überlegen wie ein geborener Römer. Nur Germanicus gegenüber war ihm schwer, diese Kühle sich zu bewahren. Seine Freundschaft entsprang einer Liebe. Sie waren sich wesensverwandt. Aber immer wieder, wie nach der ersten Begegnung, stieg Schmerz in ihm auf, wenn sie sich trennen mußten. Er fühlte die Verwicklung und Einsamkeit seines Schicksals, die Forderung, gegen alles eigene Gefühl unerbittlich und klar seine eigenen Wege zu gehen. Germanicus war ihm Versuchung: an seiner Seite, als sein Freund, hätte er zum Römer werden können. Er erkannte es wohl, und er wehrte sich gegen sein Herz. Er dankte dem Schicksal, als es den immer wieder Gesuchten an der Seite seines Oheims Tiberius abberief nach Germanien. Eine Last war von ihm

genommen — eine größere noch legte sich auf sein Gemüt. Denn warum sandte Augustus ihn nicht in eine der vielen anderen Provinzen, in denen es brodelte in Auflehnung gegen Rom? Weshalb sollte er eben in Germanien seine ersten Kriegslorbeeren holen? Da war es, noch in der Ferne, und dennoch schon im voraus zu fühlen: gegen ihn würde er kämpfen, ihn würde er besiegen, vielleicht töten müssen, den er einzig von allen Römern liebte — liebte aus unbegreiflichem Zwang seines Wesens, seinem eigenen Wollen entgegen.

Germanicus strahlte vor Stolz, als er Abschied nahm. Bis zum Stadttor, aus dem das Gefolge des Tiberius mit buntem Gepränge unter dem Jubel des Volkes zu neuem Kriegszug marschierte, gab Armin dem Prinzen das Geleite. Sie ritten nebeneinander unter den Vielen, die dem Allbeliebten die Abschiedsehre geben wollten.

«Wir sehen uns wieder, Armin,» sagte Germanicus. «Ich fragte dich nie nach deinen Plänen. Wirst du hier bleiben, gehst du in römischen Sold?»

Armin sah ihn an. «Ich weiß nicht, wie lange ich bleibe. Aber auch ich weiß: wir sehen uns wieder.»

«Du weichst mir aus. Du bist römischer Bürger geworden. So willst du bleiben? Oder trägst du römische Sitte und Gesinnung in deine Heimat? Werden wir uns dort wiedersehen, ich an deinem Hofe?»

«Wir halten nicht Hof wie ihr Römer. Du wärest enttäuscht, mich dort wiederzufinden.»

Germanicus sah ihn befremdet an. Er schwieg. Vielleicht überflog auch ihn eine Ahnung. Aber sein leichter Sinn und sein Römerstolz siegten über Verdacht oder aufsteigendes Mißtrauen. Er bot ihm die Hand. «Nun, wie es sei, und wo — wir sehen uns wieder!»

Dann wandte er sich zu den ihn umdrängenden Gefährten und grüßte das jubelnde Volk.

Armin ritt schweigsam zurück. Es schauerte ihn trotz der Frühlingswärme. Nun war er völlig allein. — —

Im Hause des Marcellus lebte neben ihm, alle Ehren einer hochgeborenen römischen Ehefrau genießend und doch von ihres Mannes prahlerischer Herrschsucht geknechtet, seine

stille Gattin, Emilia. Sie hatte dem Marcellus keine Söhne geboren, das war sein Schmerz und steter Vorwurf für sie. Sie besaßen nur eine einzige Tochter, aber ihr Dasein vermehrte nur die Sehnsucht nach den ausgebliebenen Söhnen — denn Julia war blind. Anfangs hatte Marcellus seinen jungen Gästen das Mißgeschick seines Hauses verschwiegen, schien es ihm doch immer noch ein unverdient hartes Geschick, mit dem die Götter ihn strafte. Aber als die Brüder seinem Herzen näher rückten, enthüllte er ihnen sein Geheimnis und führte sie zu der Unglücklichen.

Julia selbst schien ihr Schicksal ohne Klage zu tragen. Sie kannte es nicht anders, sie hatte nie einen Schimmer von Licht gesehen. Wohl-behütet aufgewachsen und von guten Lehrern unterrichtet, trug sie ihr Dasein als Römerin: stolz in das Unabwendbare ergeben. Die Güte der Eltern hatte ihr eine Gespielin beigegeben, die ihr die Zeit mit Plaudern und Singen vertrieb und sie bei ihren seltenen Ausgängen begleitete. Die sprudelnd heitere Sabina war Julias Gegenpol. Heiter und sehnsüchtig das Leben erwartend, hielt sie nur ihre Armut in der Gefangenschaft dieser zurückgezogenen Stellung. Das Erscheinen der zwei blonden Barbaren im Hause ihres Brotherrn und bald auch in dem engeren Verkehr der Familie war ihr das Wunder, der erste Ausblick in das rockende und gefährliche Leben. Sie wurde nicht müde, der Freundin die Schönheit und Kraft der beiden Brüder zu schildern und es lag klar zu Tage, wem sie den Vorzug gab: Flavus, dem «Blonden», wie Kuntari, der diesen Namen wie eine Ehre trug, geheißen wurde.

«Ich liebe seine Stimme nicht», sagte Julia. Sie ist herrisch und laut. Armin spricht, als könnte er singen und gute Worte sagen. Und so, als verschwiege er viel. Ich wollte, er käme zuweilen zu mir.»

Ach», wehrte Sabina ab, «ihr würdet von Göttern und unsinnigen Dingen reden!»

«Ja, — das wünschte ich mir. Er soll mir von seiner Heimat erzählen. Ich hörte von Sagen und Gesängen dieser Germanen, die tausendmal schöner als unsere sind.»

Julia war durch ihr Schicksal und durch ihre Mutter zu größerer Frömmigkeit als andere junge Römerinnen erzogen worden. Hätte ihre Blindheit es ihr nicht verwehrt, so wäre ihre Sehnsucht gewesen, Priesterin der Vesta zu werden. Ihr

größtes Glück waren die seltenen Besuche der Priester, die ihre Mutter ihr heimlich zuführte — heimlich, denn Marcellus war ihnen wenig gewogen. Sie erschienen der armen Blinden wie höhere Wesen, die sich in gütigem Verstehen zu ihr niederbeugten. Sie glaubte ihnen, wie ihre vom Leben verängstigte Mutter es tat. Sie brachten ihr mehr Licht und Trost als Sabinas lustige Beschreibungen des Draußen und ihre heiteren Gesänge. Dass Julia einem der Priester von dem Besuch der jungen Barbaren erzählte, wurde zu einer Kette von neuem Schicksal. Sie ahnte es nicht. Sie war blind und nur ein Werkzeug. Aber in dem Leben der Brüder brachte es entscheidende Wendung.

Armin war von Julias Ergebung in das Schicksal ergriffen. Ihr Ernst rührte ihn, er fühlte ihre Sehnsucht nach einem Leben, das außerhalb des ihr Gewiesenen lag. Er fühlte auch, dass diese Sehnsucht ihn rief. Sabinas plumpe Genußsucht stieß ihn ab, sie war nicht anders als alle römischen Mädchen. Aber Julia lockte nicht das sinnliche Leben, sie suchte das Fremde, Unfaßbare. Sie schien unter allen den oberflächlichen Masken der einzige Mensch, der die Tiefe begehrte. Er überließ Sabine lächelnd dem Bruder und wandte sich dankbar und wie erlöst der Blinden zu. War sie auch Römerin sind stolz auf ihr Rom — sie war mehr als nur das, so wie Germanicus mehr war als Römer. Was Armin an die Beiden band, war ihr Menschsein.

Er sprach ihr von seiner Heimat, dem Sternhof, von Orvo. Sein Herz wurde weit, er schilderte, die Wälder und Berge, die Stille der Sternennächte. Ihr schien es, als könnte sie zum ersten Male sehen — denn wenn die Anderen ihr sprachen, versuchten sie, ihr die eigenen Augen zu leihen, um sinnlich greifbare Dinge zu schauen. Die Worte, mit denen Armin Landschaft und Menschen beschrieb, trugen andere Gestalt, hinter ihnen leuchtete auf, was nicht an äußere Erscheinung gebunden blieb. Es wurde ihr alles beseelt, sie fühlte und erschaute im Innersten ihres Wesens. Und sie spürte: dort, woher er kam, lebten die Götter. Hier waren sie tot. Hatten die Menschen sie vertrieben, getötet? Waren sie niemals wahrhaft lebendig gewesen?

«Und hier?» fragte sie aus der Bangigkeit ihres Herzens. «Sind deine Götter auch hier? Oder gehst du in unsere Tempel?»

Er schwieg. Er hatte diese Frage befürchtet. Was sollte er ihr erwidern?

Sie legte die Hand auf seinen Arm und hob ihr Gesicht. Ihre leeren Augen baten wie hilfeflehend um Antwort.

«Mir scheint,» sagte er mühsam, «als wäre hier der Himmel so hoch, so blau, so endlos fern — in meiner Heimat ist er uns nahe. Und mit ihm die Götter.»

«Und im Tempel?»

Ich habe keinen betreten. Wir glauben nicht, dass die Göttlichen in Tempeln wohnen.»

«Sie sollen prächtig sein, voller Gold und bunten Farben. Davon weiß ich nichts. Aber so oft ich im Tempel war — und auch hier, vor dem Altar, im Hause — fühle ich, dass ihr euch irrt: die Götter leben auch hier!»

«Unsere nicht, Julia.»

Sie senkte den Kopf und schwieg. Sie fühlte: ja, er hatte recht. Und Jene, die sich nicht durch die Pracht der Marmorsäulen und Goldgefäße fangen ließen, die frei und ewig schenkend aus Wasser und Luft, aus Wärme und den Sternen sprachen, nah und immer erreichbar oder fern und unerkant — waren sie nicht groß, unermeßlich erhaben, gütiger, strenger und ernster als alle die, die sie kannte und verehrte? Um diese Frage kreisten fortan ihre Gedanken. Wie hätte sie sie vor Leones, dem Priester, verschweigen können?

Leones hörte ihr ruhig zu. Ihrer Zweifel achtete er wenig, suchte sie mit mahnenden Worten väterlich zu zerstreuen. Aber mehr zu erfahren, die fromme Freundschaft des Fremden mit Julia klug zu benutzen, sie auszuhorchen, war er von nun an bestrebt. In ihm reifte ein Plan, ihm schien die weltfremde Blinde ein vom Schicksal gesandtes Werkzeug. Er wartete in Geduld, bis ihm die Stunde zu eigenem Handeln gewiesen wurde.

Denn in der Priesterschaft Roms lebte seit langem das Wissen um den Tod ihrer Götter. Sie glaubten ihnen nicht mehr, sie zweifelten an ihrem Wirken. Aber das Volk brauchte Glauben, bedurfte der alten Gebräuche.

Um Priester zu sein, war nur Wissen und Überlegenheit notwendig geworden. Aber die Weisheit, die sich mit den alten Kulturen beschäftigte, blieb nicht leerer Schein ohne Tiefe, sie trug größeren Ernst als jemals zuvor. Das niedere Volk mochte man bedenkenlos durch allerlei Gaukelwerk täuschen, der gebildeten Stände frivolen Unglauben schweigend übersehen — die Priesterschaft selbst wußte wohl um die Wirksamkeit, das Schaffen überirdischer Wesen. Und man erkannte, dass sie sich wandelten, ferner und fremder wurden, dass sie die Menschen verließen und unerreichbar blieben. Dennoch wußten die Priester ein rettendes Mittel gegen die drohende Leere und setzten allen hoffenden Willen an seine Erfüllung: die Nähe, das wirkende Leben der Götter aus fremden Völkern. Denn sie wußten: die erdgebundene Ichsucht der Römer hatte die heimischen Götter vertrieben — die Himmlischen leben nur in der Reinheit des unbefangenen Herzens. Wenn es ihnen gelang, die unterworfenen Völker ganz, mit ihren Göttern, zu erwerben, wurde die Leere der Tempel mit neuem Leben erfüllt. Auch die Weite der Duldsamkeit, die den Barbaren die heimischen Kulte erlaubte, war kluge Berechnung. Wie der dem Tode Geweihte neue Kraft erstrebt aus dem zugeführten Blut der jungen, unverbrauchten Völker im Norden und Süden.

Immer noch waren die Priester die eigentlichen Herren der Macht. Ihr Ansehen war nur scheinbar gesunken. Der Staat bedurfte mehr denn je der Führung weniger, überlegener Männer, die, dem Volk nicht sichtbar, ihre Fäden spannen. Die politischen Führer anerkannten die Klugheit und Überschau ihrer Priester, sie beugten sich ihrem Rat und handelten nach ihrem verborgenen Wissen. Wenn, wenige Jahre später, der Kaiser Augustus die Würde des Pontifex maximus übernahm, vereinte er als Erster sichtbar die Priesterwürde mit der äußeren Gewalt. Und dies war die Weisheit, durch die sie die Welt beherrschten: in den fremden Völkern lebten noch immer die Kräfte ihrer heimischen Götter. Wer sie an sich zog, besaß das Herz der Barbaren. Wer ihr Herz besaß, ward Herr über Denken und Willen. In die leeren Tempel der römischen Götter zogen die neuen ein: Isis, Attis, Mithras — und die Götter der Kelten, der zuerst unterjochten nordischen Völker. Nur Wotan, Thor, Baldur und alle die germanischen Götter hatten nicht Heimat in Rom. Auch nicht Jehova, der Judengott. Denn die Juden

durchschauten voll Klugheit die Tücke der Römer und durchkreuzten den geheimen Willen mit Schlaueit und Arglist: sie beugten sich kampflos der römischen Herrschaft mit der einen Bedingung: niemals die fremden Götter in ihrem bildlosen Tempel zu dulden, noch Jehovas Kult den anerkannten Herren verraten zu müssen. Denn auch dieses war Brauch: die Bilder der Götter zu tauschen. Minerva, Jupiter und Mars standen vor den Altären der fremden Völker, indes deren Kult in Rom mit allen Gebräuchen gefeiert ward. Der bildlosen Götter Kraft zu erreichen, war seit langem der Römer Streben gewesen. Jetzt fühlten sie sich dem ersehnten Ziele endlich nahe: ein Barbar lebte in Rom, der nicht nur Soldat, nicht nur Lernender schien. Einer war unter ihnen, der, in Priesterschulen erwachsen, aus dem Heiligtum kam, das die römischen Priester nur ahnten. Wo es lag, wem es diente, galt es zu erforschen. Den Sinn des Jünglings klug zu ergründen, ihn zu verwirren und seinem heimlichen Auftrag zu entfremden — das war der Weg, den Leones erkannte. Denn er zweifelte nicht an Armins geheimer Priesterschaft. Noch wollte er im Verborgenen bleiben, nur von Julia von ihm Kunde erhalten, von ihr, der sich der Schweigsame erschloß. Später erst, wenn er vieles wußte, wollte er sich selbst dem Jüngling zu erkennen geben.

* * *

Armin weilte nun schon ein Jahr in Rom. Die Zeit verging wie im Fluge. Es lebte sich frei und leicht in der schönen Stadt. Neben seinem Dienst blieb ihm Zeit zum Lernen, Wandern und Schauen. Er versäumte keines der Feste, weder die Circusspiele, noch die kultischen Feiern: die dem Jupiter heiligen Vinalis rustica, die Lusi romani, die Feste des Mars und der Venus mit all ihren sonderbaren alten Gebräuchen. Allein, ohne äußeren Anlaß, hatte er nie einen Tempel betreten. Aber eines Tages bat Julia ihn, sie zu einem Gang durch die Stadt zu begleiten. Sie hatte ihn niemals um die Erfüllung eines eigenen Wunsches gebeten, immer schien sie zufrieden um jede Stunde, die er ihr schenkte, wie er sie auch gestaltete — ob er sang oder ihr von der Heimat erzählte oder ihr nur plaudernd die Zeit vertrieb. Er konnte und wollte ihr diese Bitte nicht versagen, obwohl er ahnte,

was sie noch vor ihm verbarg. Er fragte auch nicht danach — er fühlte sich sicher.

Sie gingen an den Palästen der Reichen vorüber, am Zirkus, der ohne Leben lag. Brunnen rauschten in marmorne Becken nieder unter Siegessäulen, die auf weiten Plätzen in der Sonne leuchteten. Bürger standen in Gesprächen vor den kostbar erbauten Thermen, Sänften wurden vorbeigetragen, in denen gepflegte Frauen mit hochgetürmten, blondgefärbten Haaren prahlten, Wagen mit schnaubenden Hengsten rollten über die steingepflasterten Strassen. Sie durchschritten Tore, überquerten neue Plätze, Blumen und Tauben wurden vor den Tempeln als Opfergaben feilgeboten. Endlich standen sie auf dem Forum romanum. Ein leiser Wind wehte von der Höhe hinunter, die goldenen Zierrate auf den Tempeldächern blitzten im Sonnenlicht.

Julia wandte ihr beseeltes Gesicht zu Armin: «Gehst du mit mir in den Minerva-Tempel, mein Freund? Ich weiß, •du tust es nur ungern. Aber sieh: eben diesen, dachte ich, könntest du ohne Bedenken betreten. Denn ihr kennt keine Göttin, die ihr gleicht. Mir aber ist sie lieb wie keine andere.»

Es war kühl und still zwischen den steinernen Säulen. Armin stand neben der Blinden, die vor dem marmornen Standbild mit erhobenen Armen kniete. Er sah sich um, rings im Kreis. Sie waren ganz allein, kein Mensch, kein Geräusch störte die Stille. Ja — sie waren allein, — auch kein unsichtbares Wesen erfüllte den Tempel. Die verzierten Säulen, die blitzend goldenen Gefäße, die Bilder aus Erz oder Elfenbein waren tot und kalt. Und dennoch spürte er ein Etwas nahen und ihn umhüllen, das aus dem Boden, den Wänden, aus dem ganzen Raume wuchs. Es beengte den Atem, es würgte die Kehle. Er stand furchtlos, gefühllos fast — nur in äußerster Spannung. Was nahte ihm? Minerva, die Göttin — war sie ein Dämon? Er mußte lächeln. Minerva, die Helmbewehrte, die Jungfrau — fühlte sie den Feind, wollte die Kriegerische ihn mit dämonischen Kräften besiegen? Nein, wenn sie lebte, wenn sie göttlich war, bezwang sie auf andere Weise. Durch Offenbarung, durch Erkenntnis oder durch Schicksalsschläge. Aber Minerva lebte nicht mehr. Er fühlte es deutlich: nichts lebte in diesem Tempel. Das Nichts war es, das den Atem benahm. Es war kein Dämon, es war eine saugende Leere, grauenhafter, tödlicher als das

entsetzlichste Wesen. Immer noch stand er furchtlos, in ihm wurde klare Erkenntnis: nicht nur hier, im Tempel, wartete saugend das Nichts. Überall lebte es ausgebreitet über dem schillernden Rom. Aber die Stille des Tempels machte es endlich erkennbar. Er verstand plötzlich die Rune, den Namen der Stadt, dieses ganzen Volkes: «Raum» hieß dieses Rom — ein leerer Raum im Erdengefüge. Eine Erinnerung stieg in ihm auf, ein anderer Raum, den er kannte: des heiligen Kreises Mittelpunkt. Die weißen Steine, von dem Sechsstern der Hagalrune durchschnitten, von den Zweigen der hohen Esche umrauscht. Dies hier, der Raum, der Rom hieß, war leer, ohne die göttliche Fülle. Doch der leere Raum begehrt die Erfüllung. Das Nichts ist der Tod. Der Feind. Im Raum, den das Nichts erfüllt, lauert der ewige Abgrund. Saugend, vernichtend, alles verschlingend brütet in ihm der Drache der Finsternis. Und über dem Abgrund der Welt liegt gleißend die Pracht und Schönheit der ganzen Erde zu Schätzen getürmt, die Jahrtausende schufen, die Jahrtausende dauern.

Es schauerte Armin. Er schaute die Augen, die aus dem Abgrund stierten, grauenhaft, zwingend wie die Augen der tödlichen Schlange, Er sah die Arme, die sich winkend, golden gleißend, unzählbar aus der Tiefe hoben und die Welt umstrickten. Er sah den ewigen Feind. Ihn bannte er nicht. Wer aber mochte ihn schauen, wie er? Er spürte: die schillernde Schönheit, die Pracht, die Macht des Goldes überdeckte den Abgrund. Wie ein Mantel aus Schein und Lüge gewoben, der alle Sinne und alles Wollen betörte, lag der Schatz aller irdischen Schönheit und Macht über dem Feind. Wer widerstand der Betörung? Wer erkannte den Zauber? Er war so ewig wie der Drache selbst. Er war so stark wie die Selbstsucht und Habgier der Menschen. Er würde dauern wie die Finsternis der Welt. Vielleicht besaß Einer die Kraft, den Abgrund zu schließen und fest zu verriegeln — nach unzählbaren Jahren. am Ende der Zeit. Noch war die Zeit nicht gekommen. Noch würde der Drache herrschen, saugen und töten, in das Netz seines gleißenden Mantels verwirren. Rom würde leben — die ewige Stadt.

Sein Gesicht wurde fahl, ihn packte Entsetzen. Was vermochte er gegen Rom? Er dachte an Orvo. Kannte Orvo den Feind? Ahnte er, wie mächtig er war? Seine Hände krampften sich. Er fühlte die Kühle des Ringes zwischen den

Fingern — er drehte ihn um, er entsann sich der Mahnung. Und plötzlich überkam ihn Ruhe und inneres Wissen. Ja — der Feind war ewig, wie Rom. Er war nicht mit Menschenkräften zu töten. Aber er hatte die Macht ihn zu bannen. Im Erkennen, im furchtlosen Wissen um sein ewiges Dasein lag schon Beschwörung. Wachsein, Bereitsein brachte die Rettung. Er wollte Hüter werden, er wollte die Netze zerreißen. Wie ein Schwert wollte er sein und die Heimat beschützen. Wie ein erhobenes Schwert, das drohte und wehrte zum Schlage bereit, aber nicht tollkühn und fordernd — nur ein beschwörendes Zeichen. Der Feind würde warten, voll List und Verführung leise sich nahen — an dem wachsamem Schwert seine Kräfte zerbrechen. Er wußte es wohl: wie die Drachen der Sagen besaß der Feind unzählige Häupter. Nie starb er ganz. Aber das Haupt, das sich hob, um Germanien zu töten, wollte er fällen, dass der Drache sich blutend in seinen Abgrund verkroch. Dort mochte er liegen und warten und sich erneuern — ewig wie er lebt die Kraft des hütenden Schwertes, drohend, beschwörend, ihn zurückzuweisen ins Nichts.

Er richtete sich höher auf, seine Augen strahlten. Er nahm Julias Hand, die ihm willig folgte. Sie fühlte die Veränderung seines Wesens mit der Wahrheit und Liebe der Blinden.

«Sprich,» sagte sie, «bereust Du den Gang in den Tempel?»

Er antwortete, sie hörte den siegesgewissen Klang seiner Stimme mit Staunen:

«Minerva sah ich nicht, aber ich erkannte Rom Das danke ich Dir, Julia. Immer werde ich es Dir danken!»

Julia wagte erst viele Tage später, ihn nach der Bedeutung seiner Worte zu fragen.

Er lächelte, strich über ihr Haar und sagte: «Euer goldenes Rom, den Schatz, den es hütet, die Ewigkeit dieses Reiches habe ich erkannt. Du darfst stolz sein auf Eure ewige Stadt.»

Sie atmete erlöst auf. «Du sagtest es so seltsam. wie mit einem Unterton, den ich nicht deuten konnte. Nun ist es gut. Denn ich habe einen Auftrag, den ich mich vor Dir auszusprechen fürchtete. Mein Lehrer und Priester Leones bat mich, Dich zu ihm zu führen. Flavus und Dich, — er kennt Euch lange durch mich.»

Sie hörte wieder das Lächeln in seiner Stimme: «Gut, liebe Julia, bestimme die Zeit.»

Er ahnte dieses Zusammentreffen seit Tagen, er fürchtete es nicht. Aber ihn hielt eine Scheu ab, zu Kuntari von seinem Tempelgang und seiner Erkenntnis zu sprechen. Kuntari liebte Rom, er war jung und trotzig, er hätte ihn noch nicht verstanden. Er vertraute auf des Bruders unverdorbenen Sinn, auf sein germanisches Blut. Worte konnten bei ihm nichts bewirken. Nur ein Beispiel konnte er dem Bruder sein, ihn mit sich reißen durch sein eigenes Wesen. Er ahnte noch nicht, dass Leones mächtig war durch uraltes Wissen und übermenschliches Wollen, durch die helfenden Kräfte all jener Priester, als deren Vertreter er zu den Brüdern trat. Er bedachte nicht, dass er, der Einzelne, machtlos stand vor einer Kette erfahrener unzähliger Männer. Leones kam ihnen väterlich gütig entgegen. Sein kluges beherrschtes Gesicht wäre schön zu nennen gewesen, hätte nicht der allzu schmale Mund und das breit vorstrebende Kinn ihm einen Ausdruck von Brutalität gegeben, den sein mildes Lächeln vergeblich auszugleichen trachtete. Es lag ein Hauch geistvoller Überlegenheit auf diesen durchgearbeiteten Zügen, nur ein Hauch, der ihn als echten Römer verriet. Alles an ihm war verhalten, gemessen, ohne große Gebärde. Auch seine Stimme klang leise, fast kraftlos. Nur seine Augen trugen ungewöhnlichen Glanz, der diese Maske väterlicher Sanftmut Lügen strafte. Er hielt sie niedergeschlagen oder mit dem Ausdruck höflichen Lauschens auf das Gesicht des jeweiligen Sprechers gerichtet — er beherrschte selbst diese sonst untrüglichen Spiegel der Seele.

Sie wechselten höfliche Worte, Leones zeigte sich weltmännisch gewandt, vermied jede priesterlich salbungsvolle Rede. Er schien voraussetzungslos und ohne Hinterhalt nur die lose Bekanntschaft der Freunde seines Zöglings zu suchen, — und Armin erstaunte und konnte ein Gefühl der Sympathie schwer unterdrücken.

«Eure Namen gaben wir euch?» fragte er.

«Sie entsprechen nicht denen, die ihr in der Heimat trugt?»

Kuntari lachte. «Ihr Römer zerbrecht euch die Zungen an ihnen. Ich bin mit meinem neuen Namen zufrieden, er ehrt

mich sogar. Denn bewundern die Römer nicht die Blondes?»

«Gewiß. Und wie riefen dich deine Eltern?»

«Kuntari.»

«Und dich?» wandte Leones sich an Armin.

«Segifrithurs.»

Leones sah ihn an, seine durchdringenden Augen waren zum ersten Male voll und ohne Verschleierung auf ihn gerichtet.

«Es wundert mich, dass du nicht deines Bruders Namen trägst. Er scheint mir dir gemäßer. Denn der Geist deiner Sippe leuchtet von deiner Stirn. Oder, anders gedeutet: du könntest König sein. Dein Geist ist königlich.»

Armin wich ein wenig zurück. «Du deutest die Namen, Leones, — so kennst du die Runen?»

Er zuckte geringschätzig die Achseln. «Ich achte diese Kunst nicht so hoch. Es sind ja viele Germanen in Rom, seit langen Jahren. So haben wir Priester die Runen leicht von ihnen gelernt. Dein Name mag schön sein: Armin. Aber er will mir nichts sagen. Kuntari — das birgt Verheißung, Ansporn und Willen.» Er lächelte und wandte sich wieder dem Jüngeren zu. «Aber du hast Recht: Flavus ist schöner. Bleibe du Flavus, der Blonde, der Lichte, den wir Römer bewundern!»

Er reichte Beiden die Hand und verabschiedete sich höflich. Er ließ sie in Staunen und widerstreitenden Gefühlen zurück.

Kuntari faßte sich bald. «Dieser römische Priester ist klug — ich möchte ihn näher kennen. Warst du je in einem der heimlichen Kulte, von denen Julia mir andeutend sprach? Sie kennt sie nicht, denn es dürfen nur Männer an ihnen teilnehmen. Ich werde sie bitten, dass Leones mich einläßt.»

Armin sah ihn an. «Ich begleite dich, Kuntari. — Ja, diese Priester sind klug. Sei wachsam, dass sie uns nicht überlisten.»

«Wie überlisten?»

«Wollen wir nicht unsern Göttern treu bleiben, Kuntari? Glaubst du, sie wollten uns nicht hinüberziehen zu sich, wenn wir ihre heimlichen Kulte besuchen?»

«Wenn ihre Götter stark sind wie unsere —warum sollten wir nicht zu ihnen beten? Da wir römische Bürger sind — müßten wir nicht auch ihre Götter verehren?»

«So bist Du wirklich ein Römer?»

Kuntaris Augen wurden unsicher flackernd unter Armins Blick. Dann blitzten sie zornig auf.

«Für Dich mag es leicht sein, Germane zu bleiben, Armin. Auf Dich wartet die Herrschaft. Aber was bleibt mir?»

«Der Oheim Ingwiomir wurde auch nicht ein Römer!

«Und wer sagt Dir, dass ich ein Römer bin?»

Armin legte dem Zürnenden die Hand auf die Schulter. «Noch bist Du es nicht, — ich fragte auch nur. Ich wollte Dich warnen.»

«Nun», sagte Kuntari trotzig nach längerem Schweigen, — «und wenn ich in römischen Sold ginge — Du weißt, Germanicus fragte mich, aber ich wußte noch keine Antwort — was würdest Du denken, Armin?»

Er wartete die Erwiderung nicht ab. Er fuhr hohnlachend fort: «Du würdest mich verachten, ich weiß es. Aber was liegt mir an Deiner Liebe oder Verachtung!»

«Kuntari», sagte Armin ruhig, fast lächelnd, «laß uns nicht streiten. Du gehst Deinen Weg, wie Du mußt. Aber da ich der Ältere bin und wie Du glaubst vom Schicksal bevorzugt, fühle ich in mir die Pflicht, Dich vor einem Wege zu warnen, der mir fremd und ungangbar scheint. Verzeih mir, wenn ich Dich kränkte. Komm, sei wieder fröhlich, Kuntari.»

Einige Tage später überreichte Kuntari dem Bruder ein Wachstäfelchen, auf dem die Worte eingeritzt waren: Wir versammeln uns gegen Mitternacht am Mons Capitolium vor der alten Kapelle des Jupiter Feretrius zum Vollmond. Das Wort: Gold.

«Gehst Du mit, Armin, morgen zur Nacht? Heute im Gedränge des Forum fühlte ich plötzlich dies Täfelchen in meiner Hand, ohne den Überbringer erkannt zu haben. Du glaubst doch auch, dass Leones uns ruft?»

«Gewiß. Wir gehen, Kuntari. Und wenn es ein Anderer war — was schadet es uns? Wir wollen ja lernen und sehen — und vergleichen.»

Der Vollmond stand schon hoch am weiß überstrahlten Himmel, die Schatten des riesigen Tempels, den Augustus neu zur Ehre Jupiters hatte erbauen lassen und der in einzelnen Teilen noch Gerüste trug, fielen schwarz auf die weißen Marmorplatten des gepflasterten Hofes. Der kleine uralte Tempel, den die Brüder suchten, stand neben dieser Pracht wie verloren, wie ein Zeuge der alten Zeit, der im Glanz der Gegenwart ertrank. Aber eben dieser Tempel war den Römern ehrfürchtig geheiligt, denn er sollte das älteste Bauwerk der großen Stadt sein, das Romulus errichtete und das Augustus bei seinem Neubau sorgsam schonte. Es standen nur etwa zehn Männer in dunklen Mänteln wartend auf dem Platze. Ihre Gesichter schienen den Brüdern unbekannt und doch schon oft gesehen — es waren die üblichen kalten, verschlossen unbeweglichen Gesichter von Römern. Einer von ihnen näherte sich den Beiden, verlangte die Losung zu hören, ging ihnen dann voran und schloß die Tür des Tempels auf. Der Vorraum war durch Fackeln erhellt, der Zugang zum Innern von Teppichen verschlossen. Die Teilnehmer legten ihre Mäntel nieder und folgten dem Führer, der, statt in den eigentlichen Tempelraum zu gehen, eine kunstvoll in die Steine gefügte Falltür im Boden öffnete und, die Fackel hochhaltend, langsam eine schmale Treppe in die Tiefe hinabstieg. Der letzte der Männer schloß den Eingang. Dumpf dröhnte der schwere Stein im Niederfallen, modrige Luft stieg aus dem Dunkel der Höhle auf, in die sie wortlos eintraten. Der süßliche Duft eines unbekanntes Krautes, das über einem kupfernen Dreifuß verbrannt wurde, mischte sich in die dumpfe Feuchtigkeit, die den felsigen Wänden entströmte, und lagerte in weißem Rauch wie Nebelgestalten über den Häuptern der Männer. Die Fackel und das Feuer unter dem Dreifuß waren der einzige spärliche Lichtquell. Der ganze Raum schien schmucklos, fast barbarisch roh, aber voller Geheimnis oder Erwartung, so als lebte in dieser äußerlich dürftigen Umgebung ein Kult, der noch Wahrheit und Wirksamkeit in sich tragen mochte.

Den Mittelpunkt bildete ein großer schwarzer Stein, der sagenhafte vom Himmel gestürzte Feuerstein, mit dem Jupiter dem Romulus die Stätte angezeigt hatte, an der er

angebetet sein wollte. Ohne Zweifel war dieser der echte «Silex», der nur den Eingeweihten und Schülern einer Geheimlehre enthüllt wurde. Der oben im Tempelbau vom Volk verehrtete mochte ein getreues künstliches Abbild dieses Heiligtums sein, — eine der vielen Täuschungen der Priester. Außer ihm war nichts im Raume zu sehen — keine Götterbilder, keine kultischen Geräte.

Die kleine Versammlung verharrte wortlos und ohne Bewegung, nicht anbetend, auch nicht in Versenkung, sondern anscheinend wartend. Lurch Armin zuckte ein Gefühl qualvoller Unruhe, einer kaum tragbaren Ungeduld. Dieses Warten schien ihm nicht die heilige Ruhe vor einer Opferhandlung oder Belehrung, es beengte auch hier das Lauern und Saugen eines unerkennbaren Wesens den Atem.

Plötzlich erhellte blendendes Licht den Raum: von oben herab stieg Leones, hinter ihm eine Anzahl weiß gekleideter Priester mit flachen Lampen aus glänzendem Metall in Händen, andere, die seltsam geformte goldene Gefäße so sorgsam trugen, als berge sich in ihnen kostbarster Inhalt. Sie sangen im Niedersteigen eine vielstimmige getragene Weise in einer unverständlich klingenden fremden Sprache, stellten die Lampen und Gefäße in einer anscheinend streng vorgeschriebenen Art auf den flachen Stein, dessen spiegelnde Oberfläche nun in Gold und aufzuckendem Lichtschein widerstrahlte. Der Gegensatz von dem lastenden Dunkel der Wartezeit zu diesem Flimmern, von der grauenhaften Stille zu dem Gesang und Schreiten der Priester war ergreifend, innerlich nicht befreiend, sondern eher erschreckend, als würden Fühlen und Schauen von dem Glanz überwältigend gebannt. Der Raum selbst zeigte sich in vollkommener Kahlheit, bildlos und einfach — umso widerspruchsvoller leuchtete in ihm die Pracht der Gefäße und die Fülle des Lichtes.

Leones ließ ein neues Feuer aufflammen: er rieb auf altertümliche Weise zwei Hölzer aneinander, bis der erste Funke entstand, mit dem er Stroh und dürres Reisig auf dem Stein entzündete, in das er Kräuter und Harze warf. Diese Zeremonie war den Brüdern vertraut, es war die überall gültige kultische Handlung der Feuererzeugung, durch die der im Holze schlafende Gott gerufen ward. Aber seltsam erschien ihnen, dass weder Opfertier noch andere Gabe in

ihm verbrannt, dass dem heiligen Feuer keine Verehrung zuteil wurde. War es Sinnlosigkeit, überkommener, unverständener Brauch bei den römischen Priestern geworden? Doch nun, da der Holzstoß lichterloh brannte und durch neue Scheite Nahrung erhielt, füllte Leones einen bronzenen Tiegel mit verschiedenen Essenzen, die er den goldenen Gefäßen entnahm. Seine gemessene Bewegung hatte sich in eine fast unheimlich schnelle Gewandtheit verwandelt, er mischte, schüttelte und füllte von neuem, als koche er über dem Opferfeuer eine mystische und kostbare Arznei, deren Bereitung größte Eile und Aufmerksamkeit erforderte. Ja — er schien zu kochen, der Inhalt des Tiegels begann zu sieden, zu brodeln, er zischte und dampfte, dass der Rauch in Schwaden aufstieg, die dichter als die Nebel der duftenden Kräuter um ihn lagerten. Er verschwand in der brausenden Wolke, seine Stimme klang plötzlich über dem monotonen Gesang seiner Gefährten mit •donnernder Gewalt, in unverständlichen, wilden Rhythmen, unheimlich von den Wänden widerhallend. Und, aus dem undurchsichtigen Qualm und Dunst heraustretend, hob er den Tiegel, schwang ihn dreimal um sich im Kreise, und goß den dampfenden Inhalt in bereit gehaltene Pokale. Alle hoben anbetend die Arme, der Gesang der Priester schwoll an. Dies also schien die heilige Handlung: dem göttlichen Feuer nicht zu opfern, sondern es zu benutzen, nicht ihm zu dienen, es anzubeten und zu beschenken, sondern es zum Dienst im eignen Willen zu zwingen.

Armin begriff: die altertümliche Umgebung, der bildlos verehrte Gott, das kultisch entzündete Feuer war nur ein Blendwerk. Überlegener menschlicher Geist und selbstsüchtiger Wille vollführten die Zeremonie, um menschliche Werkzeuge zu schmieden. Auch hier waltete der Dämon des Nichts.

Leones sprach. Es waren Worte in altem Latein, die man verstehen konnte. Sie handelten vom Geheimkult der Römer, von ihrem Wissen um die Nichtigkeit der Götterbilder und Opfer. Auch dies begriff Armin: seine Worte waren an ihn und den Bruder, nicht an die anderen Teilnehmer des Kultes gerichtet. Er sah ihre unbewegten, gleichgültig ernstesten Gesichter. Wer waren sie? Bezahlte Mimen, die Masken trugen, Puppen, mit denen Leones spielte, Werkzeuge, Figuren nur, um dem Kult Wahrscheinlichkeit zu verleihen.

Er hätte aufspringen, Leones und alle die Männer erschlagen, in das Feuer werfen mögen. Ein unsägliches Zorn, ein Vernichtungswille stand in ihm auf. Er ballte die Hände, fühlte wieder den Ring der Verhandlung an seinem Finger und wurde ruhig. Er durchschaute das Spiel des Leones — was bedurfte es mehr? Nur Überlegenheit, nur scheinbare Duldung könnte die Bosheit des Feindes besiegen.

Leones sprach von der geistig wirkenden Verbindung mit den Göttern, die nicht im Opfer bestand. Dennoch bedürfe auch der Geheimschüler einer sinnlich erlebbaren Einswerdung durch den Kultus. Sie bestünde im Mahl, das, auf dem heiligen Feuer bereitet, vom Gotte geweiht und von ihm gespendet wäre. Er hob den Pokal, trank, reichte ihn dem ihm nächststehenden Manne. Sein Gesicht trug wieder die undurchdringliche Maske des dienenden, väterlich gütigen Priesters. Die Augen hielt er auf den Inhalt des Pokals gesenkt, nur mit flüchtigem Blick auf das Antlitz des Betreffenden gerichtet, dem er reihum den Becher bot. Nun stand er vor Kuntari, hob den Trank zu dessen Lippen. Auch ihn streifte nur ein kurzer, fast geschäftsmäßiger Blick. Kuntari war blaß, erregt, die Hände zitterten ihm. Armin sah ihn an, er strebte mit aller Kraft, des Bruders Augen zu zwingen, um ihn zu warnen und zurückzuhalten. Aber er fühlte zugleich, dass es vergeblich wäre. Ob Kuntari trank oder heimkehrte nach Germanien — er war aus dem Zwang seines Wesens oder Schicksals dem Feind seit erster Jugend verfallen, und der Trank aus der Hand des römischen Priesters bedeutete nur ein äußerlich sichtbares Symbol. Auch Leones durchschaute dies, deshalb blieb seine Haltung ohne Spannung oder Bewegung. Wie aber mochte er Armin gegenübertreten? Leones sah auch auf ihn mit dem gleichen flüchtigen Blick. Feierlich kühl und gelassen hob er den Pokal zu ihm empor. Armin sah ihn an, einen Augenblick herrschte lautlose Stille. Leones stand mit erhobenen Händen, wartend, ohne die Augen zu heben. Endlich sah er auf, gerade in die auf ihn gerichteten, blau blitzenden, durchdringend klaren Augen Armins. Wie der Schein eines Lächelns glitt es über Leones Züge, er senkte den Becher, trank, hob ihn wieder zu Armin empor — fast weltmännisch, als tränke er ihm zu beim Gelage. Beider Blicke ließen nicht mehr voneinander, sie kämpften schweigend, ohne äußere

Gebärde. Leones 'hob die Brauen, zuckte leise die Achseln, wandte sich gelassen zu dem folgenden Mann.

Er hatte sein Spiel verloren, aber er verriet sich mit keiner Miene, auch mit keinem Wort in späteren Zeiten. Er glitt aus dem Kreise, verschwand im Glanz der Lichter mit seinem Gefährten nach oben und ließ die kleine Schar der Zurückbleibenden im Dunkel allein. Beim Heimweg begann Kuntari vorsichtig tastend zu fragen. Er wagte ein offenes Wort, —ihm schien der Bruder fern und fremd, wie eingefüllt in ein ihm Unbekanntes, das er widerstrebend bewunderte. Armin antwortete ruhig — und die Art seiner Rede, ihr Wie mehr als ihr Inhalt mahnte Kuntari an Orvo und bestärkte den Eindruck der Unnahbarkeit:

«Ich bin in Rom, um zu lernen. Dies war eine neue Lehre. Sie ist zu Ende für mich. — Lerne du weiter, Kuntari, nur frage mich nicht und verlange nicht, dass ich mit dir lerne.»

Viel später erst erfuhr er durch Orvo, welcher Sinn sich hinter dem Geheimkult der Römer verbarg. Er hatte recht gefühlt: die übrigen Teilnehmer waren bezahlte Mimen, und nur für sie, die Fremden, wurde die Zeremonie begangen. In den Trank mischte der Priester in winzigen Mengen das bezaubernde Gold, das, in den Körper gelangt, das Blut verdarb. Es löste unmerklich und langsam wie Arznei wirkend aus der Gebundenheit der Sippe, aus aller Verbindung, es stärkte das Herz und ließ es in selbstsüchtigen Willen erkräften. Es verwirrte den Sinn, weckte die Gier nach neuem Gold, auch dem greifbaren, immer lüsterner begehrten. So verführten die Römer heimlich durch den Zauber des Goldes den reinen Sinn der Germanen, bannten sie fest an sein Gift, und an Rom — an den ewigen Dämon.

5. KAPITEL

DIE SCHLACHT.

Traurige, unerwartete Botschaft rief Armin fort aus Rom: sein Vater Segimir war im Kampf mit feindlich eindringenden Nachbarvölkern gefallen. Er hatte sein Land beschützt und gesiegt — es war der Schlachtentod, den jeder Germane begehrte, aber Armin traf der Verlust des Geliebten und kaum Gekanntes schwer. Warum hatte er so viele Jahre in Rom vertan — warum rief Orvo ihn nicht, der die Sterbenszeit der Menschen wußte? Sein Ziel schien ihm lange erreicht, er hatte gelernt, zu dienen und dienend zu schweigen. Er beherrschte die Kunst der römischen Kriegsführung, kannte Sprache und Sitten. Sein Herz krampfte sich, wenn er

des Vaters gedachte. Er kannte Rom, seine Pflichten und Rechte als römischer Bürger. Aber wußte er von den Bräuchen der Heimat, den Pflichten der Fürsten im eigenen Land? Nun verlangte ein unerwartet schnelles Schicksal seine Herrschaft und Führung — die der Vater ihn hätte lehren sollen in seiner Erfahrung und Güte. Aber Orvo mußte wohl wissen, warum er ihn nicht rief. Vielleicht würde Orvo ihn lehren?

Sein alter Gastfreund Marcellus besänftigte des Ungestümen Eile, in die Heimat zurückzukehren. Er sah den lieb gewordenen Jüngling ungern gehen, Flavus schien ihm geringer Ersatz für Armin. Denn Flavus begehrte in Rom zu bleiben. Armin hatte seine Sinnesänderung nicht mehr erhofft — und doch traf ihn die letzte Gewißheit. So war denn Kuntari ein Römer — mußte er es für immer bleiben? Sehnte er sich nicht nach Segilunda zurück, die seine Jugend in so großer Liebe behütete? Segilunda schien Hoffnung für Kuntaris Wiedergewinnung. Wenn Armin ihr von diesem Kinde sprach, wenn sie von seiner Untreue erfuhr, würde ihre Mutterliebe ihn unaufhörlich beschwören und rufen. Und einmal mußte ihr Ruf ihn erreichen. Marcellus riet Armin,

seine Abreise noch um wenige Tage aufzuschieben. Denn der Ritt durch das unwegsame Gebirge war für einzelne Reiter gefährlich. Wenn auch Armin eigene Knechte besaß und ein Trupp seiner Soldaten ihn bis zur Grenze begleitete, schien doch auch diese Schar dem vorsichtigen Marcellus zu schwach. Er wußte besseren Rat: in wenigen Tagen zog der neuernannte Statthalter Roms mit großem Gefolge und begleitendem Heer nach Germanien: Varus, der dem Augustus Verschwägerte. Unter seiner Obhut war der junge Fürst auf römischem, wie auf germanischem Boden gesichert. Armins stürmischer Drang, bald die Heimat wiederzusehen, keinen Tag, keine Stunde zu säumen, beschwichtigte sich bei dem Vorschlag des alten Marcellus. Seine Sicherheit galt ihm gleich, er wäre auch ohne jede Begleitung ungefährdet durch die Schluchten der Berge und die Räuberhorden der Täler geritten. Aber ihn sahen plötzlich Orvos Augen an, so nah, so zwingend, als stünde er vor ihm. Und er begriff: Orvo befahl ihm zu bleiben. Er wünschte den Zug mit Varus.

Wer war dieser Varus? Armin kannte ihn nicht. Marcellus sprach zurückhaltend von ihm, ohne Lob, aber auch ohne Tadel. So, als schiene es gefährlich, von dem Verwandten des Kaisers, den seine Gnade mit dem bedeutungsvollen Posten des Statthalters in Germanien auszeichnete, in allzu deutlichen Worten zu reden. Er versprach Armin, ihn zu seinem Beschützer zu führen und überließ es ihm selbst, sein eigenes Urteil zu fällen.

Varus empfing den jungen Fürsten weltmännisch liebenswürdig, fast väterlich. Er liebte es, herablassend gütig seinen «Untertanen» gegenüber zu scheinen. Er wohnte in einem der kaiserlichen Paläste, von ausgesuchter Eleganz und aufdringlichem Luxus umgeben. Denn er besaß kein eigenes Haus, war er doch erst vor kurzer Zeit aus Syrien zurückgekehrt, um alsobald seine Heimat wieder zu verlassen.

Und inmitten der Marmorpracht des Atriums, in dem Varus Armin lächelnd und mit vielen Worten empfing, sah Armin aus der Tiefe wieder den Dämon goldengleißend emporsteigen — nur wie ein Schemen, sogleich wieder versinkend, aber er wußte nun: Varus stand unter seiner Gewalt. Varus war ein Werkzeug, ein Helfer des Dämons.

Es schauerte ihn. Mit dem Dämon sollte er reisen? Ihn sollte er in die Heimat begleiten, vielleicht ihn führen? Rief Orvo ihn darum nicht eher zurück?

Aber vielleicht wollte Orvo es anders. Ja, er würde mit ihm gehen, über die Berge, bis in bekanntes Gebiet. Und an einer heiligen Stätte würde er den feindlichen Dämon erschlagen. War das der Auftrag, wünschte Orvo es so?

In Blitzesschnelle durchflogen ihn diese Gedanken. Er lächelte ebenso höflich wie sein zukünftiger Beschützer, antwortete in fließender Sprache, verneigte sich dankend zum Abschied. Varus schlug ihm freundschaftlich auf die Schulter. «Wir werden Freunde werden, Armin. Wie dich wünschte ich mir alle germanischen Fürsten!»

So zog Armin aus Rom mit Gepränge, von kaiserlichen Soldaten bis ans Weichbild der Stadt begleitet. Er gedachte des Abschieds von Germanicus, den er an den Toren Roms nach Germanien hatte ziehen sehen. Das Schicksal, das er damals fürchtete und ahnte, schien ihn nicht zu betreffen. Germanicus war zurückgekehrt von seinem ersten Feldzug — ihn würde er nicht als Gegner in der Heimat wiedersehen müssen. Das erleichterte ihn. Sein Herz schlug: die Verbannung, die schwerste Schulung, die Orvo ihm auferlegte, war beendet. Nun kehrte er heim.

Aber was forderte Orvo jetzt? Noch lagen Wochen der Reise vor ihm, der unmittelbaren Nähe eines ihm Verhalten. Er mußte immer noch dienen, schweigen und sich zügeln. Wann durfte er endlich er selber sein? Varus zeichnete ihn aus, immer wieder suchte er seine Gesellschaft. Er war ein heiterer, oberflächlich liebenswürdiger Mensch. Eitel, prachtliebend, ein wenig prahlsüchtig, aber ohne die römische Kälte und Zweideutigkeit. Zuweilen begriff Armin nicht mehr, wie er in ihm oder hinter ihm den tückischen Dämon hatte aufsteigen sehen. Er hatte befürchtet, seinen Hass nicht meistern zu können. Nun, je näher er den Römer kannte, ergriff ihn fast Mitleid mit ihm. Er liebte ihn nicht, wie Germanicus oder den alten Marcellus, aber sein Vertrauen zog ihn in leisen Bann.

Konnte Orvo wollen, dass er dieses Vertrauen hinterhältig betrog? Befahl Orvo Mord? Nein, dieser erste Gedanke, der ihn durchflog, ehe er Varus kannte, konnte nicht von Orvo eingegeben sein. Der Dämon mußte fallen —und ihn zu fällen

war seine Bestimmung. Aber dieser Tod sollte groß und würdig sein und kein hinterlistiger Mord. Varus war ein Werkzeug, ein einzelner Mann. Der Dämon überragte ihn wie ein gewaltiger Riese. Vielleicht war Varus ein Auge oder eine Tatze des Drachen, der Germanien bedrohte. Was lag an dem winzigen Varus? Die sich hebende Pranke, der riesige Leib, das listige Haupt des Dämon mußte zerschlagen werden. Von alle dem war Varus nur ein machtloser Teil. Aber auch er, Armin, durfte sich nicht vermessen, mehr zu sein als ein Teil. Doch, was er auch war, ob das rächende Schwert, ob rufende Stimme, ob das Herz, dessen Mut das Ganze durchströmte —er wollte es stark sein und wissend und groß, und nicht durch feigen Mord und kleinliche Rachsucht besudelt.

* * *

In der Nähe des Rheins trennte sich Armin von dem römischen Heere, das, weit vom Cheruskerlande entfernt, seine befestigten Lager bezog. Aber des Varus Abschiedsworte ließen ihn deutlich erkennen, dass der Römer Ehrgeiz immer noch die Elbe blieb — zu der der Durchgang nur durch seine Heimat möglich war. Doch noch blieb ihm Zeit — und er wollte sie nutzen. Segilunda und sein Oheim Ingwiomir begrüßten ihn in der Burg. Die Mutter schien gealtert, doch durch ihre Witwenschaft nicht gebrochen. Aber sie erstarrte und fiel in sich zusammen, als sie Kuntaris Untreue erfuhr. Sie., beherrschte mühsam die Enttäuschung, ihren jüngsten Sohn nicht zurückkehren zu sehen. Das Gespräch schleppte sich langsam dahin, eine leise Fremdheit stand zwischen Armin und den Seinen. Wie Segilunda Kuntari entbehrte, sehnte Armin sich nach Orvo. Beide wagten nicht, ihren Schmerz voreinander zu zeigen, aber uneingestanden erwachte in jedem von ihnen ein Vorwurf. Warum brachtest du mir Kuntari nicht zurück, trotz aller Verführung? Ist deine Kraft so gering? Und Armin dachte: meine Heimat ist Orvo — weshalb begrüßt ihr mich, die ich nicht kenne wie ihn? Es blieb im Gefühl, aber es verdunkelte das Wiedersehen tiefer als der Schmerz um den Toten.

Zu Segimirs Grab ritt Armin noch am Abend des ersten Tages. Allein. Denn er kannte den Weg in das Heiligtum, in dem die Asche der Fürsten in irdenen Urnen in die Erde

gegraben ward. Der neuaufgeworfene Hügel barg seinen Vater.

Die breite Allee der Eichen und Eschen, die er so oft als Knabe von herabgefallenen Ästen nach stürmischen Nächten gesäubert, lag hinter ihm. Weit dehnte sich sandige Ebene, die rotes Heidekraut überwucherte. Wachholder und Dornengestrüpp bildete dichte Hecken, vor denen er seinen Hengst stehen und warten ließ. Durch diesen geheiligten Wall aus Dornen, der den Begräbnisplatz wehrte, führte ein einziger, versteckter schmaler Pfad, den nur der Wandernde durchschreiten durfte. Dann stand er auf geebnetem Rund, zwischen den Totenhügeln, die hohe Steine wie Hüter umgaben. Auf dem Grabe des Vaters wuchs erstes, lichtgrünes Gras, ein leiser Wind bewegte die feinen Rispen. Die Steine, die es umstanden, warfen lange Schatten, hinter den blauenden Bergen sank rotgelb die Sonne.

Armin hob die Arme, legte betend die Hand über die Augen. Die unendliche Einsamkeit des Ortes, die Einsamkeit seines eigenen Lebens kam ihm erschauernd ins Bewußtsein. Wo war der Vater? Hier lebte er nicht. Das Häuflein Asche, das im Grunde ruhte, hielt seine Seele und sein Leben nicht. War er mit den sprühenden Funken des Leichenbrandes in alle Winde zerstoben? Und von ihnen, Walvaters rasendem Ross, emporgetragen nach Walhall? Oder war er ihm nahe in dem leisen Abendwind oder der Heimaterde?

Er warf sich nieder, diese Erde an seinem Leibe zu spüren. Er hörte dumpf seines Herzens Schlag gegen den hohlen Grund. Ihm klang keine Stimme aus der Tiefe zurück, aber er spürte die Kraft und die leise Wärme der Erde wie unendliche Güte, wie väterlich liebeiches Tragen. Und er wußte: Segimir lebte ihm doch, —wenn auch ohne sichtbares Zeichen. Er, der Hüter des Heiligtums, der nun in ihm schlief, übergab ihm die heilige Erde. Wortlos, wesenlos, aber dennoch ihm nahe. Noch war er nicht fähig, ihn im Schauen oder Erleben zu hören. Doch bedurfte er dessen? Er trat sein Erbe an. Im Tun, im Beschützen der Heimat würde er dem Vater wieder begegnen.

Es dunkelte, als er den Hügel verließ. Die fernen Berge reckten sich höher, Nebel stieg aus dem sumpfigen Grund, die Wachholder wurden zu drohenden Riesen. Und wieder

sprang ihn die grenzenlose Einsamkeit des Ortes an und das Gefühl der Nähe des Toten verblaßte.

Dort, hinter den im Oval sich rundenden bewaldeten Hügeln lag die Rennbahn, auf der er vor Jahren die weißen Rosse fuhr. Dort hatte Freyr ihm gelächelt. Und weiter fort, im Zwielficht kaum noch erkennbar, führte der Weg zum Sternhof. Wo waren die Götter, denen er diente, die ihn segneten? Und Orvo?

Er war allein. Die Bäume rauschten, aus weiter Ferne klang das Wiehern und Stampfen der im Wald gehegten heiligen Rosse. Wie vertraut es klang! Aber er war ein Anderer. Irgendwo blitzte aus den vom Westen aufstrebenden Wolken ein Stern. Kannte er ihn noch, wußte er seinen Namen? Wann lebte er hier —wann lebten ihm die Bäume, die Bäche, die Sterne? War es vor Jahren oder vor undenkbar langer Zeit? Ja, er erkannte alles wieder, die mächtigen Stämme der Eichenallee glaubte er wie alte Freunde einzeln zu kennen. Auch den Stern wußte er wieder bei Namen. Aber es war alles so fern.

Orvo! Wenn er ihn sah, kehrte die Fülle zurück. Heute noch mußte er ihn finden.

Er ritt und ritt. Der Weg dünkte ihn endlos. Da die Nacht, von hängenden Wolken umdüstert, ihm die schmalen Jägerpfade zu benutzen verbot, mußte er Wald und Gebirge umreiten. Endlich türmte sich das Felsenheiligtum. Die Wasser im Grunde brausten, durch das Gewölk brach silbern leuchtend der Mond und überglänzte die grauschimmernden Steine. Hoch oben blinkte es golden, aufblitzend im Mondenlicht, und traf ihn wie Gruß und mahnend heiliges Zeichen: die Irminsul auf dem höchsten der Felsen. Sie bannte den Blick, so schmucklos einfach sie war. All die unzählbaren Statuen und Zeichen auf den hohen Palästen der Römer besaßen nicht solche Gewalt.

Er hob die Hand, sie zu grüssen. Vor ihr vergaß er das Ziel, das er suchte. Und erschrak bis ins Herz, als Orvos Stimme ihn rief: «Armin!»

Er glitt vom Pferde, lief im Dunkeln hemmungslos dem Klang der Stimme nach, sah im wiederaufleuchtenden und vergehenden Licht des Mondes die weiße Gestalt vor dem Eingang der Höhle und stürzte sich an Orvos Brust. Lange

hielten sie sich umfassen und alle Qual der Fragen, aller Krampf der Einsamkeit lösten sich in Armin.

Ingwiomir übergab dem Neffen die bisher verwaltete Herrschaft. Von ihm erfuhr er alle Gebräuche, Pflichten und Rechte der Fürsten, von ihm auch die Pläne, die nach Segimirs Tode durch die Vorherrschaft Segests unter den Edlen geschmiedet waren. Segest fand Armin nicht in seiner Behausung: er war als Ältester der Cheruskerfürsten mit großem Gefolge auf dem Ritt zum Rhein. Zu Varus, ihm das Bündnis mit Rom zu überbringen. Armin hörte schweigend die hoffnungsvollen Worte des Oheims. Er sah zur Erde — ihm schien, als leuchteten aus ihrem Grund die stahlblauen Augen des Vaters, der bis zum Tode gegen Segests Verführung der Heimat treu geblieben war. Er fühlte, nur die Jungen, nur seine Altersgenossen — und unter ihnen nur wenige Auserwählte, — würden ihn und seine Berufung verstehen. Und wenn diese Wenigen auch seinen Worten vertrauten, so war doch die Zeit noch nicht reif, von Rom und seinem Dämon zu sprechen. Das Schicksal nahm seinen Lauf, Segest beschwor dieses Schicksal. Er rief den Feind in das Land. So mochte er kommen. Er war nicht mehr aufzuhalten. Aber das Land war groß. Segest, der es verriet, mochte es an die Feinde verlieren. Vorerst galt es nur, wachsam und gewappnet zu sein. Und zu dem Schicksal zu schweigen.

Es schien, als genüge Varus das angebotene Bündnis. Segest kehrte zurück, aber die Römer blieben in ihrem befestigten Lager. Im Cheruskerland herrschte Frieden und Eintracht unter den Edlen. Segest berührte die Willfährigkeit Armins wie ein Wunder. So hatte er sich in dem Sohne seines Blutsfreundes doch getäuscht? So war Armin doch ein Römer geworden, wie er es hoffte und glaubte, als er den Knaben zum ersten Male sah? So war Segimirs Hoffnung und Orvos Einfluß an ihm und Roms überwältigender Macht zuschanden geworden?

Segest lebte einsam auf seiner Burg. Seine Tochter, die er den Nornen-Priesterinnen weihte, war bei ihnen verblieben. Er kannte und liebte sie nicht. An ihrer Statt gebar ihm seine Gemahlin den ersehnten Knaben, Segimund, blond wie Armin und trotzig wie Kuntari. Er blieb sein einziges Kind — denn Thursinghilda betrachtete er wie eine Tote. Aber auch

diesen Sohn wagte er nicht zu behalten. Wie er die Tochter den alten Göttern in abergläubischer Furcht geopfert, brachte er Segimund den römischen Göttern dar: er übergab ihn den Priestern am Rhein, die den Knaben erzogen. So glaubte Segest, die über ihm waltenden Wesen zu zwingen und zu versöhnen, denn er schaute sie nicht und fürchtete doch ihre Macht. Der Zweifel zerriß zuweilen seine scheinbare römische Kühle. Lebten die Götter noch, rächten sie seinen Verrat? Und welche Götter mochten ihn segnen — die heimischen oder die fremden? Aber wenn selbst Armin seiner Jugenderziehung untreu wurde und dem römischen Bündnis nicht widerstrebte, so war eben Rom — ob mit oder ohne seine Götter — die alleinige Macht, und ihr hatte er sich bis zum Opfer des Sohnes ergeben. Rom würde es lohnen und ihn zur Königswürde erheben, trotz des edleren und mächtigeren Armin, denn er war der ältere Fürst.

Armin stand an dem Weiher, den Erlen und Birken umsäumten und sah in das Sprudeln der blauen Quelle. Rings um ihn rauschte es von den Wassern und den Blättern der Bäume, die der Abendwind leise bewegte — wie ein Raunen war es, das er nicht verstand. Was sagte die Quelle? Mochte nicht Mimirs Brunnen ihr gleichen, war er nicht blau, seit Walvaters Auge in ihm lag? Wenn er aus ihr trank — ob er dann das Raunen verstehen würde? Es brütete Unheil, Erwartung lastete. Über wem lag das Unheil, auf was wartete es? Der Himmel hing so schwer über der Erde, so zum Greifen nah, — wie hoch blaute der Himmel über Rom! Aber auch hier waren die Götter nicht näher als dort. Er stand in der Heimat so einsam wie in der Fremde. Nur, dass es hier rauschte und klang, immer, im Dämmern am stärksten. Aber die Zeit, in der er es deuten konnte, schien für immer vorbei. Er war taub für die Stimmen und ihre Worte. Und blind. Hatte Rom ihn geblendet?

Nein, er war doch nicht blind. Neben der Quelle sah er eine Gestalt — sie stand unbeweglich, weiß, wie aus dem Schaum des Wassers gebildet. Woher kam sie, was wollte sie von ihm?

Das Murmeln der blauen Quelle tönte lauter, die Erlen und Birken zitterten im stärkeren Wind. Es schauerte ihn. Hinter ihm rauschte die weiße Quelle, die heilende. Er stand inmitten der Wasser wie auf einer Insel, die ihm unsicherer

Boden schien — als könnten die Quellen plötzlich reicher zu fließen beginnen und ihn ertränken, als schwanke der Grund, würde sich auftun und ihn niederziehen.

Aber er stand still. Die Gestalt dort wollte er bannen. Oder bannte sie ihn?

Segifrithurs!» rief eine Stimme. Die Stimme einer Frau. Warum sprach die Erscheinung? Es war schön gewesen, an einen Lichtalf zu glauben. Nun war es ein Mensch.

Die Gestalt glitt näher. Ging sie durch das Wasser? Ja, auf bloßen Füßen sehr behutsam, sehr leise, schritt sie auf ihn zu. Nun stand sie vor ihm.

Ein gürtelloses Gewand umhüllte sie in vielen Falten, um ein sehr bleiches Gesicht standen rotblonde Haare wie ein Schein. Dunkelblaue Augen sahen ihn unter dichten Wimpern an — es griff ihn ans Herz, dass es sich krampfte. Er hob die Hände, ehrfürchtig, aber ihn schüttelte Grauen.

Segifrithurs!» sagte die Stimme wieder. «Mich sendet Urdh. Sie ruft dich.»

«Was will sie?»

«Urdh sieht die Zukunft. Urdh sieht den Tod. Wende ihn ab! So befiehlt Urdh.»

«Urdh spinnt das Schicksal — wenn sie Tod spinnt, wer kann ihn wenden?»

«Urdh spinnt ihn nicht. Sie sieht ihn. Sie gibt dir ihr Seil. Schling es um den Tod. Erwürge ihn!»

«Meinen Tod?»

«Nicht deinen. Unsern, der Götter Tod. Die Römer kommen. Sie morden uns.»

«Wenn Urdh es sieht — wer könnte es hindern?»

«Du!»

Er zitterte.

«Wodurch?»

«Urdh sendet dir ihr Seil — schling es um unser Heiligtum, Segifrithurs! Banne den Tod!»

Er sah in die Ferne. Es dunkelte schon. Erste Sterne schimmerten auf blauendem Gewölbe. Ja — dies war der Weg, endlich rief ihn sein Schicksal. Die Richtung war ihm seit so vielen Jahren bewußt, nun erst erkannte er seinen Weg in sicherer Klarheit. Das Heiligtum war das Herz — so lange es lebte, durch einen Schutzwall wissender Männer gepanzert, so lange lebte Germanien auch. Und seine Götter. Viele der Glieder Germaniens hatte der römische Dämon verwundet, vernichtet, — jetzt holte er zum letzten, schwersten Schläge aus. Aber im Herzen, das er bedrohte, lebten die Götter. Sie schützten, sie stützten und segneten, die sie beschirmten. Des Dämons Macht zerschellte an ihrer Kraft.

«Wer bist du, Botin der Urdh?»

«Ich bin Thursinghilda.»

Er legte die Hand an die Stirn. Wer hatte ihm diesen Namen gesagt? Er kannte ihn, hatte ihn lange vergessen. Thurs-inghilda: die Walküre der Thursenkinder — der Nornen. Eine siegverheißende Walküre. Seine Walküre?

Sie kniete an der blauen Quelle nieder und formte die Hände zur Schale. Sie leuchteten silbern beperlter unter dem rieselnden Wasser. Ja — eine Schale trug sie, als er sie zum ersten Male sah, eine Schale mit duftendem Trank, und der Schleier der aufsteigenden Dämpfe lag zwischen ihnen wie Weihrauch, wie geheimnisvolles Verhüllen. Er sah das Bild vor sich, fühlte das ehrfürchtige Entzücken wieder, dieses Staunen vor fremd-vertrautem Wesen. Was war sie? Botin der Götter oder ein Mensch?

«Trink!» sagte sie und hob die Hände. Er beugte sich über die lebenden Schalen und trank, langsam, in Ergriffenheit.

«Es ist das Wasser des Lebens, Segifrithurs!»-

Sie stand auf, sie sprengte die letzten Tropfen, die an ihren Händen hafteten, über ihn und hob die Arme. Sie sah ihn nicht an, sie sah über ihn weg und schien doch ganz in ihn hinein zu sehen. In sein Wesen? In das, was ihn umgab und doch er selber war?

«Kannst du segnen, weihen, Thursinghilda? Bist du Priesterin?»

«Urdh befahl es mir. Urdh segnet dich.»

«Und nun — gehst du zu — Urdh zurück? Bist du nicht die Tochter des Segest? Wie bist du Halgamaid der Urdh?»

«Ich weiß nichts von meinem Vater. Meine Mutter sah ich zuweilen. Aber Urdh ist meine Mutter geworden. Sie hat mich vom Tode errettet. Für mich gab sie Segest Segimund, seinen Sohn.»

«So gehörst du Urdh und nicht Segest? Und gehst zu ihr zurück?»

«Sie sagte nicht: komm wieder!»

«Geh mit mir, Thursinghilda!»

Wind rauschte auf, es dunkelte stärker. Der Mond leuchtete hinter den Bäumen, eine schmale, mattschimmernde Sichel.

«Sie legte ihre Hand in seine ihr dargebotene. Sie gingen ruhig, wortlos, aus dem Bereich der rieselnden Quellen.

Der Wald nahm sie auf. Zuweilen, im Bewegen der Äste, flog ein leiser Schein des Mondes über sie hin. Sie schritten unhörbar, beschwingt. Sie sahen sich nicht, sie sprachen nicht, sie fühlten ihre Nähe. Sie war vertraut, selbstverständlich, sie weitete die Herzen. Und war doch Zwiesprache, Frage, trotz des Schweigens. Mehr Frage als Gespräch. Immer brennender werdende Frage.

Aus dem Wald türmte sich plötzlich die Burg, stand, an den Berg gelehnt, rings von Bäumen wie von Wächtern umgeben, dunkel und groß in ihrem Rund vor ihnen. Die Beiden gingen ruhig nebeneinander durch die Schar der grüssenden Mannen, nicht mehr Hand in Hand, doch wie zwei Zueinandergehörende und ohne die Blicke zu senken.

In der Halle nahm Armin eine goldene Schale vom Wandbrett, füllte sie und reichte Thursinghilda den Willkommenstrunk.

«Nun biete ich dir die Schale, Thursinghilda! Trink!»

Sie tranken. Und schwiegen wieder.

«Warum sandte Urdh dich zu mir? Warum kam sie nicht selbst?»

«Ich weiß es nicht. Ich gehorchte ihr. Sie sandte mich und ich ging.»

«Und was — wenn du bleibst, willst du tun, — als was willst du bei mir bleiben?»

«Ich weiß es nicht. Warum riefst du mich? Du wirst es wissen.»

«Was weißt du dann, Thursinghilda, wenn du auf alle Fragen sagst: ich weiß es nicht?»

«Meinen Namen und deinen Namen, — wie Urdh sie mir deutete. Meinen Stern, der ihr Stern ist — und deinen, Segifrithurs. Und vieles mehr. Aber auf deine Fragen weiß ich keine Antwort.»

«Du weißt sie nicht in Worten — fühlst du sie nicht?»

«Urdh sagte nicht: komm wieder. Und Segest ist mein Vater nicht. Wohin soll ich gehen, wenn nicht zu dir?»

«Wie deutete Urdh unsere Namen, Thursinghilda?»

«Segi-fa-rit-thurs — das heißt: Sieg, Segen, den der Vater schenkt durch das Recht der Tat. Oder: das rechte Tun, das Schaffen und Werden — die Wiedergeburt — auf dass der Vater siege und segne! Und Thurs-ing-hilda: die Walküre der Nornen, die den Sieg verleiht. So deutete es mir Urdh: durch den Segen der Mutter siegt die Kraft des Vaters und sein Sieg gibt das Schaffen im Recht: den Frieden. — Und wenn ich es war, die dir den Segen der Urdh überbrachte, — muß ich nicht bei dir bleiben, damit du siegst und Frieden bringst?»

«O Thursinghilda, du bist ein Kind. Du bist die Walküre, ja, — die nichts von der Erde, von den Menschen weiß. Du kennst meinen Namen, meinen Stern — aber kennst du auch mich, den Mann?»

Thursinghilda errötete plötzlich. Sie zitterte. Sie ertrug seinen Blick nicht länger.

«Frage mich nicht! Ich weiß doch keine Antwort!»

«Nein, du weißt nichts. Das ist schön, Thursinghilda, dass du keine Menschen-Antwort weißt. Aber wenn du bleiben und meine Walküre sein willst, die mir hilft und den Sieg verleiht, mußst du wissen. Du bist meine Walküre — fühlst du es nicht? Aber das Feuer brennt zwischen uns, das lodert. An Urdhs Quell war es kühl und still, du kennst kein Feuer. Es ängstigt dich. — Und ich — ich bin wohl schon Segifrithurs,

wie du Thursinghilda. Aber ich habe noch nicht das Feuer des fa, des Vaters, in mir besiegt. Du kennst es nicht, — ich stehe mitten darinnen. Ich weiß noch nichts vom Sieg und vom rechten Tun. — Und doch ahne ich es. Sieh, hier ist mein Schwert. Das lege ich zwischen uns, dass es uns trenne. Und du sollst meine Walküre bleiben, — fern, in den Wolken, nicht auf der Erde. Bis du die Erde und das Feuer und die Menschen kennst. Und dann, wenn du weißt, wer ich bin — wirst du bei mir bleiben. Immer — auch auf der Erde.»

«Und wohin soll ich gehen?»

«Zu Segest. Er ist dein Vater.»

«Mein Feind, Segifrithurs!»

«Ich war auch in Rom, bei den Feinden. Fürchtest du dich?»

«Du bist ein Mutternachts-Sohn. Du bist beschützt.»

«Und du bist von Urdh gesegnet.»

«Ja — ich gehorche dir.»

«Mir? Du gehorchst deinem Namen, Thursinghilda. Du gehst auf die Erde, von Flammen umwehrt, dort wirst du schlafen und dennoch wachen — und warten.»

«Ich werde warten, Segifrithurs!»

Nun war die Zeit gekommen, auf die er so lange Jahre gewartet. Nun hieß es handeln. Die Walküre rief. Urdh segnete ihn. Und Orvo hatte ihn bereitet.

Es war ihm Muße genug geblieben, die Fürsten im eigenen Land und in den Nachbarreichen auf ihre Gesinnung zu prüfen. Er wußte, wem er vertrauen, wen er rufen durfte.

Und wer nur durch Taten und Erfolg, nicht durch Worte zu gewinnen war.

Er ritt auf die Höfe der nahen und fernen Edlen. Wie zur Jagd gekleidet, von wenigen Dienern begleitet, um den Spähern Segests zu entgehen, suchte er unauffällig Gastfreundschaft in den Burgen. Und des Abends, im Alleinsein, begann er vom Nahen der Römer zu sprechen. Er erzählte von Rom, schilderte die Gebräuche der Feinde. Vor den Zuhörern erstand plötzlich die kalte, gleißende, saugende Macht, stieg bildhaft aus den Schilderungen seines Erlebens. Er redete

kühl, ohne Uebertreibung und Härte. Aber er selbst, sein ganzes Wesen lebte in jedem Wort. Er war ja selbst diesem Dämon, der Rom hieß, begegnet. Seine Worte besaßen Gewalt, andere als die von Eigensucht geblendeten Überredungskünste Segests. Dann begann er unvermittelt von der Heimat, von den heiligen Hainen zu sprechen. Und sie lebten auch — und die Halle, in der sie am Feuer saßen, schien sich mit vielen Wesen zu füllen. Die lauschten, die sahen mit fordernden Blicken über sie hin. Und es ging wie ein Atmen, ein leises Raunen durch die Halle, das fachte das Feuer an und überschien die gespannten Gesichter. Und fiel in die Herzen, wie die Worte Armins. Denn die kühle Rede, in der er römisches Wesen geschildert, war in feurige Sprache gewandelt, seine Augen sprühten, seine Stimme klang scharf oder auch, leiser werdend, volltönend wie die Stimmen der Goden am Altar.

Er sprang auf, schüttelte die Haare aus der Stirn, reckte die Arme: «Frei laßt uns werden — einig und frei! Vertraut mir, wie ich euch vertraue. Ich war in Rom, ich kenne seine Kriegsführung, seine Gedanken. Ich führe euch, ich schlage die Römer mit ihren eigenen Waffen. Glaubt ihr, dass ich es vermag?»

Und dann, in den Morgenstunden des nächsten Tages, erklärte er sachlich nüchtern den genauen Plan. Es war keiner unter den Fürsten, den er nicht fortgerissen und durch die Ruhe und Vorausschau seiner Pläne ganz gewonnen hätte. Sie zielten darauf, die Römer, — als die neuen Bundesgenossen — unbehelligt ins Land und auf ihre befestigten Plätze ziehen zu lassen, sie durch Ruhe und Willfährigkeit in Sicherheit zu wiegen und zu geeigneter Zeit aus ihrem Lager zu locken. Dann sollte der im Walde versteckte Haufen der Mannen sie im Engpaß des Gebirges überfallen. Die Einzelheiten mußten dem Zufall, dem Gebaren der Römer überlassen bleiben. Nur die Richtung, die innere Einigkeit war im Augenblicke vonnöten. Nur der Wille — und die Vorbereitung, die Schulung der Mannen der einzelnen Fürsten im römischen Kriegsbrauch.

* * *

Seit Armin Thursinghilda begegnet war, sprachen die Götter ihm wieder. Oder sprachen durch ihn. Ihre Nähe bezwang

seine Gastfreunde, gab ihnen Mut und Vertrauen. Sie verliehen Armin den zündenden Schwung seiner Worte, ihr Feuer flammte aus seinen Augen. Er wußte es, er fühlte sich als Boten. Es galt gleich, ob seine Verbündeten die Sprache der Götter durch ihn erlebten. Wenn sie ihm folgten, war es genug.

Segilunda sah staunend die Veränderung im Wesen des Sohnes. Er schien plötzlich, wie über Nacht, ein erfahrener Mann, sicher und willenskräftig. Ingwiomir war dem Einfluß Segests nach Segimirs Tode erlegen. Wenn er auch nicht Römerfreund war, hieß er doch das römische Bündnis willkommen. Er hatte sich immer dem Stärkeren ergeben. Er glaubte, die alten Rechte und Besitze für sein Geschlecht nur dann zu erhalten, wenn jener Stärkere als Freund und Schützer kam. Die hochfliegenden Pläne Segests kannte er ebenso wenig wie die Verschwörung Armins.

Und Armin wagte nicht, den Oheim zu sich zu ziehen. Wenn sein Wollen gelang, würde er folgen. So lange mußte er schweigen. Auch Segilunda enthüllte er nichts, aber sie ahnte sein Schicksal.

Varus zog in das Land. Endlos wälzte sich das Heer, der Troß, die unzähligen Wagen, deren die Soldaten bedurften. An ihrer Menge erkannte Armin, dass die Römer für immer das Land der Bundesgenossen zu beziehen hofften. Im Süden, an der Grenze des Bruktererlandes, war schon unter Drusus eine Festung entstanden, eine wahre Stadt an Größe, musterhaft in ihrer Anlage. Jetzt begannen die Römer mitten im Cheruskerland, nördlich der Berge, ein ähnliches Lager zu bauen. Ahnte Varus, wie nahe er dem Heiligtum war? Gewiß, er mußte es wissen. Denn die Thingplätze für die Volksgerichte, die äußeren, fast schon profanen und jedem freien Mann zugänglichen Vorläufer jeden Heiligtums, lagen dicht vor den Toren der neuen Festung.

Armin begrüßte seinen ehemaligen Beschützer ehrerbietig. Varus sah ihn wie früher als geehrten und beliebten Gast, ließ sich herbei, ihn um Rat zu fragen und ihm seinen Besuch zu versprechen. Aber der Bau der Festung und immer neue Händel der —Fürsten untereinander hielten ihn fest. Er setzte nie seinen Fuß in das geheiligte Land.

Nun Armin Varus wiedersah, erkannte er den Weg, ihn zu verlocken und zu fangen. Schon auf der gemeinsamen Reise

hatte er ihn mit spitzfindigen Fragen und Rätseln belustigt, denn Varus liebte es, sich von seinen Kriegsgeschäften auf diese Art zu zerstreuen. Die Juristerei lag ihm als Römer ebenso stark wie die Kriegslust im Blute. Zur Philosophie reichte sein enger Verstand nicht aus, er verlor sich nicht gern ins Uferlose. Er liebte Reales — von den Genüssen der Tafel bis zum äußeren Pomp des Regierens. Es ging das Gerücht vor ihm her, er habe als armer Mann das reiche Syrien betreten und sei als Reicher aus der verarmten Provinz gegangen. Er lächelte über dieses Gerücht, er schien sich weit über jede Verleumdung erhaben. Denn was er tat, nannte er Recht — und er glaubte, ein immer gerechter Richter zu sein. Bei diesem Ehrgeiz packte Armin den Verblendeten.

Und immer von neuem entstanden Klagen der Fürsten untereinander, um ihr Eigentum, um Erbschaft, um Grenzübertragung. Die freien Bauern wurden hineingezogen. Allgemeine Verwirrung entstand. Niemand ahnte, wer die Zwietracht säte und wer Varus trieb, diese Wirrnis durch römischen Rechtsspruch zu lösen. Denn es genügte ein einziges Wort, um Varus' Eitelkeit aufzurufen. Und der erste Richterspruch, der den heimischen Gesetzen zuwiderlief, schuf unaufhörlich neue Gesetzübertretung.

Aber nur so glaubte Armin die Macht des Feindes, sein Ansehen im Volk und unter den Fürsten zu schwächen: nur durch das eigene Erleben an Eigentum und Recht, das die Römer verwirrten, erstarkte der Wille, das Joch der Fremden von sich zu werfen. Sein Abwehrkampf hatte begonnen, — lange, ehe die Seinen es ahnten. Ihn schmerzte das heraufbeschworene Leiden des Volkes, aber er wußte: nur durch Erleben und Erdulden erhob sich zur rechten Zeit der Sturm, der den Feind für immer vertrieb. Er wartete. Er schwieg zu den Klagen der Freunde. Seine Stunde war noch nicht gekommen.

Das entrechtete und entwurzelte Volk begann gegen die neuen Herrscher zu murren. Varus achtete es gering, er kannte die Erbitterung der ihm Untergebenen, er wußte ihr durch umso größere Strenge zu begegnen. Er bedachte nicht mehr, dass er keine unterworfenen Provinz, wie einst Syrien, beherrschte, sondern in Freundesland stand, dass Roms

Gesetze nicht anerkannte. Diese verachteten Barbaren besaßen Kultur und Reichtum, den er nicht erwartete.

Er hatte Wilde zu finden geglaubt und sah staunend wohlhabende, im Landbau erfahrene Bauern. Und Fürsten in bewehrten Burgen, die, übergeordnet dem Bauer, ihn dennoch nicht beherrschten. Wohl lagen unwegsame Wälder und unbebaute Ebenen zwischen ihren Gebieten, aber es blühten auch Städte im Süden des Landes, von denen kein Römer gewußt. Ihre Häuser und Burgen erbauten die Germanen aus Holz und nicht aus kostbaren Steinen, und Tempel und Götterbilder schienen sie nicht zu kennen, aber die hölzernen Häuser bargen unschätzbare Werte an Schmuck und köstlichen Waffen und die Ställe Rinder und Rosse, deren Kraft und Schönheit die Römer bewunderten. Die Habgier des Varus umfing alle diese ungeahnten Schätze lüsterner als Syriens wohlbekannten Reichtum. Das römische Recht erlaubte, von diesem Begehren langsam, unmerklich fast, genügend an sich zu raffen. Dem Widerstrebenden wurde durch Machtspruch die ganze Habe genommen, der Gutwillige ließ aus Dankbarkeit oder Furcht genug in den Händen der Richter.

Es war nicht Verrat, den Armin an Varus oder den eigenen Volksgenossen beging. Er nutzte nur, wie ein Römer, die Schwäche des Feindes aus. Er stiftete nur seine Verbündeten an, den ersten Zwist um ihr Eigentum zu eröffnen — dann ging das Unheil weiter seinen Weg. Und das Volk und die Fürsten, die Armin nicht in seine Verschwörung einbezog, erlebten nun an sich selbst und schmerzlich genug, wie Segest sie betrogen. Empörung stand auf gegen ihn, aber noch ungebändigt, noch führerlos und ohne Wirkung. Man ersehnte die Tat, einen Führer in diesem unerträglichen Wirrwarr. Gewitterschwüle herrschte, wochenlang, aber keine weisende oder rettende Hand wollte sich zeigen.

Endlich kam des römischen Kaisers Geburtstag heran. Diesen Tag wählte Armin, um dem Fall des Feindes den Hohn der Barbaren hinzuzufügen. Auch erlaubte die Feier, zu der die Fürsten des Landes geladen waren, ihnen zwanglosen Eintritt in die starke, fast uneinnehmbare Festung.

Der Vorabend begann mit festlichem Umzug und Trunk der Soldaten im Lager. Das Volk stand erbittert umher, sah auf den Pomp des Statthalters, fühlte die Überheblichkeit des zur

Schau getragenen Gepränges. Im Zelte des Varus, unter den Trophäen seiner Siegeszüge, von denen er sich niemals trennte, feierten, tranken und lärmten die Offiziere und geladenen Gäste. Im Lager berauschten sich die Soldaten an dem starken, ungewohnten Met der Barbaren, den die Fürsten gespendet, zogen in das nächtliche Land, bedrängten die aufgeschreckten Bewohner.

Plötzlich fiel in die Festfreude unerwartete Schreckensbotschaft: ein entfernter Volksstamm hatte sich an der Grenze des Landes empört, die Marser, hieß es, seien im Anmarsch. Armin beruhigte als Erster den ratlosen Varus. Der Weg sei weit, durch Gebirge und Sümpfe, gefahrlos für die, die ihn kannten, beschwerlich für die seiner unkundigen Marser.

«Bringt diesen großen Tag, der dem göttlichen Cäsar geweiht ist, nicht einem ersten Schrecken zum Opfer! Gönn den Soldaten ihr Fest, reißt sie nicht in Verwirrung durch plötzlichen, unvorbereiteten Aufbruch. Dieser Tag sei ihnen geschenkt — während wir beim Wein heimlichen Kriegsrat halten. Dann ziehen wir alle geordnet und auf nur uns Cheruskern bekannten Wegen den Marsern entgegen. Sind wir nicht eure Bundesgenossen? Vertraut unsrer Führung! Vertraut meinem Rat!»

Da erhob sich Segest. Sein Gesicht verzerrte maßlose Wut. Seine römische Kaltblütigkeit hatte ihn völlig verlassen.

Er schritt auf Armin zu. Gleich groß, alle Anderen überragend, standen sie nebeneinander und maßen sich. Armin reckte sich hoch, aus seinem Gesicht strahlte Ruhe und Siegesgewißheit. Sein weißes Wams leuchtete, die Messingschilder, die an breiter Kette den lichtblauen Fürstenmantel hielten, spiegelten den Fackelschein des Zeltes blitzend wider. Segests bartloses Gesicht, seine römische Kleidung, sollte ihn als echten Römer erweisen. Varus sah erstaunt auf die Beiden, Verschiedenen, unbegreiflich war ihm der unerwartete Auftritt. Er dachte, blitzhaft durchfuhr ihn der Gedanke:

«Wer von ihnen ist der Barbar, der Römling oder der Germane?

Segest stürzte auf Varus zu: «Begreifst du nicht, dass er dich mit seinem Rate verrät? Leg ihn in Ketten, uns alle, —

auch mich, wenn du es willst! Er hat Verschworene, auch die Marsier sind in der Verschwörung. Sie locken euch aus dem Lager, um euch hinterrücks zu überfallen!»

Varus erblaßte. Er sah auf Armin. Würde er sich rechtfertigen? Armin hielt dem Blick des Varus stand. Ohne zu lächeln, ohne zu erschrecken. Er trat zu Segest.

«So nenne die Namen meiner Verschworenen! Wenn du mich so gut belauschtest, wirst du sie wissen. Wer glaubte dir sonst?»

Segest wich zurück, krampfte die Hände um die Tischplatte. Der rote Wein floß in Strömen über sein weißes Gewand.

Er wandte sich wieder an Varus. «Ich beschwöre dich, leg uns in Ketten! Ich weiß keine Namen, ich weiß nicht, wer Freund ist, wer Feind. Darum nimm uns alle gefangen!»

Geschrei und Verwirrung entstand unter den Fürsten. Sie bestürmten Segest. Nur Armin stand gelassen, ruhig wartend, unbewegt. Plötzlich, den Lärm übertönend, rief er zu Varus hinüber, so als sei Segests Anklage niemals gewesen:

— 241 —

«Wann befiehlt ihr den Aufbruch? Heute noch? Morgen, nach beendetem Fest?»

Seine Überlegenheit verblüffte und überzeugte Varus. Ja, Segest war der Barbar, Armin der kühle, unerschütterte Römer.

Er gab ihm die Hand. «Führst du uns?» fragte er statt jeder anderen Antwort oder Vertrauenserklärung. «Dein Rat ist gut. Morgen Abend brechen wir auf — unter deiner Führung, Armin!»

Armin ritt auf schnellstem Wege ungesäumt in seine Burg. Ingwiomir vermochte ihm nicht zu folgen. Wich er den Fragen seines Oheims aus? Unruhiges Volk stand noch vor den Gehöften, sammelte sich um die Linden am Anger. Armin winkte mit erhobener Hand, freudiger Gruß, aber auch

klagender Ruf klang ihm zurück. Er schien nichts zu beachten.

In der Halle der Frauen schimmerte noch mattes Licht. Segilunda wachte noch, die Treue erwartete die Rückkehr des Sohnes. Armin stürmte ins Haus, gab den Knechten kurze, eilige Befehle, dann pochte er an dem Tor zur Frauenhalle.

Segilunda ließ ihn ein, sie war schon zur Nacht in ein langes, faltenreiches Hemd aus weißem Leinen gekleidet, ihre sonst zur Krone geflochtenen Haare hingen in breiten Zöpfen herab. Sie schien jung, fast mädchenhaft, das trübe Licht verwischte die Spuren des Alters. Aus großen staunenden Augen sah sie auf den Sohn.

«Mutter,» sagte Armin, «segne mich. Ich schwieg — ich mußte schweigen. Aber heute, ehe ich gehe und siege — oder siege und falle, komme ich zu dir, dich um die Weihe zu bitten.»

«Was willst du, Armin? Was sprichst du von Sieg und Tod?»

«Ahntest du es nicht, Mutter? Ich durfte nicht reden. Aber ich sprach so oft ohne Worte zu dir.»

Segilunda lächelte. «Doch, ich verstand dich, Armin. Du schwiegst vor Ingwiomir. Keiner erriet deine wahren Gedanken, auch ich wurde irre — zuweilen. Aber im tiefsten Herzen wußte ich immer: du bist doch Segimirs Sohn, du bist treu. Nun aber, sage mir deine Pläne.»

«Es bleibt keine Zeit zum Reden, Mutter. Diese Nacht muß ich nutzen. Und viele Nächte vielleicht, die der heutigen folgen. Was ich plane, werden Taten beweisen, was ich getan, werden Andere dir in Bälde berichten. Um deinen Segen bitte ich. Und um dein Gedenken in diesen kommenden Tagen. Sei du mit mir, und mit deinem Segen der Vater!»

«Komm!» sagte Segilunda und ergriff seine Hand. Sie führte ihn schweigend durch die nächsten Räume, über den Hof, bis in die Waffenhalle. Dort öffnete sie eine verschlossene Truhe und entnahm ihr verschiedenes Rüstzeug. Mit ihm beladen, schritt sie den Weg zurück und legte in der großen, einsamen Halle ihre Last am Stamme der Esche zu Boden. Dann fachte sie das schwelende Herdfeuer an, golden-

leuchtend brannten die Scheite in kerzengerade aufsteigender Flamme. Sie nahm den bronzenen Becher, der seit Urzeiten dem Hausherrn gehörte und nur zu den feierlichsten Tagen, zum Totengedächtnis und den höchsten Festen benutzt ward, und füllte ihn mit schäumendem Meth. Dann schnitt sie von dem weißen Gerstenbrot, das sie selber zu backen pflegte, eine Scheibe und reichte sie Armin.

Er sah ihr schweigend zu. Wie schön, wie gelassen und fürstlich sie schritt — wie sie Orvo glich in den priesterlich stillen Gebärden! Ihr Gesicht schien verjüngt, befreit von lastender Sorge. Ihre oftmals verschleierten und traurigen Augen sahen klar und wissend, unendlich' liebevoll in die Augen Armins.

Sie trank ihm zu, reichte ihm den Becher, goß den Rest in das Feuer als Opfer den Göttern. Und nahm die Waffen vom Boden.

«Dies ist der Schild, den dein Urahne führte. Sieh, die Spirale der Sonne, die Wandelsterne, der Mond sind auf ihn geschmiedet. Sein Holz ist aus einer der Eschen im heiligen Kreis. Er ist blau wie der Himmel gemalt, golden glänzen die Zeichen und weiß ist sein Rand. Das sind unsere Farben, Armin. — Und dies ist Segimirs Rüstung. Innen, über dem Herzen, steht unsere Rune: Sig. Möge sie dich schützen und den Sieg verleihen! — Hier ist der Helm, den er selbst dir bestimmte. Die goldenen Adlerflügel sind nach deinem Namen gebildet. Sie sollen dich schirmen, mehr noch beschwingen. Die Flügel des Aar — dich, den Ar-min. — Und hier ist der Speer, den einst Orvo trug, als er noch Hüter des heiligen Kreises, Beschützer des inneren Heiligtums war. Dein Schwert hast du selber geschmiedet. Die Rüstung der .Ahnen soll dich bewahren, aber siegen muß deine eigene Kraft.»

Sie lächelte und schien ein wenig befangen, während sie einen leinenen Beutel aus ihrem Gewande zog. «Sieh, dies möchte ich dir geben, Armin — ich weiß nicht weshalb, denn es ist keine Waffe. Ehe ich die Heimat verließ, gab mir Orvo Erde aus dem heiligen Kreis. Aus dem Mittelpunkt, sagte er, den ich niemals betrat. Weil es Heimaterde war, trug ich sie stets über dem Herzen. Nun drängt es mich, sie dir zu geben. Verschmähe sie nicht»

Und dann, wieder ernst und feierlich werdend, nahm sie sein Gesicht in beide Hände, küßte ihn dreimal auf Stirne, Augen und Mund.

«Geh, kehre als Sieger zurück!»

Armin schlug einen langen, dunklen Mantel über die Rüstung und verließ eilig die Burg. Helm und Schwert ließ er seinem dienenden Edelknaben, dem er Weisung gab, ihn im Morgenrauen mit seinem Pferde zu finden. Sein Haar lag unter dunkler Kappe verdeckt, und doch, so unscheinbar er sich gekleidet, verriet ihn sein Gang, das Blitzen der Augen — und hätte Segest Späher gesandt, so wäre er dennoch erkannt.

Er ging schnellen Schrittes in die Gehöfte der Bauern, in denen noch Unruhe war und nur die Frauen und Kinder schon schliefen. Er pochte an die Häuser der Edlen, trat zu den Burschen, die auf dem Anger noch lärmten. Alle erkannten den Wanderer, auf allen Gesichtern leuchtete Erwartung und Freude. Hier und da traf er auf seine vertrauten, vorausgesendeten Mannen, die er am Abend in alle Winde geschickt und denen er die Botschaft zu verkünden befohlen hatte. An ihnen und den um sie Versammelten ging er wortlos grüssend vorüber. Aber wo er Halt machte, um selber zu sprechen, war der Jubel des Volkes nur mühsam zu dämpfen. In einer Nacht, einer einzigen Nacht, durchwanderte er die Gemarkung seiner engeren Heimat. Und weckte den Mut und den Willen zum Kampf gegen die Feinde. Das geknechtete Volk, das schon hoffnungslos verzweifelte, wurde wie von unerwartetem Frühlingssturm vorwärts und aufwärts gerissen. Eine lange Vorbereitung hätte alle Pläne vereitelt — nur der Schwung eines plötzlich ausbrechenden Feuers versprach den Sieg. Jung war Armin, strahlend trotz seiner dunklen Verkleidung. Jung war er, mitreißend im Feuer der Rede und seines Willens. Und jung, berauscht wie vom Frühling, siegesgewiß und von einem einzigen Willen durchfeuert, war Jeder, der den plötzlich erschienenen Führer sah.

Im Morgenrauen versammelten sich die vom Waffenmeister Armins befehligten Mannen an verabredeter Stelle. Auch sie waren unvorbereitet, nur der Führer kannte seit wenigen Tagen die Pläne.

In ihrer Mitte stehend, warf Armin den hüllenden Mantel ab, hielt vor sich den Speer, seine Locken wehten frei um ihn wie goldener Lichtschein.

«Auf diesen Speer schwört mir Treue, ihr Mannen! Wir gehen zum Kampf. Bewährt euch, denn die Römer sind stark. Ihr seid nur der Vortrupp, das ganze Volk wird euch folgen. Aber das Volk ist nur mutig, nicht im Kriege erfahren wie ihr. Jeder von euch sei ein Vorbild, jeder ein Führer. Die ungeübten Männer laßt im Walde, auf Bäumen versteckt, ihre Pfeile auf die flüchtenden Römer verschießen: Ihr stürmt das Lager, ihr müßt die Feinde verfolgen, sie stellen und bekämpfen, wie ich es euch in diesen Jahren gelehrt. Denn nur mit römischem Kriegsbrauch ist der Römer zu schlagen. Vergeßt in der Kampflost nicht das Gelernte! Folgt mir, folgt meinen Führern. —

Unzählbares Gold liegt im Lager der Römer vergraben. Euch soll es gehören, wenn ihr euch bewährt. Aber sucht es nicht an euch zu raffen wie lüsterne Kinder. Ich kenne den Ort, er ist bewehrt, unauffindbar. Unnötige Zeit, kostbarste, würdet ihr verschwenden, wenn ihr es sucht, statt zuerst den Feind zu vernichten. Gehorsam fordere ich — und als Lohn verspreche ich euch alle goldenen Schätze der Feinde. Aber mehr als das Gold, ihr Männer, ist unsere Freiheit. Kämpft für sie, nicht für die Beute! Ihr wißt nun, wie die Römer uns knechten und drücken. Aber all dies ist noch nichts. Sie begehren das Heiligtum. Sie wollen die Götter, ihre Haine besitzen. Sie entweihen, bezaubern und ihre Kräfte uns rauben. Aber noch lebt ihre Kraft, uns helfen die heiligen Götter.. In ihrem Namen, zu ihrem Schutz wollen wir kämpfen. Und nicht eher ruhen, als bis kein Römer mehr lebt!»

Im Lager, zur festgesetzten Stunde, erschienen die germanischen Fürsten. Das Opfer zu Ehren des Cäsar sollte in ihrem Beisein beginnen. Aber die Wache am Tore verwehrte ihnen den Eintritt: sie waren, der Vorschrift zum Trotz, mit ihren Waffen erschienen. Armin schlug dem ersten Soldaten lächelnd mit flachem Schwert über die den Eingang hemmende Lanze, sie fiel klirrend zu Boden, die erschrockenen Römer überkam Angst und Verwirrung.

«Es ist unser Brauch, Götter und Helden mit unsern Waffen zu ehren. Ist euer Cäsar nicht ein Held und ein Gott?»

Die Offiziere der Leibwache und die Soldaten zögerten, die Fürsten hereinzulassen, sie berieten den seltsamen Brauch. Ihre Verwirrung nutzte Armin mit den Seinen: das schwere Tor wurde von ihnen gesprengt. Hinter ihnen stürmten schreiend die Mannen, Brandpfeile und Fackeln schossen in das zum Opfer versammelte Heer. Die Überrumpelung war gelungen, aber die kaltblütigen Römer übersahen die Lage sofort. Fanfaren gellten, Befehle durchschwirrten die Luft. Die kriegstüchtigen Soldaten fanden sich bald in die gewohnte Ordnung, die Schlacht begann, das Handgemenge forderte zahllose Opfer. Aber das brennende Lager war nicht mehr zu retten. Varus gab schweren Herzens den Befehl, es zu räumen.

Wie ein blendender Blitz hatte ihn der Verrat seines Lieblings getroffen. Aber noch hoffte er. Was vermochte der tollkühne Haufen der wenigen Fürsten und ihrer Mannen gegen seine Legionen?

Erst nach Verlassen des Lagers erkannte er die Gefahr. Ringsum erhoben sich die Bauern, auch die Frauen und Knaben kämpften, errichteten Wälle, hemmten durch Steinhagel von den Höhen den Vormarsch. Grauenhaft tönte das Kriegsgeschrei des rachsüchtig rasenden Volkes, in allen Tonarten, von den rauhen Kehlen der Männer und den gellend hellen der Frauen klang es, wie ein Ton gewordener Wahnsinn, ohrenbetäubend, unartikulierte. Und der Himmel selbst schien sich mit den Empörern zu einen: schwere Wolken zogen auf, türmten sich zu drohenden Bergen und entluden sich unter Blitzen und Donnergetöse in Hagel und strömenden Regen. Heulender Sturm mischte sich in das Schreien der Kämpfenden. Thor, der Kriegerische, segnete die Schlacht. Die Germanen begeisterte sein Erscheinen, sie fürchteten die Blitze nicht. Ihnen sprach Walvater aus dem Sausen des Sturmes. Aber die Römer verwirrte der Aufruhr der Menschen und Naturgewalten, ihre Kleidung beschwerte sie, die aufweichenden Strassen hemmten den Marsch. Und nur Eile, nur der Durchbruch konnte sie retten. Aber von überall her stießen neue Volkshaufen und wohlgerüstete Mannen zu den Kämpfenden. Denn von allen Höhen flammten die Feuer, die den Germanen, — ob sie in Armins Bunde standen oder von seinem Anschlag nichts wußten, — den Ausbruch des Krieges kündeten und sie riefen zum Kampf, zur Hilfe. Die alten Zeichen bewährten sich, jenes

Netz der Feuerlinien, das Germanien in engen Maschen durchwob, zog sich flammend über dem Feinde zusammen. Das war das Werk der kriegsunfähigen Greise und Kinder — niemand im ganzen Volk blieb untätig in dieser Schicksalsstunde Germaniens. Wie Blitz und Feuer fiel das Verderben über die Römer, aber wie Blitz und Feuer brannte es auch in den Seelen des Volkes, — plötzlich aufwachend und nicht mehr zu dämmen. Die Gewalt dieses Aufflammens hatte Armin in klugem Warten und Schweigen gesteigert, sie war ihm kein Wunder, sie begeisterte ihn. In ihm schien das Feuer wie in einem Brennspiegel gesammelt, er bemeisterte es, er war sein Herr.

Den waffenlosen, kräftigen Bauern war schwere Arbeit gegeben: sie blieben im Walde versteckt, auf den Höhen, durch die die Mannen die Römer trieben. Dort durchsägten sie die riesigen Stämme der Eichen und Buchen, hielten sie mit Stricken aufrecht, bis die Feinde erschienen. Dann stürzten die splitternden Bäume krachend über die Flüchtenden und erschlugen Unzählige auf diese grausig unrühmliche Weise. Unzählige versanken im Moor oder wurden von den Steinen und Pfeilen der in den Baumkronen Versteckten getötet.

In der Ebene hielten Armins Truppen die Schlacht, trieben immer aufs neue die vom Lager niederziehenden Römer dem furchtbaren Walde entgegen. Überall schien Armin zu sein, immer wieder entfachte er den Mut seiner Mannen gegen die frischeren Truppen der Feinde. Er kannte keine Müdigkeit. Er ritt wie der Wind, mit dem Sturm um die Wette, sein weißes Ross schien zu fliegen. Seine goldene Rüstung, die Lichte seiner Gestalt, seines Pferdes bot dem Feinde willkommenes Ziel. Aber kein Geschoß vermochte ihn zu erreichen. Er schrie dem Sturm und den Römern seine barbarischen Kriegsgesänge entgegen. Er schlug den Feind mit dessen eigenen Waffen, mit jener Kunst, die er in schwerer Schulung erlernt, aber das Feuer, der Rausch dieses Kampfes brandete empor aus seinem eigenen Blut und Erleben, — er wußte nicht, dass er sang und mit seinem Singen fortriß, er war Armin, ganz, nur Armin, der Geist Walvaters umleuchtete ihn und strahlte aus seinem Wesen.

Diesen ersten Schlachttag kämpften seine Mannen und verbündeten Fürsten allein, ohne Ermattung, vom

Bewußtsein des Sieges getragen. Sie gehorchten ihm alle — auch Ingwiomir, auch Segest. Denn Segest vermochte sich nicht gegen den Willen seines eigenen Volksstamms zu wehren, und wenn sein Stolz sich auch bäumte und alle hoffnungsvollen Pläne zertreten schienen von diesem jungen, verschlagenen, waghalsigen Barbaren, so kämpfte er doch — verschlagener noch als Armin. Denn, wenn es dem Jungen gelang, über die Römer zu siegen und für immer aus dem Cheruskerland zu vertreiben, so war es Irrsinn, sich weiter dem Feind zu verschreiben. Dann wollte er mitbeteiligt sein an der Erhebung des Volkes —um als der älteste Fürst über die Cherusker zu herrschen. Und siegte der Wahnsinnige nicht und kehrten die Römer zurück, um umso strenger zu richten, so schonten sie seiner, dank seiner bis zum Schluß bewiesenen treuen Gesinnung, die er nur unter Zwang für die Dauer eines kurzen Schlachttags verließ.

Aber die Römer kümmerte nicht Segest noch Armin — sie suchten nur Ruhe. Nur Sammlung zur Nacht, ein Feuer im Lager, um ihre tiefenden Kleider notdürftig zu trocknen. Der gefürchtete Wald bot ihnen Rettung zur Nacht, wenn auch nur für Stunden. Dieses erste Lager auf felsigem Vorsprung befestigten sie sicher und ordnungsgemäß und schöpften im Schlaf neue Kraft für den Kampf. Sie waren noch ungebrochen und voller Hoffnung. War nur der Wald mit seinen Schluchten und Bergen durchschritten, so lag das rettende Aliso, die starke Festung, nicht weit. Durchzogen sie nicht siegreich die furchtbaren Alpen? Wie sollte dieses geringe Gebirge sie zu hemmen vermögen! Die Germanen schienen ermattet. Es klang kein Singen und Lärmen in das römische Lager hinüber.

Ja, sie feierten kein Siegesfest, sie gehorchten blindlings ihrem Führer, der ihnen Ruhe, befahl. Sie begehrt auch nicht, die Schätze im verlassenen Römerlager zu suchen. Vor Tagen war ihnen Armin nur der junge Sohn ihres alten Fürsten gewesen. Einer von Vielen, unbeachtet und fremd. Nun, nach der vergangenen Nacht und dem heutigen Tage war er ihr Held, ein vom Himmel Gesandter. Wie Kinder trauten sie ihm und fühlten sein Überragen. Er kannte die Römer, er verstand sie zu schlagen. Aber der Feind war noch stark — alle Kraft mußte zusammengefaßt bleiben, um ihn ganz, restlos, zu vernichten. Es war nur der Anfang des

Sieges — und kein Recht, sich vor der Zeit seines mit Feiern zu freuen.

Am frühen Morgen verließen die Römer leise ihr Lager. Varus versuchte auf neuen Wegen heimlich und während der schützenden Dämmerung den Paß zu erreichen. Er traute der Zucht seines Heeres. War es gestern erschreckt, überrumpelt, und durch das Neue bewältigt, so gab ihm die Nacht die Ruhe und Gelassenheit zurück. Und es schien, als schliefen die Germanen wie Kinder nach beschwerlichem Spiel: Stille lag über dem dämmernden Wald, nichts war vom Feinde zu sehen.

Aber Varus hatte nicht mit der Kraft der Beherrschung gerechnet, die diesen Kindern eigen war, wenn der Wille des Führers sie bändigte. Armin befahl ihnen Ruhe und Schweigen, um die Pläne des Varus unzweideutig aus seinem Aufbruch erraten zu können. So blieben sie still in ihren Verstecken, in Höhlen, auf Felsen, Bäumen und waldigem Vorsprung — wie auf der Lauer liegende, spielende Kinder.

Da gellten die Hörner, schrillte der Kriegsgesang der Mannen Armins: das war das Zeichen zum Aufbruch. Wie aus dem Waldboden gestiegene Unholde, wie die Riesen der Sagen tauchten die Germanen rings um die Römer auf. Wieder splitterten Bäume, sauste der Hagel der Steine. Und wer vorwärtsstürmte, dem Grauen des plötzlich lebendig gewordenen Waldes zum Trotz, fiel den Waffen Armins und seiner Mannen zum Opfer. Er verwehrte den Durchzug durch den Engpaß, warf die Römer zurück in das unwegsame Gebirge. Vor ihnen lag Aliso, — wie nah dünkte ihnen am Morgen die Rettung! Nun, am Abend des zweiten Tages, umgab sie noch immer der entsetzliche Wald. War er verzaubert, dass sie so irre gingen? Unzählbare lagen verwundet, sterbend und schon als Leichen im Walde. Aber die Zurückgebliebenen verzagten noch nicht. Morgen mußten sie die Höhen gewinnen. Und im todverachtenden Durchbruch die Ebene, in der Aliso lag.

Aber die Siegesfeuer und die flammenden Rufe um Hilfe der Nachbarstämme brannten die ganze Nacht auf den Bergen. Sie waren die einzige Siegesfeier — eine lautlose, ernste. Ihr Ruf ward erhört: die Marser und Brukterer zogen durch die Nacht den Feuern entgegen, während die Römer im

notdürftig errichteten Lager ihre letzte Kraft zusammenfaßten.

Der Morgen begann ihnen tröstlich. Der Regen strömte nicht mehr, die Germanen schienen vom Kampf der vergangenen Tage ermüdet. Sie hemmten den Aufstieg zur Höhe nicht.

Endlich war freie Sicht, endlich der dunkle Wald überschritten. Aber das von der Höhe Erschaute war grauenhafter als alles Vorherige. Dort unten, auf der Strasse, die nach Aliso führte, zogen unübersehbar die Scharen der Marser und anderer Völker heran. Ihre Waffen blitzten, ihre Rosse sausten über die Ebene. Sie waren frisch und unermüdet vom Kampf.

Das war das Ende.

Varus verzweifelte, es gab keine Rettung mehr. Er wählte den einzigen Tod, den er als letzte Ehrenrettung erkannte: er stürzte sich selbst in sein Schwert. Wie oft hatte er in diesen Tagen den Tod gesucht! Ihm blieb nichts erspart, alles Grauen, alle Mühen mußte er tragen. Seine stolzen Legionen schmolzen vor seinen Augen, wurden niedergerissen vor der Gewalt des über sie hinstürmenden Feuers. Alle Tapferkeit, alle Kunst seiner Römer war vergeblich. Aber wer würde ihm glauben? Ihm blieb keine Wahl. Und wäre ein unerwartetes Wunder geschehen und hätte ihn und die Seinen gerettet — die unzählbar Vielen, die in den letzten Tagen gefallen, brachte kein Wunder zurück. Und Augustus würde sie von ihm fordern.

Sein Tod ließ die Letzten verzagen. Wer nicht seinem Beispiel folgte, um als echter Römer zu sterben, ergab sich willenlos.

Armin hielt die Siegesfeier. Nach dem alten Brauch wurden die Opfer gebracht, die Standarten der Römer, die Leichen ihrer Führer in die heiligen Haine getragen. Der Weg war nicht weit: bis an die äußerste Grenze hatte der Dämon seinen riesigen Leib gewunden. Hier war er gefallen, kurz vor der Erreichung des Zieles.

Die Germanen jubelten, trunken vom Siege, trunken vor Ermattung und dem zur Feier genossenen Meth. Aber Armin überkam Ernst, eine Würde, fast Trauer. Er allein jubelte nicht. Nun war der Dämon erschlagen, er hatte sein Werk getan. Und den Beginn seines Namens besiegelt. Sig, — ja,

und auch das fa und das rit, das rechte Tun im Namen des Vaters, — aber wo war das Werden des Thurs? Der drehende Hammer, der schmiedende — würde er imstande sein, das werdende Volk zu einem zusammen zu schmieden? Und lag nicht doch ein Schatten auf diesem rit, — war es ganz fleckenloses rechtes Tun? Hatte er nicht einen Glauben getäuscht, einen vertrauenden Menschen verraten?

Doch nein, auch die Riesen der Sage waren vertrauensselig. Und bleiben Feinde trotzdem. Varus war Römer — und jeder Römer ein Werkzeug des Dämon. Diese Schuld des Verrats — wenn sie Schuld war — durfte er auf sich nehmen. Sie wog leicht, wie ein vom Baume gewirbeltes Blatt, an der Schuld der Römer und dem Befehl seines eigenen Namens gemessen. Sie mußte sein — nur der Anblick des Toten hatte ihn schmerzlich an sein Verraten erinnert.

Er raffte sich auf. Ein trunkener Jüngling, in dem er erschrocken Segests Neffen Segithank, einen wilden Rohling, erkannte, zerrte die besudelte Leiche des Varus unter Spottgesängen über den Boden. Armin sprang hinzu, riß Segithank von seinem Opfer, hob hoch sein Schwert, wirbelte es sprühend um sich, wie zum Tanz. Und stand plötzlich allein inmitten der staunenden Männer, die ihn ehrfurchtsvoll im Kreise umgaben. Vielleicht erwarteten sie wirklich den Schwerttanz, vielleicht fürchteten sie die blitzende 'Waffe. Er ließ es sinken, sah auf die Leiche des Varus, hob es von neuem' und schlug mit einem einzigen wuchtigen Schlage das Haupt des Gefallenen ab. Ein vielstimmiger Schrei durchgellte die eingetretene Stille. Die Männer schlugen jubelnd die Schilder. Jetzt erst, durch diese symbolische Handlung, erkannten sie ganz, dass das Haupt des römischen Drachen zerspalten am Boden lag.

Dieses grausige Priesteramt verrichtete er kraft der Urgewalt seines aufrauschenden Blutes, Symbol war es, Befreiung zugleich. Nun erst, im taumelnden Jubel der Männer, entsann er sich seiner Bestimmung.

«Diese Leiche begrabt zu Füßen der Eiche, gebt ihm die Ehre, die einem tapferen Feldherrn gebührt! Seine Untergebenen mögen als Opfer verbrennen — er sei bestattet. Aber sein Haupt will ich Marbod senden, dem Markomannenkönig, der unser Bündnis verschmähte. So

mag er erkennen, wie wir siegen — auch ohne ihn, — oder über ihn, wenn ein Feind uns bedroht!»

Brausend erhob sich der Jubel der Männer, sie umringten ihn, trugen ihn auf ihren Schultern fort. Er schüttelte alle bedrängend ernstesten Gedanken ab. Jung war er, jung und strahlend wie Freyr, groß und siegreich wie der Schlachten-Gott. Er durfte es sein. Der Sieg war erkämpft — nun wollte er Frieden bringen. Nur durch den Sieg, der ihm ward, weil er Walvaters Geist, seinem Armin-Namen getreu, in sich getragen hatte, durfte er wieder sein was er war: Segifrithurs, der durch Sieg-Frieden-Segnende.

6. KAPITEL. DER VERRAT.

Nach Jahren des Fremdseins besuchte Armin zum ersten Mal Segest wieder in seinem Hause. Sie waren sich nur an drittem Ort, in gemessener Ferne begegnet. Nun, ob er schon wußte, dass Segest sich nur unter dem Zwang', der Verhältnisse den Anschein der Freundschaft gab, durfte er seiner Bitte um die alte Vertrautheit nicht länger widerstehen. Vielleicht lauerte Verrat hinter ihr, aber er fühlte sich sicher. Er war beschützt — nicht nur von seinen Stammes- und Kriegsgenossen. Und ihn führte ein eigener Wunsch.

Wartete Thursinghilda auf ihn, wie sie es versprochen, als sie zu ihm kam mit der Botschaft der Urdh? Die Erinnerung an ihr traumhaftes Wesen, ihre ergreifende Jungfräulichkeit hatte ihn wie eine leise Melodie in all den vergangenen Jahren begleitet. Oftmals im Taumel der Kriegslust und den neuen Pflichten vergessen, war ihr Bild aufgetaucht, das nur der Lärm des Lebens wieder verdeckte. Er bereute es nicht. Diese Jahre war er Armin gewesen, durfte er keiner anderen Stimme gehorchen als der männlich rufenden Walvaters. Thursinghilda rief ihn noch mit seinem alten Namen — ihr war er der, der aus den Tiefen des Urdhquells stieg, der Mutternachts-Sohn, den die Nornen liebten. — Aber wie das Brausen des Tages und des männlichen Willens ihn durch diese Jahre führte und verwandelte, mochte auch Thursinghilda eine Andere geworden sein, die seiner im feindlichen Hause des Vaters lange vergessen und römische Gesinnung angenommen hatte. Als Botin der Urdh war sie träumend, nachtwandlerisch unerwacht zu ihm gekommen — was hatte Segests klarer, spöttischer Geist in dem schlafenden Kinde geweckt? Alte Erinnerungen an seine Kindheit, an den Vater und die Erschütterung ersten Erlebens standen in ihm auf, als er Segest in der altbekannten Halle

gegenüber saß. Er fühlte sein Wesen gespalten in diesen Rückblick und in die Aufmerksamkeit des wachsamem Gastes, der jedes Wort und jede Gegenrede erwägt. Und dahinter stand das Warten, fieberhafteste Spannung: kam Thursinghilda, war sie im Hause, lebte sie noch?

Und auch dies schien ein Erinnerungsbild: durch die Tür schritt eine Jungfrau, einen Becher in Händen. Sie hielt die Augen gesenkt, ihr Haupt umwirrten rotblonde Haare, ein weißes Gewand lag verhüllend faltenreich um ihre Gestalt. Unter den dichten Wimpern sahen ihre Augen ruhig, ohne Frage, ohne Lächeln zu ihm auf. Sie neigte sich über den Becher und trank, hob ihn ihm entgegen: «Willkommen, Segifrithurs!

Segest sagte, seine scharfe Stimme durchschnitt die Stille dieser Bewegung: «Entsinnst du dich meiner Tochter, Armin? Als ihr Kinder wart, bot sie dir auch den Willkommensbecher. Dann wurde sie krank — du hast sie nie wiedergesehen. Seit die Fürstin starb, muß sie die Pflichten der Hausfrau versehen. Aber bald verläßt sie mich — ich verlobte sie Adgandest.»

Armin sah unverwandt auf Thursinghilda. Sie hielt dem Blicke stand, eine leise Röte stieg ihr bis unter die Stirne, aber sie senkte die Augen nicht. Sie war erblüht und schön, die Zartheit ihrer Kindheit schien überwunden. Aber um sie lag noch immer ein Hauch unendlicher Trauer und Fremdheit, als ginge sie lustlos und verloren durch ein ihr mühselig scheinendes Leben. Stand ihr ein hartes Schicksal bevor oder trug sie so schwer an dem Unverständnis des Vaters? Wartete sie? Duldete sie nur? Glaubte sie noch an ihren Namen, den Sieg-verkündenden Walküren-Namen, der mit dem seinen verbunden war?

Nun er sie wiedersah, wußte er, dass sie gewartet hatte, dass sie die Botin der Urdh geblieben war trotz ihres Vaters feindlicher Gesinnung. Aber Segests übermächtiger Wille verstand sie dennoch zu zwingen: sie war einem Wesensfremden, einem Römling verlobt.

Sie glitt still aus der Halle, wie sie gekommen war. Die Sitte erlaubte den Frauen nicht, an den Gesprächen der Männer teilzunehmen. Armin erwiderte teilnahmslos die Worte Segests. Plötzlich, sich aufraffend, sagte er, als seien es lang

erwogene und wohlüberlegte Gedanken, und der sachliche Ton seiner Stimme wunderte ihn selbst:

«Segest — du hast mir die Hand zum Frieden geboten. Ich nehme ihn an und ich will dir glauben. Aber du weißt wohl, Segest: du bist in meiner Schuld. Trage sie ab und laß uns ein Bündnis schließen, das festeren Bestand als alle Worte hat: gib mir deine Tochter zur Gemahlin!»

Segest starrte ihn an. «Du faselst, Armin! Sie ist dem Adgandest versprochen!»

«So löse den Verspruch — bin ich nicht mehr und dir näher als er? Nur durch Thursinghilda will ich dir glauben!»

«Auf Untreue an Adgandest gründest du deinen Glauben an mich?»

«Was gilt denn er? Er ist ein Römer. Lösest du dich von ihm, versagst du ihm deine Tochter, so bindest du dich endlich mit einer Tat an uns. Wem schuldest du Treue, Segest, — mir oder Rom?»

Segest ging mit schweren Schritten auf und nieder. «Mein Wort hat Geltung, ich kann es nicht brechen. — Und ich will es auch nicht!»

Armin schritt auf ihn zu, zwang seinen Blick.

«Ich gebe dir Bedenkzeit bis zum Neumond. Entscheide dich heute noch nicht. Dann hole ich mir die Antwort.»

Das Gespräch glitt wieder in höflich gemessene Bahnen. Armin zeigte seine römisch erworbene Gewandtheit. Denn es war ihm Wunsch, Thursinghildas Gesinnung zu wissen. Ging er im Zorn von Segest und vermied er das gemeinsame Mahl, begab er sich jeder Möglichkeit, sie zu sehen und sprechen.

Sie saßen nebeneinander im lauten Gewirr der Gäste und Mannen. Armin auf dem Ehrensitz, Thursinghilda als Hausfrau an seiner Seite. Und wie als Knabe neben dem Vater in der gleichen Halle schien er sich ganz allein unter dem lärmenden Volk, losgelöst wie auf einer unangreifbaren Insel.

«Ich komme spät, Thursinghilda. Ist es zu spät geworden?»

Sie sah ihn an. Sie schwieg.

«Ich habe oft deiner gedacht. Dein Auftrag, Thursinghilda, erforderte mich ganz, länger, ungeteilter als ich glaubte. Deine Botschaft richtete ich aus — ist mir die Botin verloren?»

«Ich bin nur Botin, Segifrithurs. Mehr darf ich nicht sein.»

«Du wolltest warten. Du verhießest mir Sieg. Der ist mir geworden. Aber was ist mir der Sieg ohne die Walküre?»

«Ich war ein Kind, Segifrithurs. Du selber wiesest mich fort. Du tatest recht. Uns trennt der Vater. Aber du sandtest mich zu ihm. Rufst du mich nun von ihm fort?»

«Ja — du warst ein Kind, du mußtest erwachen. Und ich mußte siegen und schaffen ohne dich. Dein Vater wurde mein Feind, aber deiner Treue vertraute ich ohne Rückhalt. Und ich täuschte mich nicht. Dein Verlöbniß ist nur Gehorsam gegen Segest. Wenn er es löst — rufe ich dich dann noch umsonst?»

Sie sah ihn einen Augenblick fassungslos und selbstvergessen an.

«Wenn er es löste? Wie bräche er sein Wort! Glaubst du daran?»

«Ich gab ihm Frist. Aber mir gilt es gleich, wie er sich entscheidet. Was antwortest du?»

Sie verschlang die Hände in ihrem Schoß und sah über alle die Menschen hin in die Ferne. Endlich erwiderte sie:

«Ich habe nichts zu entscheiden. Ich gehorche nur.»

«Wem, Thursinghilda? Deinem Vater oder dir selbst? Oder — wenn du glaubst, nicht selber entscheiden zu dürfen — gehorchest du Urdh, die dich zu mir sandte?»

«Ich brachte dir Botschaft — mehr gab mir Urdh nicht auf. Das war vor Jahren. Ich bin nicht Schülerin und Halgamaid der Urdh geblieben.»

«Das wirst du immer sein, Thursinghilda, wo du auch bist, und ob du sie niemals wiedergesehen hättest. — Aber sage mir eins: bist du frei im Hause deines Vaters? Kannst du kommen und gehen, wie du es begehrt?»

Sie sah erstaunt zu ihm auf. «Glaubst du, er hielte mich hier gefangen?»

«So gehe zu Urdh, frage sie, laß sie dir raten. Und komme am Abend vor Neumond zum heiligen Hain. Bestimme du, wo ich dich finde.»

Segest hatte das leise Gespräch argwöhnisch beobachtet. Er erhob sich, trank seinem Gaste zu, zog ihn in den Kreis der übrigen Männer. Armin tat ihm lächelnd Bescheid, er vermied jedes weitere Wort an Thursinghilda. Aber zum Abschied reichte er ihr die Hand, der Lärm der aufbrechenden Gäste übertönte seine Rede und ihre Zustimmung schien nur der übliche Gruß: «Um Sonnenuntergang an der blauen Quelle, Thursinghilda. Ich warte auf dich.»

Der Abend war neblig und voll Ahnen des kommenden Frühlings. Ein leiser Wind bewegte die knospenden Zweige der Räume, die Erde duftete und leuchtete vor Feuchtigkeit. Die blaue Quelle rieselte, strömte über und verlor sich in dem Weiher, den sie speiste, tiefe Einsamkeit umgab den Wartenden. Er stand unter den hängenden Zweigen der Erlen, deren Kätzchen im Winde schwankten. Irgendwo sang eine Drossel, knackte ein Geäst, dann war wieder nichts als das Rauschen des Wassers zu hören. Wartete er umsonst?

Da, unvermutet, bogen sich die Zweige eines Tannendickichts, das zwischen den Erlen und Birken am Weiher lag. Thursinghilda verließ ihr Versteck, stand unbeweglich vor dem Weiß der Birkenstämme.

In einem dunklen Gewand, mit geflochtenen Haaren erschien sie ihm fremd, größer, ernster dünkte sie ihn in der ungewohnten Tracht. Ihr bleiches Gesicht leuchtete im fahlen Licht der Dämmerung.

Er trat auf sie zu. Seine ungestüme Freude erstarrte vor dem Ernst ihrer Augen. Er suchte umsonst nach dem lösenden Wort.

Endlich, da auch sie schwieg und bewegungslos verharrte, tastete er nach ihrer Hand, die sie ihm willig ließ. Sie gingen wie vor Jahren wortlos nebeneinander aus dem Bereich der Quellen, bis der Wald sie aufnahm.

«Warum kamst du, Thursinghilda, wenn du nur schweigst?»

«Ich versprach es.»

«Aber dass du kamst, ist weiteres Versprechen! Sage es auch in Worten!»

«Der Vater löst mich nicht. Urdh sprach in Rätselworten. Was soll ich dir sagen, Segifrithurs?»

«Was rätselte Urdh?»

«Kraft zu Kraft — nicht Mensch zu Mensch», sagte Urdh. Und ich deutete es, — denn sie schwieg zu meiner Frage: Botin war ich, — mehr darf ich nicht sein.»

«Und ich deutete es anders, Thursinghilda. Der Mensch, der nicht Kraft ist, der die deine erstickt, und dich zum Weibe macht, das keine Botschaft mehr hört und bringt — ist Adgandest. Wir aber sind Kräfte, — uns band Urdh mit ihren Worten zusammen! Fühlst du es nicht, Thursinghilda? Deine Deutung ist falsch! Das eben spürte ich vor Jahren, unbewußt: noch war ich nicht Kraft, als du mich riefst, in uns Beiden schlief noch, was durch uns wirkte. Deshalb durfte ich dich nicht behalten. Aber nun sind wir beide erwacht —denn glaubst du, ich schaffte allein, was ich tat? Glaubst du, ich hätte dich in all diesen Jahren niemals vergessen, wenn du mir nur Kind und Botin warst? Die Kraft deiner Botschaft wirkte in mir, tief in mir lag sie verborgen. Aber die Kraft, die man sah und die schuf, ist anderer Art als die deine. Die Zeit war noch nicht da, dass du mehr für mich sein durftest. Für die Schlacht und die Abwehr überstrahlte mich Walvaters Kraft. Ganz in der Tiefe ruhte der Segen der Urdh. Doch nun ist der Feind besiegt — vor mir liegt nicht mehr Kampf und Tod, sondern Aufbau und Leben. Dazu bedarf ich der Hilfe der Urdh, die aus dem Quell des Werdens schöpft. Dazu bedarf ich deiner, Thursinghilda!»

Sie antwortete nicht. Er fühlte ihre Hand in seiner beben. Er sah sie an, sie weinte.

«Warum sandtest du mich zu Segest? Wäre ich heimgekehrt zur Mutter, zu Urdh, so wäre ich rein und dir wert geblieben!»

Du bist verzagt, Thursinghilda. Rein bleibst du immer. Du bist nur heimatlos und entwurzelt. Aber du findest zurück.»

Er umschlang sie. Sie wehrte sich nicht. Sie schloß die Augen und lächelte zum ersten Mal. Endlich löste sie sich aus seinen Armen.

«Ja, Segifrithurs, ich glaube an deine Deutung. Jetzt glaube ich an sie.»

«Warum jetzt?»

«Sieh — um Adgandest erlebte ich Dämonen, die ihn und mich umschwirrten. Ich wehrte sie ab, ich unterlag ihnen nicht. Aber sie stehen immer um ihn, in seinem Blick, in seiner Nähe spüre ich sie wieder und wieder. Du aber bist licht und klar, über dich hat kein Dämon Gewalt. Deine Kraft hält ihn nieder.»

«Und wem folgst du?»

«Dir und Urdh, Segifrithurs!»

«Und wenn dein Vater uns widerstrebt?»

«Du bist stärker als er.»

«So soll ich dich rauben?»

«Ich weiß einen uralten Brauch, den die Jungfrauen und Jünglinge im Volke noch üben: die Jungfrau erwählt sich den Mann, sie folgt ihm aus eigenem Willen. Kein Fremder oder Verwandter hat Gewalt über sie. Nur bei uns, den Hochgeborenen, bestimmt der Vater über die Tochter. Ich aber löse mich von dem Vater. Über mir waltet die Mutter. Sie macht mich frei. Warum führte Segest mich zu Urdh? Sie hat mein Leben gerettet. Ihr bin ich geweiht, denn ihr opferte er mich!»

«Wie verwandelt du bist!»

«Deine Kraft weckte die meine. Nun löst mich nichts mehr von dir!»

«Thursinghilda — zur Sonnengleiche ist Vollmond — dann hole ich dich. Morgen gehe ich zu Segest. Er wird uns niemals willfahren. Aber ich will kein hinterlistiges Spiel. Wir werden uns nicht mehr begegnen — nicht eher als zur Vollmondnacht. Wo finde ich dich?»

«An der Linde im Tal vor der Burg.»

«Lebewohl, Thursinghilda!»

«Lebewohl!»

Der Vollmond stieg groß und weiß am dämmernden Himmel auf, ein riesenhafter Schild, der noch nicht strahlte. Unter der Linde stand Thursinghilda. Sie trug über dem weißen Brautschmuck einen dunklen, schützenden Mantel. Ihre Haare, selbst ihr Gesicht, war von blauen Schleiern verborgen. Es war die Tracht der Urdh-Priesterinnen, und sie wählte sie nicht nur zum Schutz. Denn sie fühlte sich priesterlich, stark und gehoben, als ginge sie zu heiligstem Opfer und nicht zu abenteuerlichem Raub. Sie war ja Kraft, sie wollte nichts anderes sein. Dass sie die Kraft verschenkte durch ihr Weib-Sein, durchströmte sie mit unendlicher Seligkeit. So war sie einst in der Höhle der Urdh zum Gottesdienste geschritten, verhüllt, umschleiert, von Erwartung getragen. Und hatte dann vor dem Altar oder dem Quell der Nornen Mantel und Schleier von sich geworfen und die Arme erhoben im weißen Gewand, vom Licht des Mondes und der Gnade der Gottesnähe überleuchtet. So würde es heute sein, nur inniger, näher noch als alles bisher Erlebte.

Dumpf tönte leises Geräusch: das Traben eines Pferdes. Seine Hufe waren sorglich mit Stroh umwickelt, es war schwarz wie die Kleidung des Reiters. Er beugte sich nieder, zog sie vor sich und ritt ohne Warten und Wort in rasendem Galopp davon. Er strebte dem Heiligtum auf dem Berge zu, dessen Hüter er war, das jetzt verlassen und einsam lag, denn nur zur Zeit der Maien betraten es die festlichen Menschen. Auf der höchsten Erhebung, gegenüber der Kultstätte und der breiten Rampe, auf der die Spiele gefeiert wurden, war freier Blick in das Tal und zum Himmel — dieser Platz war sein Ziel.

Das Pferd keuchte die Steile hinauf, stand dann, von ihm gezügelt. Er trug Thursinghilda wie ein Kind bis zur Höhe. Hinter ihnen rauschte der Wald, unter ihnen lag das Tal in nebelhaftem Dunst und am Himmel stand riesengroß der bläulich schimmernde Mond. Doch seine glänzende Scheibe war von leisem Schatten verdunkelt, der langsam wuchs und das Leuchten erstickte. Der Himmel war tiefblau und voller goldener Sterne, hoch gewölbt, wolkenlos und still. Armin hielt Thursinghilda umschlungen, sie standen nebeneinander und sahen ohne Worte auf den Mond.

Denn nur dem unwissenden Volke war diese Nacht voller Grauen, in der das nächtliche Gestirn verdunkelt ward.

Zweimal im Jahre wurde der Mond vom Fenriswolfe verschlungen, dem furchtbarsten Feind, der Götter und Menschen bedrohte. Aber die Priester und ihre Schüler wußten es anders. Einmal im Jahre stand auch für sie sichtbar am Himmel der Tod, die Dunkelheit, die das Licht verzehrte. Dann stieg das —Jahr zum Sterben hinab. Aber jetzt, im Frühling, um die Zeit der Sonnengleiche, feierte im verfinsterten Vollmond der Himmel seine Vermählung mit der Erde — Wotan mit Freyja. Auch die Menschen feierten Hochzeit, nicht nur in dieser Nacht, die dem Volke Entsetzen brachte. Die Priester standen auf ihren Wällen und Türmen, schweigend und voller Andacht, sie lauschten den Stimmen, die vernehmlicher als sonst um sie und in ihnen sprachen. Sie schöpften Kraft und Erkenntnis aus dieser heiligen Nacht.

Und Armin, der Schüler des Orvo, wußte wohl, warum er sich diese Stunde erwählt, um eine Braut zu der einsamen Höhe zu tragen. Für die Tat, für den Kampf suchte er die Nähe der Sonne: Freyr lächelte ihm und Tyr segnete sein Schwert. Aber zur Weihe und Tiefe, zur Verbindung des rufenden Geistes, dem er gehorchte und der ruhend quellenden Fülle der Urdh mußte Nacht sein und heiliges Geschehen am Himmel, das sie segnete.

Dunkler wurde der Mond, immer goldener strahlten die Sterne. Über dem Wald stand rot-grün leuchtend sein Lieblings-, sein Heimatstern. Jetzt war der letzte Schimmer des Mondes im Schatten versunken, purpurn und rund glühte der himmlische Schild. Der Wald rauschte nicht mehr, kein Laut drang aus der Tiefe, die Erde atmete kaum. Sie schien zu schweben, im Sternensraum zu kreisen, von ihrer Schwere und Starre erlöst.

Die Beiden umschlangen sich fester, sie schlossen die Augen. Sie standen still, aneinander gepreßt und schienen dennoch zu fliegen, frei, voller Seligkeit des Einsseins.

Sie sprachen nicht, sahen das erste Licht des freiwerdenden Mondes wie einen weisstrahlenden Stern den Himmel erhellen, wandten sich, Hand in Hand, und gingen den Abhang hinunter. Immer noch schweigend, blickten sie zurück, als der Turm der Burg aus den Bäumen vor ihnen auftauchte und sahen den Mond strahlend und weiß hoch über dem Walde stehen. Sein Licht überglänzte sieghaft die

Sterne des Himmels und die schlafende, leise atmende, duftende Erde.

In der Halle glühte unter dem Eschenstamm auf dem Herde das rötliche Feuer. Thursinghilda stand in weißem Gewand, hob die Arme, legte die Hand betend über die Augen, beugte sich nieder und nahm vom Boden drei Scheite Holz. Die legte sie feierlich langsam auf das glimmende Feuer als Zeichen ihrer Würde der hütenden Frau und Schützerin des Hauses. Und dann, im Aufleuchten' des neuentstandenen Brandes, der gelbstrahlend und warm das Getäfel und die Säulen der Halle erhellte, ergab sie sich inbrünstig rein dem Feuer des eigenen Fühlens.

Viele Jahre hatte sie Urdh, die Mutter, verloren. Nun war sie ihr wieder nah — sie wurde ein Teil von ihr selbst. Sie erlebte das Feuer, die brausende Kraft seines Schaffens, die Rune des Feuers, das Fa, ward ihr zum ersten Male bewußt. Doch sie selbst war das Ur, wurde zur heiligen Rune der Mutter. Sie umlohten die Flammen, um sich fühlte sie ihre Glut, aber sie selbst war still und klar wie der Rune aufnehmende Schale. Tief in ihr, geborgen, von ihr getragen, empfand sie den Mann, dem sie angehörte. Sie waren eins und ,doch nicht allein in dem Einssein. Die Tiefe, in die sie versanken, war voller unendlicher Fülle, war Wogen und Schwingen, Dunkelheit und schimmernder Glanz. Ja, leuchtender wurde der Schein, verdichtete sich, wurde Gestalt und Bewegung. Vor ihr stand Tyr, der Gesandte der Mutter. Er hob sein feuriges Schwert und neigte es dreimal vor ihnen. Sein Antlitz lächelte nicht, es forderte, mahnte. Trennte er sie? Rief er sie fort aus der Ruhe des wogenden Dunkels?

Fester umschlang sie Armin und barg das Gesicht. Die strenge Gewalt des Erschauten überfiel sie mit Grauen.

«Warum bebst du, Thursinghilda?»

«Sahst du ihn nicht?»

«Tyr sah ich — ja. Fürchtest du ihn? Er ruft uns. Einst rief er mich allein. Heute schloß er uns Beide zusammen. Unter seinem Schwert steht mein Leben — und deins, wenn wir einander gehören. Fürchte dich nicht. Was kann uns geschehen? Selbst der Tod trennt uns nicht. — Aber noch leben wir. Was er uns kündete, verstanden wir noch nicht.

Vielleicht ist es Leid, vielleicht gemeinsame Taten. Wir wollen warten, bis wir seine Botschaft verstehen.»

«Die Mutter schickte ihn uns. Urdh spinnt das Schicksal und Tyr verkündigt es uns. Was sollte es sein als der Tod? Ich bringe dir Leid, Segifrithurs!»

«Und wenn deine Ahnung Wahrheit wird, so band uns Tyr zum Sterben zusammen. Was trauerst du darum? Immer werden wir leben und nie uns verlieren. Denn du bist in mir und du trägst mich. Im Leben auf Erden und nach dem Tod!»

In der Frühe des grauenden Morgens verließen sie ungesehen durch geheimen Ausgang die Burg. Sie gingen schweigend mit leisen, beschwingten Schritten über betautes Moos, auf schmalen Wegen, die den dichten Wald durchkreuzten. Hie und da klang schon ein erstes Rufen der Vögel, Wild stob vor ihnen auf, leiser Wind bewegte die Zweige. Alles klang wie verhalten, selbst das Rauschen der Bäche schien noch vom Dämmer gedämpft. Die kaum erkennbaren Pfade, die zuweilen dichtes Strauchwerk verdeckte, nur dem Jäger vertraut, waren heimlich und voll regsamen Lebens, als hocke hinter jedem Stein, jeder Wurzel ein Zwerg, als sähen freundliche Augen der Lichtalfen aus den Zweigen. Weitab von hier führte der breite Weg, den Rosse und Menschen zu benutzen pflegten — sie mieden ihn, denn die Waldpfade führten sie schneller ihrem Ziele zu. Da stand es vor ihnen, plötzlich, immer wieder erschreckend gewaltig, so oft sie es auch schon gesehen:

Die Ostara-Steine, das Heiligtum. Hier begann die waldlose Ebene, der weite Blick tat sich auf. Die erste Röte der aufsteigenden Sonne überflog den bläulichen Himmel. Sie kamen zur rechten Zeit, um Orvo und seinen Segen zu finden.

Das steinerne Heiligtum lag einsam, ohne Wache. Es ward nur zur Zeit der Feste belebt. Jetzt bewohnte es Orvo allein, hoch oben auf den zwei äußersten Steinen. Auch die Höhle der Nornen lag verlassen: wenn die Quellen stärker zu rauschen begannen, war der Ort der Druiden an ihnen — Heiltrank zu schöpfen, — Kräuter zu suchen und den Kranken zur Zeit der stärksten Wirksamkeit heilende Wasser und Pflanzen zu reichen. Aber Orvo blieb hier, — nachts und frühmorgens am kreisrunden Fenster des Turmsteins. Dort

schaute er die Sterne, grüßte die Sonne und entzündete das Feuer auf der Höhe, wenn die großen Feste herannahten.

Auf dem höchsten Felsen, dem Turmstein, stand als leuchtendes, immer sichtbares Zeichen die bronzene Säule der Weltenesche, die Irminsul. Sie ragte hoch und schimmerte wie Gold im Strahlen der Sonne, wie ein silbernes Licht in der Vollmondnacht. Zu ihr hinauf führten roh in den Stein gehauene, schmale, schwindelnde Stufen, die nur der höchste der Goden bestieg. Er war ihr Diener, er rieb sie blank, wenn Regen und Nebel ihren Glanz erblinden ließen, er stand vor ihr zu den hohen Festen, vor Beginn eines Krieges, um den Segen zu geben. Aber das Feuer, das die Tage der vier Feste verkündete, die dem Laufe der Sonne abgelauscht waren: die Sonnen-Gleichen, ihr höchster und niedrigster Stand, — Ostern und Herbstfeier, Mittsommerwende und Julfest — wurde nicht am Fuße des heiligsten Zeichens entzündet. Es brannte in riesigem Holzstoß auf der breiten Fläche des äußersten Steins, der über dem Wasser emporstieg. Es lohte auf und ließ die goldenglänzende Irminsul in den dunklen Mächten erstrahlen, es spiegelte sich tausendfach gebrochen in den strömenden Wellen und sprühte hin über den Wald und die ferne Ebene, weithin sichtbar. Breite Balken-Brücken bildeten auf schwindelnder Höhe die Verbindung der Felsen, über die der Gode sicher schritt. In der dunklen Höhle hoch oben, die nur durch das runde Fenster Licht erhielt, und auf der breiten Plattform des Feuersteins lebte er einsam Jahre um Jahre als Hüter des heiligen Feuers und der heiligen Säule. Und wer kam, diese Einsamkeit zu durchbrechen, kannte die aufwärtsführenden Stufen, kannte ihre Gefahr, wußte die Felsen zu meistern. Armin war alljährlich zu allen Festen mit seinen Gefährten hinaufgeklommen, um in der Höhle den Aufgang der Sonne zu grüssen, seit er als Mann heimgekehrt war von seiner Wanderschaft. Aber auch, um den Freund und Vater zu suchen, war er allein, in Stunden der inneren Not oder Freude, hinaufgestiegen. Nun kam er zum ersten Mal nicht mit den Gefährten und nicht allein — vielleicht geschah es noch nie, dass eine Frau diese Stufe erklomm.

Thursinghilda stieg leichtfüßig, kaum seiner Hilfe bedürftig, an dem steilen Felsen hinauf, das Gewand umflatterte sie im schnellen Bewegen, ihre Wangen rötete die Freude, ihre

Haare umleuchteten sie im goldenem Schein. Nun stand er auf der letzten Stufe, vor dem verschlossenen Eingangstein, legte die Hand auf die nur dem Eingeweihten bekannte Stelle, die ihn zur Seite schob und sah sich nach Thursinghilda um. Sie stand eine Stufe tiefer, die Hände auf der Brust, die sich im schnellen Atmen hob und senkte, sie sah voller Vertrauen zu ihm auf. Er reichte ihr die freie Hand, schob mit der anderen den Stein zur Seite und zog sie neben sich durch den Eingang. Im gleichen Augenblick blendete sie strahlender Glanz: durch das kreisrunde Fenster schossen die ersten Lichtbündel der aufgehenden Sonne.

Orvo wendete sich nicht. Er stand, wie die Beiden, die Arme erhoben, in der Gestalt der Man-Rune, betend, die Sonne begrüßend, bis sie mit vollem Glanz in der Rundung des Fensters erschien. Dann erst senkte er die Arme, dann erst wendete er sich und sah auf Armin und Thursinghilda, schweigend, voll Ernst und Liebe. Er legte seine Hände auf die Häupter der sich Neigenden, Niederknienden, entnahm einer Truhe weiße Runenstäbe, warf sie auf ein vor den Beiden gebreitetes Leinentuch. Er beschrieb Zeichen vor ihnen, in die Luft geschriebene, segnende Runen, und legte Thursinghilda die drei zusammengefügt Stäbe der dritten Rune, des Weihenden Thurs, des Hammers, in den Schoß. Er besprengte sie mit Wasser, entzündete auf eisernem Dreifuß ein Feuer und warf die Stäbe hinein, er nahm die Hände der Beiden, umwand sie mit leinenem Bande, löste es wieder und verbrannte es wie die Stäbe des Thurs. Dann hob er die Knienden auf, Fügte ihre Hände zusammen und küßte ihre zu ihm erhobenen Stirnen.

Der kleine, schmucklose Raum lag im Frühlicht und Glanz der Sonne, die wie mit tausend Schwertern von Gold durch das Fenster strahlte. Die grauen Felswände schimmerten von unzählbaren Kristallen besät, vom Gewölbe der Decke leuchteten sie nieder, auf dem Boden blitzten sie auf. Dann verging das Glänzen, nur das Feuer im Dreifuß leuchtete rötlich — die Sonne war höher gestiegen und aus dem Bereich des Fensters geglitten. Und nun erst als Stein und Himmelsglanz und priesterliches Tun nicht mehr sprach, fand Orvo die ersten Worte, langsam und feierlich, wie Menschen reden, die der täglichen Sprache ungewohnt geworden sind.

«Dies ist die erste Ehe, die ich hier oben weihe — möge sie gesegnet sein! Vom Licht des Himmels und der Kraft der Erde gesegnet!»

Er beugte sich nieder zu den auf dem Boden liegenden Runenstäben. Er las sie auf und sammelte sie in Thursinghildas emporgehaltenes Gewand. Sie waren ungeschält, vom Silbergrau der Buchenzweige schimmernd.

«Ur ist die erste Rune, die ich finde,» sagte Orvo, «Deine Rune, Thursinghilda. Ihr folgt not. Sig lese' ich nun und Arman, dir Segifrithurs, geweiht. Und dies ist die letzte: tyr — ich lese nicht Glück und Frieden aus diesen Runen! — Senke dein Haupt nicht, Thursinghilda! — suchtest du friedliches Glück an der Seite Armins? Glaubtest du daran, als du ihm folgtest? Und wäre es dein Ziel? — Eure Ehe steht im Zeichen des Ur und der Not — das sind die Runen der Tiefe, der Nacht, des Schweigens und Todes. Aber das Sig in der Mitte der Reihe verkündet euch Licht. Wie lange es währt, vermag ich nicht zu erkennen, denn auch deine Runen sind ernst, Segifrithurs. Sie rufen dich — aber wissen wir es nicht alle, die dir nahe sind — sie rufen zum Opfer. Das ist deine Not, Thursinghilda — und ist doch dein Sig, wenn du sein Opfer erkennst. Denn aus dem Ur ist eure Verbindung erwachsen und kehrt zurück in das Ur, wenn euer Schicksal sich rundet, wie ich die Stäbe zum Rund zusammenfüge, — durch das Opfer des Tyr zum Ur zurück. Und in der Mitte der Runenreihe leuchtet das sig oder sal — euer siegendes Schicksal, wenn ihr versteht, das vom Himmel Geschickte zum Siege zu zwingen, — trotz not und trotz tyr, dass es wieder münde ins ur.»

«Nimm die Stäbe, Thursinghilda», fuhr er fort. «schäle sie und zerreiße die Rinde. Mische sie in den ersten Trunk Met, den ihr teilen werdet im Verbande der Sippe. Trinke und reiche den Becher reihum, dass der Runenzauber euch segne.»

Und dann, verändert im Ton: «Ihr kamt allein, ohne die Eltern? So hast du die Braut geraubt, Armin?»

Armin legte den Arm um Thursinghilda. «Nun sind wir zusammengegeben, von dir, Orvo — nun mag Segest sie mir neiden. Jetzt darf ich ihm trotzen, denn sie ist mein.»

«Da beginnt schon eure Not, Thursinghilda. Das wußtest du zuvor. Aber bist du nicht die Tochter der Urdh, riet sie dir nicht, ließ sie dich gehen?»

«Vater,» sagte Thursinghilda und sah Orvo aus klaren Augen an: «Urdh sprach in Rätseln, die Segifrithurs mir deutete. Kraft zu Kraft, sagte sie, nicht Mensch zu Mensch. Und wie es auch werde, ich bin bereit, es zu tragen. Denn ich bin Kraft, ich will es ihm bleiben. Wenn unsere menschliche Ehe durch Not und' Tod zerbricht, bleibe ich immer noch Kraft.»

Orvo schloß die beiden sich .umschlungen Haltenden wortlos in seine Arme. Sie standen still, sie hörten ihre Herzen schlagen, sie fühlten in unendlich tiefer Ruhe ihre Verbundenheit.

Segilunda nahm die Tochter in vertrauender Liebe auf. Auch sie ahnte schweres Schicksal voraus, aber sie vergrub ihre Ahnung im Herzen und verbarg sie unter hausfraulich mütterlichem Tun: sie rüstete das Fest, die Freunde und Mannen in der Burg zu bewirten. Auch Segest war geladen, doch schlug er es ingrimmig ab. Noch zögerte er, noch zeigte er sich nicht feindlich. Er schmiedete im Verborgenen seinen Plan.

Und langsam glitt das Leben in gleich— mäßige Bahnen. Segilunda übergab der neuen Herrin des Hauses die bisher geübten Pflichten und saß, wie einst Ulla, als hütende Mutter zwischen den Kindern. Ihre Haare glänzten schon silbern, ihre Augen verloren das frühere Leuchten, sie wurde bleich und müde, seit die ablenkende Tätigkeit von ihr genommen war. Oft, während Thursinghilda spann und das leise Surren der Spindel der einzige Laut in der weiten Halle war, lagen Segilundas fleißige Hände im Schoß, diese durchsichtigen, aufnahmebereiten Schalen. Armin betrachtete sie, er wurde nicht müde, sie zu bewundern. Sie sprachen zu ihm — aber ihre Sprache war leidvoll.

«Mutter», sagte er und legte seine Stirn auf die verschlungenen Hände, dass seine Worte dumpf und leise zu ihr aufstiegen, «Mutter, du bist traurig, du denkst an Kuntari. Kannst du immer noch hoffen, hast du ihn noch nicht vergessen?»

Segilunda strich über sein Haar. «Wie vergäße eine Mutter ihres Kindes, Armin? Immer bleibt sein Fehlen mir Qual. —

Und ich hoffe auch noch, und ich schmiede Pläne. Darf ich sie sagen, wirst du mir helfen, Armin?»

Er hob den Kopf und sah gespannt in der Mutter aufleuchtendes Gesicht.

«Sieh, — da du Thursinghilda freitest, kam mir die Hoffnung, auch Kuntari möchte sich mit einer Tochter unseres Volkes vermählen, wie du — und fände durch sie zu uns zurück. Und ich wüßte auch eine Gemahlin für ihn, —denn nicht Jede taugt dazu, ihn zurückzuführen. Sie ist klug und reich, ihre Hand bietet ihm ihres Vaters Besitz und Herrschaft, denn sie ist sein einziges Kind. Und sie ist treu, sie folgte ihm niemals nach Rom und ertrüge nicht römische Sitte in ihrem Lande, — sie würde ihn lösen, — und ich glaube, nur sie vermöchte es noch.»

Armin streichelte zärtlich Segilundas Wangen, die sich in der Freude der Hoffnung röteten. Er antwortete, noch ein wenig zögernd:

«Dein Plan scheint mir gut — aber wie könnte ich dir helfen, Mutter?»

«Wirb du für ihn, Armin. Kein Vater widersteht deiner Bitte, und auch nicht die Tochter. Dir zu Liebe wird sie sich beugen — denn es geht das Gerücht, sie wollte sich niemals vermählen. Wenn sie weiß, dass ihre Hand dir den Bruder zurückführt, wenn sie erkennt, dass sie einen Verblendeten rettet und wieder an die Heimat schließt — wenn es Blut ist von deinem Blut, nur ungebärdiger und stolzer als deines, dann widersteht sie nicht mehr.»

Armin lächelte. «Du erwartest viel von mir, Mutter. Glaubst du, die Fürsten liebten mich immer noch wie einst? Viele trauen mir nicht, mancher beginnt mich zu hassen. Meine Wünsche werden nur selten erfüllt.»

«Catumer liebt dich, er war deines Vaters Freund.»

«Catumer, der Chattenfürst? Wie heißt seine Tochter?»

«Hilde heißt sie und sie trägt ihren Namen zu Recht: sie ist eine wahre Walküre.»

Armin legte die Hand auf die Augen und schwieg. Fern, ungreifbar stieg mit dem Namen eine lange versunkene Erinnerung in ihm auf, sie rührte ihn an und verwirrte ihn.

Aber er vermochte sie nicht zu bannen. Wie ein Traum zog sie vorüber, vor vielen Jahren geträumt und vergessen, dass nur ein Schimmer von Schmerz und Schönheit geblieben war.

Thursinghilda riß ihn aus seinem Sinnen. Ihre Spindel klirrte zu Boden, sie sprang erschrocken auf und hob abwehrend die Hände: «Catumer, Mutter, ist meines Verlobten Adgandest älterer Bruder! Diese Ehe brächte nur neue Verwirrung!»

«Vielleicht brächte sie Frieden, Thursinghilda. Wenn Armin um die Hand seiner Nichte wirbt, wird eure Schuld durch Versippung gesühnt.»

Armin schien den Worten der Frauen nicht ganz zu folgen. Er fragte, als wäre nicht Einwand und Gegenrede erfolgt:

«Du sagtest, Mutter, jene Hilde wollte sich niemals vermählen. Weißt du warum? Und glaubst du, Kuntari oder ich vermöchten ihren Willen zu brechen?»

«Sie war Druda und kehrte erst heim zum Vater, als Gemahlin und Söhne ihm starben und er sie rief. Und weil sie Priesterin ist, wird sie sich nie aus Liebe vermählen — für sich selbst, um Frau und Mutter zu sein. Sie ist ein Preis oder ein Werkzeug — nur als ein Solches gibt sie sich hin. Durch sie wird Kuntari der Heimat wiedergewonnen — dein Bruder, Armin!»

«Ich werde reiten, Mutter. Morgen. Und sei es auch nur, weil du es wünschst!»

* * *

Catumer saß in der Halle seinem Gast gegenüber. Armin nahm den Ehrensitz ein und trank den Willkommenstrunk, aber Catumer blieb undurchdringlich kühl und gemessen trotz aller Höflichkeit. Er war noch nicht alt und schien doch in seiner Kraft schon gebrochen. Er trug sich germanisch und aller Hausrat verriet seine Treue zur Heimat, aber der kalte Ausdruck seiner Miene mahnte an Segest. Sein Stamm war unbestechlich geblieben und in seiner gleichgültigen Haltung doch eine stete Gefahr — denn schien es nicht unverstündlich, dass Segimirs einstiger Freund dem Sohn die Gefolgschaft versagte? Catumer mochte heute andere

Werbung erwarten — um Waffenbrüderschaft, die er abzulehnen beschloß. Allmählich hellte sein Gesicht sich auf, als er begriff, dass friedliche Bitte den unerwarteten Gast zu ihm führte.

«Ich bestimme nicht über mein Kind, wie andere Väter,» sagte er langsam. «Meine Tochter war Priesterin, sie tat ein Gelübde. Ob sie es bricht, weiß ich nicht. Frage sie selbst.»

Aber die Gesuchte war in der Burg nicht zu finden.

«Sie kommt und geht wie sie will,» erklärte Catumer. «Ich kenne ihre Wege nicht. Bleibe mein Gast, Armin. Wenn sie zurückkehrt, magst du sie fragen. Aber es können Tage darüber vergehen.»

So blieb Armin. Er war wie verzaubert. Es lag ein fremder Wille über ihm, dem er sich beugte. War es Segilundas — war es des Schicksals Wille?

Tage vergingen. Catumers Kälte verwandelte sich in Freundschaft und Güte. Weder seines Bruders Adgandest, noch der verwehrten Waffenbrüderschaft wurde Erwähnung getan, als fürchtete Catumer wie Armin, die leise wachsende Wärme zu stören. Sie warteten Beide — worauf warteten sie?

Eines Morgens empfing Catumer den Gast verstört und befangen. «Heute Nacht kehrte sie heim — ich sprach ihr von deiner Werbung. Sie antwortete nicht — nicht in deutlichen Worten. Sie sah mich an und schwieg, und ich zitterte vor ihren Augen. Mir graute vor ihr. Dann sagte sie einen Spruch — ich kann ihn nicht wiederholen. Frage mich nicht, zürne mir nicht: aber geh»

Auch Armin begann es zu grauen. Wieder stieg die ferne Erinnerung auf, näher schon, schmerzlich und zwingend. Sie bannte ihn und hielt ihn wie Zauberriff. Aber dann tauchte Segilundas hoffendes Gesicht vor ihm auf und sah ihn flehend an, und er antwortete mit beruhigter Stimme:

«Um meiner Mutter willen laß mich sie dennoch fragen, Catumer. Ich könnte nicht gehen ohne den geringsten Versuch.»

«Du findest sie nicht, denn sie ging, wie sie kam. Sie kehrt nicht zurück, so lange sie dich bei mir weiß.»

«So suche ich sie. Ich werde sie finden.»

Er reichte Catumer die Hand. «Bleibe mir Freund! Vergib mir meine Schuld an Adgandest, deinem Bruder. Denn sieh: lange, ehe Segest Thursinghilda ihm versprach, lange bevor sie ihn kannte, verlobte sie sich mir — wenn auch ohne Wissen des Vaters. Auch Thursinghilda war Priesterin wie deine Tochter und wie sie höherem Gesetze untertan als die anderen Töchter fürstlicher Väter, die ihre Kinder nach menschlicher Willkür vergeben. Wie du nicht Macht hast über dein Kind, so nicht Segest über sie!»

Catumer legte seine Hand auf Armins Schulter. «Alles ist Schicksal. Wie gern wäre ich dein Freund, wie der deines Vaters. Nun muß ich dir alles versagen, obwohl mein Herz mich zu dir zieht: Versippung und die Gefolgschaft. Nur eins verspreche ich dir: Feind will ich dir nicht sein, Verrat werde ich nie an dir üben. Aber was der Bruder beschließt, was die Tochter antworten wird, steht nicht in meiner Hand, darüber entscheiden die Nornen.»

Armin ging aus der Burg, durch die im Morgenlicht liegenden Felder, ziellos und doch wie von unsichtbarem Band auf vorgeschriebenem Wege gezogen. Er führte sein Pferd am Zügel — nur im Wandern fühlte er den richtungweisenden Zug, dem er folgte. Er ging mit gesenktem Haupt wie lauschend oder träumend und achtete nicht des Weges noch des Lerchengesangs, der in unendlichen Tönen die sonnendurchleuchtete Luft erfüllte. Plötzlich rauschte ein Fluß, brauste ungestüm schon von ferne, lag dann silbern glitzernd in strömendem Strudel vor seinen Füßen und hemmte den Schritt. Er sah auf. Jenseits des fließenden Wassers stand die Gesuchte, still stand sie, von ihm abgewendet. Sein Herz klopfte mit rasenden Schlägen. Warum rührte diese Frau an sein Herz und ließ es nicht los, seit Segilunda ihm von ihr sprach, und stand auch jetzt noch, fast schon am Ziele, wie in unerreichbarer Ferne? Und wieder rührte ihn die Erinnerung an.

War nicht schon einmal ein reißender Strom zwischen ihm und ihr gewesen — ein Hindernis, dem er trotzte? Nein, es war kein strömendes Wasser — Feuer hatte gelodert,

lohender Ring, den er durchbrach! Wo brannte es, wen hatte er hinter dem Flammenwall gefunden?

Er schüttelte die zwingenden Gedanken ab. Es rief ihn von jenseit des Wassers wie jenseit des Feuers der Erinnerung. Er folgte dem Ruf.

Das brausende Wasser schlug über ihm zusammen, er kämpfte gegen seine Gewalt, plötzlich erwacht aus der Betäubung der letzten Stunden. Er erreichte das Ufer. Sie wendete sich, sah ihn an.

Da zerriß der Bann des Vergessens.

«Barunhild!» schrie er und fiel in die Knie.

«So kamst du,» sagte sie. Er schauerte zusammen. Es waren die gleichen Worte wie zu ihrer ersten Begegnung, in demselben Ton tiefer Ruhe gesprochen.

Er erhob sich nicht. Er wühlte den Kopf in die Erde und umkrampfte die Gräser, und es war ihm doch, als versänke er in bodenloses Nichts.

«Armin!» rief die vergessene Stimme. Wie klar, wie ohne Überschwang, wie wach sie klang!

Er sprang auf.

«Barunhild...» er wollte sprechen, aber die Gewalt der Erschütterung zerriß ihm die Worte.

«Der, dem ich bestimmt bin, wird mich verraten». — Mein Fluch hat sich erfüllt. Ich beklage mich nicht, ich klage dich nicht an. Aber warum kamst du, auch den zweiten Fluch zu erfüllen, Segifrithurs? Warum verrätst du mich an den Feind?»

«Ich vergaß dich, Barunhild. Ist Vergessen Verrat?»

Sie schwieg. Endlich sagte sie: «Dein Name rief dich fort, dein furchtbarer Name. Du warntest mich — und Orvo warnte mich auch. Aber ich glaubte euch nicht. Einmal, wenn du den Sinn und Ruf dieses Namens erfülltest, durftest du wieder sein, der du warst, ehe sein Auftrag dich rief: Segifrithurs, der mir gehörte. Mit diesem Namen rief ich dich. Hat er dich niemals erreicht?»

«Eine andere Frau rief mich mit dem gleichen Namen — da vergaß ich dich ganz. Viele Jahre war ich nicht Segifrithurs

gewesen, durfte ich es nicht sein. Sie rief mich, um ganz Armin zu werden, um die Tat zu tun, die Walvater forderte. Sie wies mir den Weg. Und er führte zu ihr. — Du aber, Barunhild, sandtest mich fort durch den Namen, du weihtest mich mit ihm, wie man ein Opfer weiht. So vergaß ich dich durch ihn — und vergaß dich doch nicht, denn mit ihm warst du wie Ruf und Feuer in mir. Über mir, Barunhild, wie meine Walküre. Ich sah dich nicht mehr. Die Andere sah ich. Ist es Schuld, dass ich dich vergaß?»

«Nein, Segifrithurs. Das alles spannen die Nornen. Aber warum kreuzest du nochmals meinen Weg?»

«Ahnte ich es? Dein Name führte mich irre. Man nannte dich Hilde.»

«Ich legte meinen Priesterinnen-Namen ab. Ich bin nicht mehr, die ich war. Ich bin nur noch Weib.»

«Und könntest nicht beides sein in einem?»

«Wie meinst du das, Segifrithurs?»

Er nahm ihre Hand, er sprach ihr von Segilundas Gedanken. «Sei wieder Barunhild — Priesterin, helfende, rettende Walküre! Mir Schwester und dem Bruder Weib. Denn sieh — vor Jahren weihtest du mich und wurdest mir vorwärtstreibendes Feuer. In mir warst du, ganz mein eigen, — und zugleich über mir, unerreichbar und unsichtbar. Der Ruf, der mich traf, weil ich seiner bedurfte, weil er Ergänzung meines Feuers war, tönte mir aus der Erde. Urdh rief mich — und ich schützte sie. In der Erde, dem Heiligtum, das ich vor den Feinden bewahrte. Versteh mich: du bliebest mir Priesterin und Walküre. Die mich rief, war Tochter der Urdh — ihr mußte ich mich vermählen. Wir aber sind eins. — Das ist unser Schicksal, das spannen die Nornen. Nie kannst du Weib sein und nicht Priesterin. Willst du es sein, so erfüllt sich dein Fluch. Aber wenn du verstehst, dieses Schicksal zu tragen, wendest du ihn. Weil du Priesterin bist, kannst du dem Feinde gehören — dem Feind, denn durch dich wird er Freund!»

Barunhild schwieg lange. Endlich fragte sie: «Ist Kuntari dir wert — oder glaubst du ihm nicht?»

Er zögerte nicht mit der Antwort.

«Er ist mein Bruder, Barunhild!»

«Reite heim, Segifrithurs. Ich werde dir folgen. Ich nehme deine Werbung an.»

Sie wendete sich und war wie durch Zauber vor seinen Augen verschwunden, ehe die Erschütterung ihm ein Wort zu sagen erlaubte. Er fand sie nicht mehr. In einer Höhle unter Strauchwerk verborgen, blieb sie versteckt, bis das Traben seines Pferdes ihr seine Heimkehr verriet.

Je näher Armin der Heimat kam, desto stärker pochte sein Herz — aber nicht in Freude oder Erwartung. Wie ein Ring lag es um seine Brust, gegen die sein Blutschlag hämmerte, schmerzhaft, in einer beklemmenden Ahnung. Das Wiedersehen mit Barunhild war wie die Brandung des reißen Stromes über ihm zusammengeschlagen. Es hatte auf Stunden alles andere Erleben und Fühlen in ihm ausgelöscht. Nun stand Thursinghilda wieder vor ihm, die Andere, an die ihn Ehe und Liebe band. Was er mit Barunhild erlebt hatte, jetzt und vor Jahren, mußte er vor Thursinghilda verschweigen. Das blieb Geheimnis, höchste Erhebung und qualvollste Schuld seines Lebens — jenes Lebens, das Thursinghilda fremd und ferne blieb. Ihr Wesen begriff nicht das Feuer, sie fürchtete sich vor dem flammenden Schwert, vor dem Auftrag des Tyr — sie war immer Urdhs Tochter geblieben. Die Erde, das Schweigen, Dulden und Tragen war Thursinghildas innerstes Leben. Traumhaft und jungfräulich hingebungsvoll war sie ihm gefolgt, immer gehorsam seinen und Urdhs Befehlen und Bitten.

Wie liebte er ihre Bereitschaft, ihre Ergebung! Er fühlte sich umhüllt von der reinen, strömenden Kraft ihrer Liebe, er bedurfte ihrer, wie der Quell der Fassung, wie ein Wein des Gefäßes bedarf. Außer ihm war sie, und doch zu ihm gehörig. Ihr die Treue zu brechen, wäre Verrat, Undank und Sich-selbst-Verlieren gewesen.

Es riß an seinem Herzen, eine Stimme rief ihn. Er ritt wie rasend, er wußte es plötzlich: Thursinghilda rief ihn in höchster Not. Was war ihr geschehen?

Die Burg lag vor ihm, die wachenden Knechte grüßten ihn schon von ferne mit Zuruf. Nur Wenige waren zurückgeblieben in der Umfriedung des Hofes, alle andern

verritten: auf der Spur des Segest. Mit fliegenden Worten meldeten sie ihm das Geschehnis: Segest war in der Morgenfrühe mit wenigen Reitern erschienen, höflich und freundlich, um seine Tochter zu sehen. Thursinghilda war erfreut, zuerst noch vorsichtig und in Begleitung ihrer Frauen dem Vater begegnet. Sie zeigte ihm Hof und Burg und bewirtete ihn mit seinen Mannen als junge Hausfrau. Gegen Abend nahm Segest von Segilunda Abschied, bat Thursinghilda, ihn ein Stück seines Wegs zu begleiten. Seine Güte und Anteilnahme hatte ihren Argwohn beschwichtigt — sie folgte seiner Bitte. Aber kaum aus der Umwallung der Burg entfernt, ließ Segest seine Maske fallen, im Wald versteckte Knechte umringten die Unvorsichtige, hoben sie von ihrem Pferd auf das des Vaters, der in rasendem Galopp mit seinem Raub entwand. Dies alles hatte der alte Waffenmeister Armins, argwöhnisch dem Feinde folgend, gesehen. Aber die von ihm zusammengerufenen Mannen kamen zu spät: Segest erreichte die steile Höhe seiner Burg auf Richtwegen früher als seine Verfolger, er hielt den Eingang verwehrt und warf brennende Pfeile von den Mauern und Türmen.

Armin stand schweigend, untätig sinnend. Schwerfällig, mit gesenktem Haupt, ging er in die vereinsamte Halle, wehrte der Mutter liebevolle Tröstung ab. Wie grausam schnell die Nornen ihre Fäden spannen! Als er Thursinghilda vergaß, um das Vergessen Barunhilds zu sühnen und zu begreifen, gewann der Feind über Thursinghilda Gewalt, riß sie zurück, strafte die Schuldlose. Tyrs feuriges Schwert trennte sie.

«Mutter,» sagte er endlich, «nun bist du wieder Hausfrau. Thursinghilda kehrt nicht wieder zurück.»

«Du gibst sie auf, du läßt sie Segest?»

«Nein Mutter. Ich werde kämpfen. Aber ich glaube nicht an den Sieg. Frage mich nicht, warum ich hoffnungslos bin — ich kann es dir niemals verraten. Es liegt Schuld auf mir, die ich sühnen muß. — Aber ich bringe dir Freude, Mutter. Catumers Tochter kommt, deine Tochter zu sein. Daran laß uns denken. Rüste zu ihrem Empfang!»

Segilundas vergrämes Gesicht erhellte, sich. Aber die Freude in ihren Augen erlosch schnell. Sie legte die Arme um Armin und schmiegte ihre Wange an die seine.

«Der Preis, den du zahlen mußt, ist zu schwer, Segifrithurs. Wie soll ich dir danken!»

«Sprich nicht davon, Mutter. Es sind verworrene Fäden, die uns alle verknüpfen. Wir schürzten sie nicht, wir folgen ihnen nur. Wohl uns, wenn wir sie lösen!»

Segilunda sah in seine Augen, die Arme noch um seinen Nacken, lange, schmerzvoll sah sie ihn an. Dann strich sie über sein Haar. wieder und wieder, legte endlich ihre Hand auf seine Augen.

«Segifrithurs, mein Mutternachts-Sohn — geht dein Weg nun wieder zur Tiefe? Sollst du jetzt leiden, Armin?»

Er löste sich sanft von ihr, warf den Kopf zurück mit der befreiten Bewegung, die sie an ihm liebte, lächelte und sagte mit veränderter Stimme:

«Sorge dich nicht um mich und nicht um Thursinghilda noch um Kuntari — die Walküre kommt, Mutter, — Barunhild, Catumers Tochter, um uns alle zu führen. Vertraue ihr, sie führt uns recht!»

* * *

Armin belagerte die Burg des Segest. Immer neue Scharen seiner alten Verbündeten stießen zu ihm, Thursinghilda zurückzugewinnen.

Aber die feste Burg auf dem steilen Felsen bot standhaften Widerstand.

Wenige Tage später zog Barunhild mit Catumer und großem Gefolge in die Burg Armins, bewillkommnet von Segilunda. Die Nachricht von Thursinghildas Raub schien sie wie ein Blitzstrahl versteinern zu erschrecken. Auch sie begriff wie Armin die Verkettung dieses Geschehens und ihr Herz setzte aus, so überwältigte sie die Erkenntnis. Und sie jubelte zugleich — denn bewies es nicht ihre untrennbar starke Verbindung? Als Armin sie wiederfand und erkannte, verlor er Thursinghilda. Er verlor sie für immer — wie konnte es anders sein? Keine von Beiden durfte er im Leben besitzen.

Barunhild faßte sich schnell und beriet mit Segilunda und dem Vater die Pläne, Kuntari für sich zu gewinnen. Ihre Worte waren klar und voller Umsicht, und dies war ihr Sinn:

Catumer sollte sich um Rat an Kuntari wenden, wie, ohne sich der römischen Oberherrschaft zu beugen; er sich im Falle der Not den Römern verbände. An Catumers Hofe angelangt, würde er dessen Vorschlag, als sein Sohn und Helfer bei ihm zu bleiben, nicht widerstehen. Denn es war Sitte, die Töchter nach eigener Wahl zu vermählen, Ehen zu schließen, die die Reinheit des Blutes erhielten und die doch auch Klugheit verband. Und so römisch Kuntari geworden sein mochte, würde er doch nie eine artfremde Römerin zur Gemahlin erwählen.

In Barunhilds Worten lag eine maßvolle Klarheit, die fern aller List, aber auch fern eigenen Wünschen schien. Ihre Überlegenheit, die herrschgewohnte Art ihres Wesens befremdete Segilunda. Mochte Barunhild die Rechte sein, ihren eigenwilligen Sohn zurückzugewinnen? Im Frauengemach, während sie als zukünftige Mutter dem Gaste beim Entkleiden half, benutzte sie das Alleinsein, um Barunhilds wahres Wesen zu ergründen.

Der Mond schien durch die Fenster, Wärme und Duft des Waldes drang in den getäfelten, von hölzernen Säulen getragenen Raum. An den Wänden hingen über dem niedrigen Ruhebett bunte, selbstgewebte und gewirkte Tücher, der Boden war mit weißschimmerndem Sande bedeckt. Die leuchtende Helle des Mondscheins ersetzte das Licht — im Dunklen sprach es sich besser. Segilunda ließ sich auf das Ruhebett nieder und zog Barunhild neben sich. In allen Gesprächen war Armins nur mit flüchtigen Worten Erwähnung getan, aber Segilunda lag am Herzen, zu wissen, warum die Stolze sich zu beugen beschloß. War es, um Armin den Bruder zurückzuführen, war sie treu oder verstellte sie sich?

«Du sahst Kuntari nie — glaubst du, du könntest ihn lieben?»

«Um der Liebe willen vermähle ich mich nicht, Segilunda.»

«Weil Armin für ihn warb, weil du denkst, Kuntari wäre ihm gleich?»

«Ich erfülle mein Lebensgesetz.»

Segilunda schwieg. Barunhilds Worte klangen klar, hart und doch voll Geheimnis, das anzutasten unmöglich schien.

«Kuntari ist seinem Bruder unähnlich, Barunhild. Wirst du ihn dennoch ertragen?»

Barunhild antwortete nicht. Sie bat, ihre Stimme klang zum ersten Mal weich und gütig: «Sprich mir von deinen Söhnen, Segilunda, von der Zeit ihrer Kindheit.»

Segilunda sah in die weißglänzende Scheibe des Vollmonds und deutete hinaus.

«Bei seinem Schein, aber zur Wintersonnenwende, in der Mutternacht, wurde Segrifrithurs geboren. Im Augenblick, als sein Vater auf der Höhe des Heiligtums das erste Leuchten begrüßte, kam er zur Welt — in jener Nacht, die nur alle achtzehn Jahre wiederkehrt. Er ist ein echter Mutternachts-Sohn. — Im Jahre darauf, aber zur Sommerzeit und bei strahlender Sonne gebar ich Kuntari. Darum gab ihm sein Vater den Namen, in dem die Sonne und die Sippe, die der Sonne gehorcht, widerklingt. Und er wurde licht wie sein segnendes Gestirn, aber auch stolz und herrisch wie die hochstehende Sonne. Wäre er als mein erstes Kind geboren, hätte er nie seines Namens und der Sippe vergessen. Aber weil er dienen muß, untertan seinem älteren Bruder, weil er nicht herrschen darf, wie sein Name befiehlt, wurde er eigenwillig. Glaube nicht, dass er untreu ist. Aber sich beugen kann er nur der größten, strahlendsten Macht der Erde, nicht dem Bruder, der selbst nur in kleinem Umkreise herrscht. Darum wählte er sich Rom, das festgegründete, stolze.»

«Kuntari liebst du mehr als Segifrithurs?»

«Ich zog ihn auf, unter meinen Augen erwuchs er. Segifrithurs wurde mir allzu frühe genommen, er ward mir fremd und blieb immer geheimnisvoll.»

«Ist er nicht ebenso licht wie Kuntari?»

Segilunda strich sich über die Stirn. «Scheine ich undankbar? Es ist schwer, Mutter zu sein, Barunhild. Ich bin an alte Gesetze gebunden, die keine Liebe und kein Hoffen bricht. Weil Segifrithurs ein Mutternachts-Sohn war, wurde er mir entrissen, — jetzt ist er mir nahe, aber ich sah sein Werden nicht. Kuntari blieb mir, ich zog ihn auf in vertrauender Liebe, aber weil er ein Sonnen-Sohn ist, strebt er fort. Ich bin gebunden, aber ich durfte nicht binden, ich bin nur der Boden, dem das Leben entsproß, — die Blüte darf ich nicht

halten. — Doch bin ich wohl undankbar: aus Segifrithurs wurde Armin. Sein Blühen entfaltete sich vor meinen Augen. Aber ihr Knospen erlebte ich nicht. Und Kuntaris Fernsein wirft Schatten auf alles Licht, das Armin mir brachte.»

«Doch wenn er zurückkehrt?»

Segilunda hob bittend, wie beschwörend die Arme. «Ruf ihn zurück, Barunhild! — Aber auch dann bleibt ein Schmerz — denn Armins Schicksal wird sich erfüllen. Für mich spannen die Nornen, zwei Söhne zu haben, zwei Söhne zu lieben und immer nur Einen mir nahe zu wissen. So wie Tag und Nacht sich fliehen, sind nie Beide bei mir vereint. — Rufe und halte du mir Kuntari! Dass er zurückkehrt, wenn Segifrithurs geht!»

«Wohin sollte er gehen, Segilunda?»

«Kennst du das Schicksal des Mutternacht-Sohnes nicht?»

Barunhild erhob sich. Sie stand dunkel und hoch vor dem hellen Viereck des Fensters, das Mondlicht umspielte ihr Gewand, ihre kupfern leuchtenden Haare. Sie erschien schreckhaft groß, stark und dennoch unkörperlich in dem weißen Schimmer, wie eine Traumgestalt — wie eine Rächlerin. Segilunda erschauerte. «Die Walküre kommt, um uns alle zu führen!» klang in ihrer Erinnerung Segifrithurs' Stimme. Sie fürchtete sich plötzlich. Wem vertraute sie ihren geheimen Schmerz, ihre Ahnung? Wer war Barunhild?

«Der Mutternacht-Sohn», sagte Barunhild mit verhaltener Stimme, «wird geboren, ein König und Führer zu sein. Er kommt zur Erde, sein Volk zu erlösen. Aber seine Heimat ist die Erde nicht. Ihn treibt ein von den Sternen in ihm entzündetes Feuer, er sieht den Himmel durch das Mondentor. Durch dieses Tor sank er zur Erde nieder, steht, Sohn der Sterne, wie ihr Licht auf ihr, entzündet das himmlische Feuer, um von ihm zu zeugen — und muß in ihm sterben. Drei Jahre wärt seine Zeit, dann ist sie vorüber. — Segifrithurs aber lebt noch, sein Feuer glüht immer weiter — wie deutest du das, wenn er ein Mutternacht-Sohn ist?»

«Sein Vater weissagte es. Dies ist die Wende der Zeiten. Es gilt ein neues Gesetz.»

«Und doch bist du hoffnungslos?»

«Ich war es nicht, Barunhild. Ich hoffte bis heute, ich sprach noch zu keinem Menschen wie zu dir. Du weckst Ahnung in mir, unerklärlich schwere Gedanken — als läge das Schicksal meiner Söhne in deiner Hand. Was bringst du, Barunhild?

«Riefst du mich nicht, Segilunda? Sprach nicht Armin in deinem Namen zu mir, rührte nicht deine Liebe um Kuntari, dein Wunsch, ihn zurückzuführen, an meinen Willen, griff in mein Leben ein, das voll Frieden war? Du wußtest nicht, wen du riefst, Segilunda. Warum fiel deine Wahl auf mich? Die Nornen rieten es dir — vielleicht im Traum, vielleicht durch Mund von Menschen. Nun magst du schaudern vor dem Kommenden, das du heraufbeschworst, Segilunda! Aber keine Furcht und kein Wollen wendet das Schicksal. Wir gehorchen ihm, unwissend oder in Klarheit. Und wie es mich leitet, werde ich gehen — dir zur Freude oder zum Leid — Wie die Nornen es spannen. Vertraue dem Schicksal, Segilunda — und mir!»

Kuntari lebte als Heerführer im Lager des Germanicus am Rhein, dem bewunderten Römer nahe, aber doch immer noch fern seinem eigentlichen Ziele, sein Freund und ausschließlicher Ratgeber zu sein. So viele Jahre hatte er vergeblich um Germanicus Liebe geworben — auch hier schien der Schatten seines Bruders über ihm zu liegen. Die immer erneuten Beweise seiner Treue zu Rom brachten ihm nur äußere Ehren ein, schmeichelnde, die ihm nicht genügten. Germanicus verwand Armins Treubruch nicht — durfte er Flavus vertrauen, wenn Armin ihn betrog? Aber er glaubte Flavus — mit geheimer Verachtung glaubte er ihm. Denn immer noch liebte er Armin, wie in ihren Jünglingsjahren, mit einer Bewunderung, die er in sich niederzwang. War Armin nicht Germane, wie er Römer war — stolz auf sein Volk, bereit, ihm sein Leben zu opfern? Und war es nicht selbstverständliche Pflicht des Flavus, dem Bruder zu folgen, allen Eiden als römischer Feldherr zum Trotz? Er verstand ihn nicht. Wem war Flavus treu, was band ihn an Rom? Aber Germanicus war klug genug, den Ergebenen nicht zu verletzen. Er zeichnete ihn aus, überschüttete ihn mit Ehren. Dass Flavus Rom in ihm verkörpert sah, ihm die Treue hielt und um ihn rang, spürte er nicht — oder wollte es nicht erkennen. Er suchte ihn abzuwehren durch äußere Gunstbezeugung, er entzog sich ihm so — und band ihn nur umso fester. Aber doch schien eines Tages Flavus die

vergebliche Werbung zu quälen: er bat um Urlaub, um nah Versippte, die ihn riefen, aufzusuchen. Germanicus entließ ihn ohne Bedenken. Mochte er sich Armin verbünden und nie wiederkehren — er hätte sich der endlichen Einsicht gefreut.

Aber es geschah anders. Nach Wochen, zur festgesetzten Zeit, stieß Flavus wieder zum römischen Heer, stolzer als jemals, mit neuen Plänen. Er sprach von Catumer, dem reichen Chattenfürst, der seinen Rat und seine Hilfe begehrte, von der Möglichkeit seiner Unterwerfung unter die Römer. Auch Barunhild erwähnte er und den Plan ihrer Vermählung. Endlich bat er um Freiheit — denn Barunhilds Hand böte ihm die Herrschaft des Vaters und der alte Catumer bedürfe des Sohnes. Germanicus löste ihn von dem Eid und verlangte kein Treuversprechen für spätere Unterwerfung. Er legte ihm zum Abschied die Hand auf die Schulter:

«Ich vertraue dir, Flavus. Nun wird deine Treue belohnt, besser, als ich es vermöchte. Bald wirst du herrschen.»

«Und euch zu mir rufen!

Germanicus lächelte. «Versprich nichts, Flavus. Die Chatten sind den Cheruskern benachbart.»

Flavus errötete vor Zorn. «Nie werde ich die Grenze überschreiten als zum Kampf! Und des zum Zeichen: ich bitte dich, ja, ich flehe dich an: wenn Gefahr droht von den Cheruskern, rufe mich, laß mich dich führen! Dann laß mich wieder Feldherr sein, Germanicus. Rufe mich, wann es auch sei — und wäre es morgen!»

Germanicus reichte ihm die Hand. «So sei es, Flavus, dann sollst du mich führen.»

* * *

Armin kämpfte mit erbitterter Zähigkeit. Einmal, in dämmernder Morgenfrühe, gelang es ihm, die Burg zu ersteigen. Er hatte die alte List angewendet, sich mit grünendem Busch zu umkleiden. Langsam, kaum merklich vorwärtsschleichend, tief gebückt kroch er die Steile der Felsen empor. Seine Freunde begannen an der Vorderseite einen wild herausfordernden Angriff, Tumult entstand, alle Wachen stürmten zu der gefährdeten Matter. Schon glaubte

er sich am Ziel — vor ihm lag die Burg, Gebrüll von Tieren verriet ihm, dass er die rechte Seite gesucht und gefunden, von der leichteres Eindringen möglich war: durch die Ställe. Aber Segest war wachsamer als seine irreführten Soldaten, er umschlich die Mauer, argwöhnisch spähend, ob nicht der Angriff einer List entsprang, er sah den grünen Busch, der sich langsam näherte, wartete und schwieg. Wer wagte so tollkühnen Angriff, wenn nicht Armin? So konnte er sich endlich an ihm rächen. Das Schwert in der Hand, hinter einem Mauervorsprung versteckt, stand er, bereit, den Verhalten zu töten

Ein furchtbarer Schrei überklang das Gewirr des Kampfes an der Vorderseite der Burg, die Mannen erkannten die Stimme: es war Segest, er schrie in höchster Gefahr. Sie sahen ihn auf dem Boden liegen, über ihm Strauchwerk — sein Gebrüll erstickte, hatte ein Baum ihn erschlagen? Aber in Segests Burg grünte doch kein Baum!

Die Herzueilenden sahen Schwerter neben ihm, ihren Herrn gewürgt und selber in den Hals eines Mannes verkrampft, der erbittert wortlos über ihm kniete. Die Zweige, die ihn umwanden, peitschten die Luft, seine Wut schien so maßlos, dass er der Feinde nicht achtete. Das Geschrei der Männer ließ ihn sich wenden und mit übermenschlicher Kraft auf die Eindringenden schlagen — wer ihn nicht kannte, fühlte es an der Wucht seiner Wehr: es war Armin, der Segest erwürgte. Das Toben der Männer, das Klirren ihrer Waffen brauste stärker, überall waren sie, umringten den Einzelnen. Er lachte höhnisch: «Nehmt mich gefangen!» hielt ihnen die Hände hin: «So fesselt mich doch!»

Sie standen im Kreise um ihn, plötzlich ernüchert. Keiner wagte ihn zu berühren — es schien wie ein Wunder: Armin in der Burg, wehrlos, der Nie-Besiegte ihnen preisgegeben? Vielleicht hätte er mit tollkühnem Anlauf die Kette der Männer durchbrechen und das Freie gewinnen können, aber er wollte es nicht. Er war gefangen, er wußte es, aber er empfand es wie einen Triumph. Es wagte Keiner, Hand an ihn zu legen, immer noch glaubte man ihn unverwundbar. Und er war es auch. Wie früher schützte ihn Tyrs flammendes Schwert. Besaß er auch noch die alte Macht der Rede, die Gewalt über Menschen? Wie, wenn er ihnen sprach, würden die Feinde ihm gehorchen?

Aber ehe er Worte fand, erhob sich röchelnd und abgerissen, jedoch befehlend scharf wie gewohnt die Stimme Segests:

«Legt ihn in Ketten, ihr Hunde!»

Der Totgeglaubte richtete sich taumelnd auf, schien wieder zusammenzusinken, raffte sich hoch, stützte sich auf die Schultern herzueilender Knechte und wiederholte seinen Befehl. Sie gehorchten. Armin lachte, sah auf Segest, fragte: «Bringst du mich in den gleichen Kerker wie Thursinghilda?» und wurde von rohen Fäusten in den dunklen Wachturm gestoßen.

Das Tor schloß sich hinter ihm, er stand still, lauschte auf die sich entfernenden Schritte. Geschrei, Waffengeklirr drang gedämpft zu ihm ein — er wußte: seine Mannen hatten die Burg erstiegen. Aber er wußte zugleich: da Segest noch lebte, war aller erworbener Vorteil umsonst. Seine Freunde würden seine Befreiung erzwingen — Thursinghilda zurückzugewinnen gelang ihnen nicht.

Nach erbittertem Kampf vermochte ein junger Manne die Tür des Turmes einzuschlagen und Armin zu befreien, doch die Räume der Burg, in denen Thursinghilda lebte, wurden verzweifelt verteidigt. Armin sah sich um, erkannte die Gefahr der Übermacht, befahl den Rückzug. Unter dem Hagel von Pfeilen und geschleuderten Steinen kehrten sie sieglos in ihr Lager zurück. Armin gab den Kampf nicht auf: er versuchte, sie auszuhungern. Wachsam, zäh ausdauernd, belagerte er monatelang die Burg.

Aber Segest gelang es doch, in letzter Stunde Boten durch die Kette der Feinde zu senden. Er bat um die Hilfe des Germanicus. Und so rief er das Schicksal hinein in das Land, rief die Römer zurück, die Armin ferngehalten, rief sein eigenes Schicksal herauf und das seiner Kinder.

Germanicus fühlte die Schwere des Kommenden, ahnte das Unheil. Aber er war Römer und Armin blieb der Feind, mußte es sein — er durfte dem Ruf des Segest nicht widerfahren. Und wenn er ihn zwang, dieses Schicksal auf sich zu nehmen, sollte es mit aller Kraft und dem Willen zum Siege geschehen. So rief er Flavius, bat ihn, ihm Führer zu sein, und rüstete zum Vergeltungskrieg gegen den Vernichter des Varus.

Flavus gehorchte — wiewohl zum ersten Male mit widerstrebendem Herzen. Denn die wenigen Wochen in Barunhilds Nähe genügten, ihn zu verwandeln. Er liebte sie — wie er Germanicus liebte, als ein unerreichbar Fernes. Ihre kühle Strenge, ihre Unnahbarkeit verzehrte ihn. Sein Stolz bäumte sich auf, seine Bewunderung beschämte ihn und zwang ihn doch nieder. Er, der um Barunhilds willen den Ehren des römischen Dienstes entsagte, hatte geglaubt, sie durch dieses Opfer ohne Kampf zu gewinnen. Er sah sich getäuscht, von ihr um jener jahrelang genossenen Ehren willen verachtet. Er begann selbst an der Würde seines einstigen Lebens zu zweifeln — und es schien einziger Ausweg, es gänzlich zu wandeln, wollte er Herr des Landes und Herr der Barunhild sein. Halb von ihr bezwungen, halb aus Klugheit handelnd, war er schon bereit, ihrer Führung zu folgen, als Germanicus' Botschaft ihn traf. Aber die Ketten der alten Gewohnheit und Freundschaft zogen ihn stärker — der brennende Wunsch, sich an dem Bruder zu rächen und dem verehrten Römer Dienste zu tun, die kein anderer ihm bot, loderte wilder auf als zuvor und erstickten sein neues Gefühl.

Barunhild stand vor ihm, das Täfelchen des Germanicus in den Händen, auf dem in weiches Wachs geritzt die Botschaft geschrieben war. Sie warf es zur Erde, zerstampfte es mit dem Fuß.

Wie ich diese Tafel zertrete, der du gehorchst, statt meine Bitten zu achten, zertrete ich unsere Verbindung, Kuntari. Du hast gewählt also geh!»

«Ich gab ein Versprechen, Barunhild. Willst du, dass ich es breche?»

«Ein Gelöbnis den Römern ist Verrat am eigenen Volk. — Was versprachst du Germanicus?»

«Ihn zu führen, wenn Armin ihn bedrohte.»

Er sah sie an, seine Augen blitzten. So wenig sie ihm von ihren eigenen Gedanken und Gefühlen verriet, ahnte er doch, wie ungeheuerlich diese Enthüllung sie traf. Er lachte frech es galt die Probe. Sie war sein Weib, sie hatte sich ihm zu beugen.

«Zum Brudermord willst du dich dem Feinde verbünden?»

«Ich bleibe dem Eide treu, den ich Rom geschworen. Der Eidbrüchige ist nicht mein Bruder!»

«Armin brach den Römern den Schwur, weil er sich der Heimat verlobte, lange, ehe er Rom betrat. Er schlug den Feind mit seinen eigenen Waffen, — wie viele Eide brach Rom, um den Sieg zu behalten! Du wurdest untreu, Kuntari, nicht dein Bruder. Bist du blind, dass du es noch immer nicht siehst?»

«Bist du vernarrt in Armin und blind vor Liebe, Barunhild? Dann beweise ich dir, wie man Frauen straft — hier und in Rom, denn überall gilt das gleiche Gesetz!»

Er hob den Arm, sinnlos vor Wut. Aber sie stand, zum Sprunge gespannt, wehrte den Schlag, stürzte sich auf ihn. Wie einen Knaben schleuderte sie ihn von sich, drängte ihn an die Mauer. Ihre Wangen und Augen flammten, ihr rotes Haar schien zu sprühen.

«Wage nicht mehr, mich je zu berühren, Kuntari!»

Ihm fielen die Arme schlaff herunter. «Du bist blind — so tappe dich weiter im Dunkel. Dort bleibe allein. Denn ich bin sehend.»

* * *

Kuntari führte die Römer. Wie vor Jahren wälzte sich der endlose Heerwurm durchs Land, durchquerte die Lippe, zog im Bogen um das Heiligtum. Kuntari ahnte nicht, wie nahe er den Feind dem ersehnten Ziele brachte — und hätte er es gewußt, so wäre er treulos genug gewesen, es ihm zu verraten. Die Götter der heiligen Haine waren ihm wesenlose Fremde geworden und die geheimen Gelüste der Römer hatte er nie gekannt. Ihn trieb nur der Wunsch zu endlichem Sieg über den Bruder vorwärts, auf dem kürzesten Weg, der keinen Aufenthalt kannte. Seine seelische Blindheit wurde die Rettung der Heimat. Wie dem Ross, dem der wissende Reiter die Augen richtet, dass er nur vorwärtsstürmt und keinen Nebenweg sieht, waren ihm die inneren Augen in eine Richtung gewendet und er trotz scheinbarer Freiheit geführt. Der unsichtbare Wall der menschlichen Irmensäulen schützte den heiligen Hain, bewahrte den Sieg des Armin.

Und ehe der Vortrupp der Römer die Belagerer des Segest im Rücken anzugreifen heranritt, erreichte Armin die erschreckende Botschaft. Ein Knabe brachte sie ihm — sein Gesicht erschien ihm vertraut. Trotz der gebotenen Eile und aller Bestürzung fragte er ihn, wem er die Warnung verdanke, wes Bote er sei.

Der Knabe lächelte.

«Barunhild ist meine Herrin. Aber mein Herr, Kuntari, ist der Führer der Römer. Behaltet mich, läßt sie euch bitten. Er erschläge mich, wenn er mich fände!»

Armin umarmte den Jüngling. Über ihn gebeugt, schüttelte ihn ein aufsteigendes Schluchzen. Er verstand den geheimen Sinn dieser Botschaft. «Der, dem ich gehören muß, ist der Feind.» Wußte er nicht, als er um Barunhild für Kuntari warb, dass er sie jetzt erst verriet? Glaubte er wirklich, der Bruder würde sich wandeln? Ja — er hatte dem Schicksal vertraut, gehofft, es zu zwingen. Nun strafte es ihn. Und half ihm zugleich. Denn bedeutete Barunhilds Warnung nicht Aufruf und Hilfe? Sie war ihm nah, sie sandte ihm diesen Knaben. Er streichelte liebkosend sein helles Haar.

«Wie heißt du?»

«Barunod.»

«Bist du der Herrin verwandt?»

«Sie zog mich auf, ich habe nicht Vater noch Mutter.»

«Und gab dir den Namen?»

«Ja — und lehrte mich, ihm zu folgen.

«So kennst du die Runen und singst sie, Barunod?»

I«ch singe — ja, — und dir will ich singen, Armin!»

Armin beugte sich nieder und küßte ihn auf den Mund.

«Kuntari ist mein Bruder — weißt du es, Barunod? Bis heute glaubte ich an seine Rückkehr. Nun kommst du zu mir, da ich ihn für immer verliere. Sei du mein Bruder, Barunod!»

Kuntari fand die Burg des Segest von dem Heer des Armin befreit, — auf geheimen Wegen, vom Dunkel der Nächte und

des dichten Waldes behütet, hatten die Belagerer unbehelligt den Kampfplatz verlassen. Kuntari sah sich um seine Beute, betrogen — wer hatte Armin sein Kommen verraten? Er schäumte vor Wut. Den einige Tage später eintreffenden Germanicus überfielen schwerere Sorgen als die vereitelte Rache. Der alte Kriegsplan des Armin, der Varus vernichtete, bedrohte nun ihn: nie hatte er sich dem Römer in offener Feldschlacht entgegengeworfen — aus dem Walddickicht brechend, auf den Höhen der Berge versteckt, zermürbte er langsam die Feinde. Er lockte sie durch Schluchten und unwegsames Gelände, zerbrach ihre geordneten Reihen, zermalmte sie durch niederstürzende Bäume. Die Natur diente ihm — selbst Regen und Wind schienen ihm zu gehorchen. Immer versteckt, wie von den Geistern des Waldes behütet, quälte und marterte er die ihm Preisgegebenen. Seine Mannen, fast nackt, nur mit leichten Schilden und Speeren bewehrt, schienen behende und jung wie spielende Knaben. Die schwergerüsteten Römer keuchten in ihren Panzern, froren des Nachts' in den Nebeln der Sümpfe. Immer schien, in allen Kämpfen, bei Tage und Nacht ein Lachen über ihnen zu schweben, nicht herausfordernd höhnisch, sondern kindlich siegesgewiß.

Aber in all diesen Ärgernissen blieb Germanicus eine Genugtuung: Segest, selber enttäuscht von dem Abzug Armins, suchte den Verhalten mit schwerster Schmach zu verwunden: er lieferte Thursinghilda Germanicus aus.

Was war durch Armin aus dem gehorsamen Mädchen geworden? Segest schüchterte sie nicht ein, keine Drohung, kein Bitten zwang sie nieder. Sie schwieg — seit Segest sie geraubt, hatte sie kein einziges Wort zu ihm gesprochen. Sie schien zu hoffen und voller Vertrauen zu warten. Sie weigerte nicht Speise und Trank, wie andere Frauen in ihrer Lage. Wenn der Vater sie zwang, seinem Blick zu begegnen, sah sie ihn klar und unerschrocken an. Weder Trotz noch Verachtung verriet sich in ihren Mienen, keine Empörung und keine schmerzliche Klage. So oft er sie mit groben oder scharfen Worten schalt, sah sie still vor sich nieder in ihren Schoß, beherrscht und ein wenig versonnen. So, als erreiche seine Stimme ihr Bewußtsein nicht, so, als lausche sie auf ferne, unbekannte Stimmen, die sie umgaben wie Schutz und wie hütende Kraft.

Endlich erkannte Segest, wem sie lauschte. Sie trug ein Kind. Sie trug es — aber es schien sie zu tragen. Wie eine undurchdringliche Wolke voll zartester, unzerstörbarer Kraft umgab es sie, hüllte sie ein und hob sie hinweg über die Qual ihres Schicksals. Und auch Segests bitterste Strafe zerbrach diese Hülle der tragenden Ur-Kraft nicht. Wie eine Schlafwandelnde, still, die Hände über dem gesegneten Leibe verkreuzt, ging sie aufrecht in das Lager des Germanicus.

Nun begleitete das Lachen der Germanen nicht mehr den Zug der Römer. Zuerst schienen sie wie verschollen, wie in ihre Schlupfwinkel zurückgekehrt. Aber in den Siedelungen, die der Feind durchquerte, waren nur Frauen und Kinder zu sehen — als wären selbst die gebrechlichsten Greise und jüngsten Knaben im Kriege. Unbehelligt gelangte Germanicus durch das Land, bis an den Platz, den Flavus aus Beschreibungen zu finden versprochen hatte: das letzte Feldlager des Varus. Bald bedurften sie der kundigen Führung des Flavus nicht mehr, denn die Gerippe der Gefallenen wiesen ihnen schaurig den Weg.

Am Hang eines Berges lichtete sich der Wald — dort lagen, gehäuft und einzeln, in Gruben, über großen Steinen die vom Wetter gebleichten Gebeine. Wie viel Grauen die Soldaten auch schon durchlitten hatten, weckte doch dieser Anblick in dem Rohesten Entsetzen und Mitleid. Wie unzählbar Viele waren hier erschlagen und auf ungeweihtem, feindlichem Boden vergangen! Am furchtbarsten ergriff sie der Anblick Jener, die anscheinend als Verbrecher von den Siegern gerichtet wurden: sie standen aufrecht in mannshohen Gruben, so dicht gestellt, dass die fleischlosen Knochen einander noch stützten. Die Eingegrabenen waren durch quergelegte Äste an jeder Bewegung gehindert. Ein qualvoller Tod, angesichts des Himmels, der ihren Augen Licht und den Lungen Luft zum Atmen schenkte, der die Martern dieses Sterbens ver Hundertfachte! Die Bäume im Umkreis trugen angenagelte Schädel und gekreuzte Gebeine, auf zum Tisch geschichteten Steinen lagen die geopfert Toten.

Germanicus verhüllte die Augen. Er weinte. Keiner der Männer schämte sich seiner Tränen.

Dann legten sie die gefallenen Kameraden nebeneinander, türmten den Totenhügel, nahmen den Bäumen ihren entsetzlichen Schmuck, warfen Erde über die Erschlagenen. Die Begräbnisstätte glich einem künstlichen Berge — und wie Viele mochten noch immer unbestattet in den Wäldern vermodern! Priester weihten die Toten, die Adlerstandarten neigten sich sie zu grüssen — dann zogen sie weiter, neu entflammte Rachegier im Herzen.

Aber noch blieb es ruhig um sie her — schreckhaft ruhig. Wo blieben die Barbaren? Rüsteten sie heimlich neue Schlacht, wichen sie zurück, ergriffen die Flucht vor Germanicus' acht Legionen?

Ausgesandte Boten berichteten von Armin. Einige behaupteten ihn gesehen zu haben. Er ritt allein, nur von einem Knaben begleitet, auf einem grauen Ross, das allen Verfolgern entkam. Wie ein Wind, wie ein Spuk schien er zu fliegen. Niemand konnte ihn mit Gewißheit erkennen, doch glaubte man nur ihm diese sausende Schnelligkeit zuschreiben zu können. Überall schien er zu sein, niemals zu rasten, denn aus den entferntesten Orten kam die gleiche Kunde von seinem Erscheinen. Was plante Armin?

Die Nachricht von Thursinghildas Gefangennahme erreichte ihn noch am gleichen Tage. Monatelang war er ohne ein Zeichen ihres Ergehens gewesen, — litt sie, hoffte sie? Quälte Segest die Wehrlose — ja, lebte sie noch? Doch, dass sie lebte und seiner gedachte, sagte ihm sein inneres Gefühl. Auch sah er sie zuweilen, ungebeugt, fast lächelnd, aber fern, als wäre sie, wiewohl lebend, der Erde entrückt. Nun begriff er die Wahrheit seines Gesichtes. Sie trug sein Kind, sie hoffte, weil sie es trug, es enthob sie dem Erleben des Tages. Sie dachte grüssend an ihn als den Vater des Kindes, doch so lang sie es trug, blieb er ihr fern. Sehnsuchtslos, von dem Werden des Kindes geheiligt war ihre Liebe zu ihm.

Das Kind war ihr Schutz, ihre Hoffnung — wie aber, wenn sie es gebar? Wenn es im fremden Volk, als Gefangener zum Leben kam, wenn Thursinghilda aus ihrer Entrückung erwachte? Warum lieferte Segest sie aus? Sprach doch das Schicksal selbst, das sie sichtbar an ihn band!

Als er heimgekehrt war nach der Begegnung mit Barunhild, erschüttert von seiner Schuld, geschlagen durch den Raub Thursinghildas, war er kleinmütig und hoffnungslos gewesen.

Nun durchflammte ihn neu seine Liebe, nun trieb sie ihn vorwärts. Schutzwille, Siegwille umbrauste ihn. Das Kind war sein, um das Kind mußte er kämpfen.

Und so ritt er, Barunod als einzigen Freund neben sich. Seine Mannen blieben im Walde versteckt, mit strengem Befehl, ihn nicht zu verlassen. Er ritt von Hof zu Hof, zu jeder Burg, die er kannte. Bis über die Weser, bis an den Rhein flog er, sich Gefolgschaft zu werben. Und wo er erschien und von Thursinghildas Schicksal erzählte, blitzten die Augen der Männer im Zorn, stachelten die Frauen ihrer Gatten und Söhne Empörung. Wen die jahrelange Ruhe im Lande in Sicherheit wiegte, wer der einstigen Leiden und der gemeinsamen Abwehr vergaß — wer Armin den Ruhm geneidet und seiner Führung sich entzog, kehrte wieder zurück und gelobte ihm beizustehen. Sie unterwarfen sich ihm, wieder wie einst, von seiner Rede, seinem Wesen bezwungen. Thursinghilda war ihm Symbol, sie wurde es durch ihn für alle, die ihm folgten. Nicht um sein Weib zu rächen erhoben sie sich, rief er sie zum Kampf. Sie war Urdhs Tochter, war die Priesterin — war die Heimat selbst, die die Römer entehrten.

* * *

Aber ehe Armin zu seinen Mannen zurückkehrte und sich mit ihnen an die Spitze der zu ihm stoßenden Verbündeten stellte, ehe er von Segilunda Abschied nahm, ging er zu Orvo in das Felsen-Heiligtum.

Der vom Leben Abgeschlossene, den keine äußere Kunde erreichte, empfing ihn ernst, fast besorgt. Er wußte um die drohende Gefahr, er las sie aus den Sternen. Schweigend hörte er Armins Berichte an, nur seine Augen spiegelten sein Mitempfinden wider. Er gab weder Trost noch Bestätigung. Er legte seine Hände auf Armins sich neigendes Haupt, schloß ihn in seine Arme und deutete, ihn umschlungen haltend, in die Tiefe. «Dort unten sollst du die letzte, die heiligste Weihe erfahren, du bist ihrer würdig und bedürftig, Armin. — Entsinnst du dich der Runen, die ich euch warf? Eure Not hat begonnen. Sie wird nicht enden — nicht so, wie du es ersehnt. Deiner wartet jetzt Tyr — du weißt, was es bedeutet: das Opfer. Dazu weihe ich dich, Segifrihurs!»

Vor dem äußeren Absturz des Feuersteins führten schmale Stufen zu einem niedrigen Felsen, der nach Norden gerichtet war. Das Wasser umrauschte seinen Grund, nur über die steinerne Treppe, deren Zugang durch Blöcke verschlossen blieb, gelangte man in die Tiefe. Armin kannte ihn nicht: er barg die Stätte der letzten Einweihung, die nur Jener betrat, der sie erfahren durfte.

Orvo öffnete den Spalt des Eingangs, stieg langsam vor Armin die Stufen hinunter. Dieser unscheinbarste, niedrigste Felsen erschien vom Turm— oder Feuerstein nur wie ein gewölbter Block, den eingeritzte Runen schmückten. Aber zum Wasser hin war er geöffnet: in Form der Ur-Rune, dem Todes-, dem Mutter-Haus, bog sich eine in den Felsen geschlagene Wölbung, in deren Grund ein Grab gemeißelt war. Die Stufen, die zu ihm führten, wurden vom Wasser umbrandet — wie das Grab-Haus der Mutter im Urwasser lag. Und wie das Ur als Todeshaus lag es nach Norden gerichtet — zu den Göttern, fern von Sonne und Licht. Wer es betrat, durchschritt die Pforte des Todes, wurde Genosse der Götter, bedurfte des irdischen Lichtes nicht mehr.

Es schauerte Armin. Er hörte Orvos Schritte sich langsam entfernen, der Eingangsstein schloß sich knirschend, dann drang kein Laut menschlichen Lebens mehr in seine Einsamkeit. Das Wasser umspülte kühl seine Füße, er stieg die Stufen zum Grabe empor und legte sich nieder. Sein Schauer verging. Wie geborgen in der Höhlung des Steins, wie im Urschoß der Erde, nur vom Rauschen des Wassers umsungen, fern allen Wünschen und Leiden des Lebens fühlte er sich. Er schloß die Augen, doch schlief er nicht. Klar, wach, ganz in sich gestillt überließ er sich dem Erleben.

Das Rauschen des Wassers klang wie der Gesang unzähliger Stimmen, der Fels schien zu schweben, so tragend wurde die Luft. Es kreiste um ihn, er selber wurde zur Kugel, er flog, von allen Fesseln befreit. Das Wasser brauste nicht mehr Harmonien erklangen, er durchflog nicht die Luft — die Musik war es, die ihn trug, immer ferneren Welten entgegen. Dann verging die Glückseligkeit des Schwebens, die Harmonien wandelten sich zu Schreien und qualerfüllten Stimmen, furchtbare Wesen umschwirrten ihn. Sie trugen verzerrte Gesichter bekannter Menschen, sie sahen aus traurigen, anklagenden, zornigen Augen auf ihn. Sie reckten die Arme,

suchten ihn zu umschlingen. Er verstand: die Taten, die er getan, Menschen, die er getötet, an die Schuld ihn band, wollten sich rächen. Ihn schüttelte Grauen: so viel Schuld lag auf ihm, so viel Qual hatte er bereitet! Aber wußte er es, als er die Taten beging? War nicht Tyrs Schwert, Walvaters Ruf über ihm gewesen?

Da ließen sie von ihm ab, ein Schrei, grauenvoll, wie aus einem Munde, gellte auf, tönte leiser, erstarb. Die Gestalten versanken ins Wesenlose. — Aber nun umringten ihn Dämonen, riesengroße, entfesselte Geister stierten blicklos oder mit saugend gierigen Augen auf ihn, und sein Grauen wuchs. Seine Gedanken, seine Gefühle suchten ihn niederzuziehen. In dieser erdfernen Welt waren sie furchtbare Wesen, Ankläger, grausige Rächer. Wie Unzählige erschuf er sich! Wie konnte er ihnen entfliehen

Aber fern, durch die schemenhaften Gestalten schimmernd, leuchtete ein mattes, blaues Licht. Tröstlich, wie aus vergangenen Zeiten bekannt, heimatlich glomm es, langsam sich erhellend. Ihm strebte er zu, es brachte die Rettung. «Mutter!» dachte er. Wie kam ihm dieser Gedanke? Nie hatte er ihn so rein, so voller Hingegebenheit erlebt. Da versanken die Dämonen, das blaue Leuchten umhüllte ihn ganz, es war wie ein Tor, das sich friedevoll erschloß.

Und immer noch klang es, in ihm und um ihn tönend: «Mutter, Mutter, — Weib!» Aber diese Mutter war nicht Segilunda — sie mochte ein Spiegel, ein Abbild sein. Die Ur-Mutter, die, spendende, immerdar Leben Schenkende, das hüllende Tor, das aufnehmend überströmt, die durchsichtige Schale, die unablässig bereite: der Mond nahm ihn auf. Urdh, die Mutter Erde, die gestaltend Formende, schien ihr Abbild wie Segilunda. Hier wogte quellend, wandelbar das Ungestaltete, niedersinkend und steigend. In diesem Tor, das die Welten scheidet, verweilen, sich begegnend, grüssend im Auf und Nieder die Seelen — einzelne Tropfen, heilig gerundet, schwingende, tönende Tropfen im Strome des ewigen Werdens. Dieser Strom zog ihn aufwärts, leuchtenden Welten entgegen.

Und er flog und durchschwebte die Bahnen der Sterne, er fühlte ihre heilende, bewegende, wärmende Kraft. Sie bildeten ihn, zerbrachen ihn, fügten ihn wieder zusammen. Sie durchglühten ihn und er verglühte in ihnen. Und er fand

sich wieder — ein winziges Fünkchen, ein schwaches Licht in dem stetigen Strahlen der Sterne. Mit dem Licht, das er selber war, schaute er in den unendlichen Raum.

Und er las — denn die fernen Sonnen bildeten Runen, eine weltengroße, leuchtende Schrift. Sie überwältigte ihn, ihr Sinn schien dem menschlichen Begreifen zu rätselhaft und erhaben, er suchte die Deutung und verging.

In rasendem Flug durchzog er die Welten der Sterne. wie er gekommen, niedersinkend in brausende Nacht. Einmal nur glühte ein Feuer, ein sich drehendes Rad, in dessen Kreisen er schwang. Dann umfing ihn die blaue Stille des Mondes, er wurde schwer und sank in die Tiefe hinab. Und hier, in der Tiefe, sah er sein kommendes Schicksal. Er vergaß es — wie ein Schattenbild zog es vorüber.

Ein Ruf weckte ihn auf, Orvos Stimme: «Armin!»

Er erhob sich. Das Vergangene zog an seinem inneren Auge vorüber. Er fühlte: dieses Erdenschicksal, dem er entgegenging, war wesenlos wie ein Schattengebilde. Schmerz mochte es sein — das Opfer, zu dem Orvo ihn weihte. nicht abzuwendende Notwendigkeit — und doch war es nur wie vorüberhuschendes Dunkel. Die Runen, die er im Weitenraume erschaut, überstrahlten von nun an sein Leben. Sie riefen ihn: sie waren sein Schicksal. Wer sie geschaut, war berufen, von ihnen auf Erden zu zeugen. Aber nur, wer sie zu lesen und deuten verstand, war Herr — des Erdengeschicks. Er vermochte es nicht. Ihn mußte das Schicksal zerbrechen, umschmieden und läutern, ehe er dieser Runen Sprache verstand. Das war sein Ziel — fern, am Ende der Zeiten. Viele Geburten und Tode mußte er erleiden, dann erst fand er die Lösung. Aber Einer mußte sein, der die Runen kannte, der sie las wie vertraute Schrift, — weil er, fern den Gesetzen der Erde und ihrer nahen Gestirne, in dem unendlichen Raum beheimatet war: der Starke von oben, der zur Erde kam. Von ihm sprachen die Lieder und Worte der Weisen, sie erwarteten ihn — und zum ersten Mal verstand Armin diese Hoffnung. Denn bis zum Sternkreis ragten erhaben und heilig die Götter, denen er diente, und bis er die Himmelsrunen sah, vertraute er ihrer Kraft. Aber diese Runen zu deuten, ihre Deutung die Menschen zu lehren, lag jenseits der Macht, die ihnen verliehen war. Auch sie waren endlich auch sie fanden ihre

Begrenzung. Nur der Erwartete war grenzenlos. Sein war er nun, seine Runen durchglühten sein Wesen. Von ihm, von dem Unerkannten, wollte er zeugen.

Er schritt durch das Wasser, erstieg die Stufen und sah Orvo über sich stehen. Auf dem Felsen, über der Höhlung, in der er gelegen, stand sein Führer und Freund, still, die Arme verkreuzt, in tiefer Versenkung. So begleitete er seines Schülers Flug durch die Welten, rief ihn bei Namen, führte ihn zu der letzten Erkenntnis. Nun wandte er sich und umarmte Armin. Es bedurfte keiner Worte zwischen den Beiden. Sie nahmen Abschied — sie fühlten, Abschied fürs Leben. Aber was galt ihnen der Tod?

Langsam klomm Orvo die Stufen zum Feuerfelsen hinauf, in seine Einsamkeit. Armin wandte sich, den Freund noch einmal zu grüssen. Dort stand Orvo, hoch oben, in seinem weißen Gewand von der Sonne umleuchtet, wandte das Haupt, breitete segnend die Arme. Und dies blieb das letzte Bild, das seine Erinnerung in dankbarer Liebe bewahrte: der sich beugende Greis, der ihn segnete zum Tod.

7. KAPITEL

DAS OPFER.

Der Krieg begann. Zuerst mit dem Geplänkel der Wochen zuvor, die langsam schwerer und ernster wurden. Endlich geriet die römische Reiterei durch wilde Überfälle in so starke Verwirrung, dass Germanicus den Rückzug über den nächsten Fluß befahl. Nur eine Hälfte des Heeres ließ er unter Führung des alten und erprobten Legaten Caecina zurück in der Hoffnung, Armin möchte, — da der Herbst begann, — keine offene Feldschlacht mehr wagen. Auf diesen Entschluß, die übermächtige Masse des römischen Heeres zu teilen, wartete Armin voll Ungeduld.

Über sumpfiges Gelände waren kunstvoll Baumstämme, gleich rettenden Brücken, geschichtet: diesen Weg wählte Caecina zur Überquerung des gefährvollen Gebietes. Und hier erreichte ihn gleiches Geschick wie Varus. Wie die Teufel schienen die Germanen aus den Sümpfen zu steigen, als bewahre sie der niederziehend schwankende Boden, der die Römer verschlang. Ihr Siegesgeschrei gellte grausig in den Ohren der Unterliegenden. Alle Wehr war vergebens, nur rasende Flucht brachte noch Rettung. Endlich, zu Tode erschöpft, erreichten sie trockenes Gelände, verschanzten sich auf gebirgigem Vorsprung — in beklemmender Ahnung befangen, dieses Lager möchte ihr letztes sein. Die ganze Nacht hallte das trunkene Singen der Sieger zu ihnen hinüber.

Am Morgen berief Armin die Führer zum Rat, — nicht nur die verbündeten Fürsten, auch nach der alten Sitte bewährte Mannen, die den Willen des Heeres vertraten. Denn, wenn er auch einstimmig bei Beginn des Feldzugs zum Herzog ernannt ward, dem die eigentliche Führung oblag, so galt doch sein Wille nicht allein.

Und dieses nie zu erstickende Freiheitsstreben der ihm Untergebenen, die kraft der alten Bräuche seine Wünsche

durchkreuzten, brachte das Unheil. Ingwiomir, der Oheim, stellte sich ihm entgegen. Wie hatte Armin des lange Widerstrebenden endliche Gefolgschaft begrüßt! Nun erwies sich des Alten unbeugsamer Eigenwille aufs Neue — und es schmerzte ihn bitter, das eben der Oheim seine Pläne mißachtete. Aber Ingwiomir, der auf das Alte Bedachte, der immer noch die hergebrachte Gepflogenheit hielt, schürte der Fürsten und Mannen selbstsüchtig fordernde Wünsche, — und nicht die Klugheit siegte, sondern die Gier. Wie es in den Kämpfen der Stämme untereinander seit alters üblich gewesen, wollten sie beutelustig das Lager der Römer erstürmen. Nach dem Siege des Vortags, nach der nächtlichen Feier, glaubten sie brünstig, die Früchte der blutigen Arbeit ernten zu können. Der Meth verwirrte die Köpfe, die Habsucht schuf neue Trunkenheit, und Ingwiomir, der auf die Bräuche der Vorzeit pochte, entflammte sie zu verzehrender Glut. Aber die Römer waren nüchtern geblieben. Ihre Furcht war erneuter Bereitschaft gewichen, sie waren gewappnet. Der Sturm der Barbaren wurde vom befestigten Lager aus siegreich zurückgeworfen. Ingwiomir büßte seinen Ungehorsam fast mit dem Leben. Schwerverwundet trug man ihn aus der Schlacht. Aber was half Armin die Selbstanklage des Oheims? Der zu früh gefeierte Sieg ließ ihn unterliegen.

Der eintretende Winter unterbrach die Feindseligkeiten. Aber mit beginnendem Frühling zog Germanicus erneut in das Land. Dieses Mal stellte Armin sich offen dem Feinde. Doch vor der Schlacht beehrte er Flavius zu sprechen.

Zwischen den Brüdern rauschte ein Fluß — in Armin erwachte die Erinnerung an Barunhild. Wie, wenn er, ihrer gedenkend, sie als Walküre über sich wissend, den Bruder endlich zu sich rief? Konnte es Zufall sein, dass Kuntari ihm jenseits eines reißenden Flusses gegenüberstand? War es nicht Bild, Wahrzeichen — trug es nicht Hoffnung? Und wie um dieses Bildes Kraft wirkend zu bannen, rief er als erstes Wort ihm ihren Namen entgegen.

«Heil dir, Kuntari, dass du Barunhild gewannst! Wo ist sie?»

Kuntari sah vor sich nieder. Er antwortete nicht. Aufblickend, befangen, fast scheu wie ein Knabe, fragte er dagegen:

«Wie erging es der Mutter? Lebt sie noch?»

«Sie ist rüstig wie früher. Sie sehnt sich nach dir, Kuntari. Wann kommst du, Bruder?»

Wieder sah Kuntari zu Boden. Armin sprach weiter: «Sie hoffte, Barunhild würde dich zu ihr führen. Sie liebt Barunhild. Warum antwortest du nicht? Wo ist sie? Warum brachtest du deine Gemahlin nicht der Mutter zu?»

Kuntari hob den Kopf. Trotz blitzte in seinen Augen. «Glaubst du, ich fügte mich eines Weibes Wunsch? Sie ist daheim, bei ihrem Vater. Dort mag sie bleiben.»

«Du gingst im Zorn? — Du hast sie verlassen?»

«Was fragst du nach ihr — was bedeutet sie dir?»

«Antworte mir: ihr seid in Unfrieden geschieden?»

«Wenn du es wissen willst: ja. Sie ist ungehorsam. Ich kann oder will diesen Ungehorsam nicht beugen.»

«Und gibst Weib und Herrschaft auf — um den Römern zu folgen?»

«Wenn der Feldzug beendet ist, erzwinge ich mir mein Recht. Ich bin der Herr der Barunhild.»

«Du weißt wohl, Kuntari, dass du ihren Willen nicht brichst. Kehre freiwillig zurück, kämpfe nicht gegen die Deinen! Geh zu Barunhild — willst du Fürstentum und Gemahlin verlieren, nur um Knecht der Römer zu sein? Geh vor der Schlacht, oder wenn dein Eid dich noch bindet, geh nach ihrer Beendigung, sag ihr von mir, dass du mich sahest und sprachst, dass ich dich bat und du uns zurückkehrst. Du wirst kein Wort der Reue sagen müssen — sie nimmt dich auf und vergißt ihren Zorn.»

Kuntari blinzelte argwöhnisch klug zu dem Bruder hinüber. Warum drang Armin auf seine Versöhnung mit Barunhild? Was lag ihm daran? Aber, wie es auch sei, seine Vermittlung schien ihm willkommen. Durch sie vermochte er kampflos sein Ziel zu erreichen: das Weib zu gewinnen und doch nicht Rom zu verlieren.

«Denkst du, sie würde mir ohne Beweise glauben? Gib mir ein Zeichen, an dem sie die Wahrheit erkennt!»

Armin streifte einen goldenen Ring vom Arm, den eingeritzte Runen schmückten. Segimir schenkte ihn ihm in erster

Jugend, nie hatte er sich von diesem Kleinod getrennt. Barunhild kannte ihn aus der Zeit ihres ersten Begegnens, seine Runen deutete sie am Tage, da er sie fand. Er zögerte nicht, ihn in weitem Bogen über den Fluß zu werfen. Wie ein blitzender Stern durchflog er wirbelnd die Luft, fiel klirrend zu Kuntaris Füßen nieder. Der beugte sich, barg ihn in seinem Gewand, kehrte sich wieder zu Armin.

«Was willst du, Bruder, warum liebst du mich rufen?»

«Sehen wollte ich dich — und fragen, was ich dich frug. Du überhörtest es wohl: wann kehrst du endlich zurück?»

«Niemals. Warum sollte ich es?»

«Denkst du nie an die Mutter? Willst du immer noch Knecht bleiben, statt ein Führer zu sein in der Heimat?»

«Wie wagst du zu sagen: ich wäre ein Knecht? Bei dir wäre ich es, müßte gehorchen und dienen. Hier bin ich frei, unentbehrlich. Germanicus folgt meinen Plänen allein!»

«Und was erntest du für deinen Ratschlag?»

Kuntari wies stolz auf seine schwere, goldene Kette.

«Ja — mit goldenen Ketten binden die Römer ihre gehorsamen Sklaven! Und was gabst du ihnen? Was wurde aus dir, Kuntari, du Schöner? Wo sind deine Augen geblieben?»

«Deine Mannen warfen mir mein Auge ein — das gilt so viel als hättest du selbst es getan! Wagst du, mich darum zu höhnen? Hüte dich, Segifrithurs!»

«Warum wurdest du zum Verräter! Geschieht dir nicht recht, dass du am Körper erblindest, wenn du es immer noch im Geiste bist?»

«Wer ist Verräter? Ich halte den Schwur. Du bist der Meineidige!»

Armin schwieg. Und dieses Schweigen reizte Kuntari heftiger, als alle vorangegangenen Worte. Er sprang am abschüssigen Ufer herab und war bereit, sich in den Fluß zu stürzen. Zwei herzueilende römische Offiziere hinderten den Maßlosen mit Gewalt, den reißenden Strom zu durchschwimmen, um den Bruder zum Zweikampf zu fordern.

Armin stand abgewandt. Er sah in eine ferne Weite, sein Schritt schwankte. Ihn erschütterte mehr als nur das endgültige Wissen um den Verlust des Bruders, doch verstand er noch nicht den Grund dieses brennenden Schmerzes. Er sann ihm nicht nach. Die Schlacht mußte beginnen, das Leben forderte ihn, es war noch nicht Zeit, an eigene Schmerzen zu denken.

Aber als ob der Hass des Kuntari auf alle Römer übergegangen sei, wurde die Schlacht mit verbissener Wut und waghalsiger Wildheit geführt. Es geschah zum ersten Mal, dass ein Speerwurf Armin verwundete. Dennoch ritt er seinen nachfolgenden Scharen voran in das feindliche Lager. Das Blut troff von seiner Stirn, umnebelte seinen Blick. Er rieb sich die Augen, wandte sich um, sah sich allein im wirren Haufen andrängender Feinde. Da hob er sich hoch im Sattel, schwenkte sein Schwert über dem Haupt, fühlte sein rinnendes Blut wie Befreiung. Licht war um ihn, blendende Helligkeit in seinem Herzen. Der Tod war nah, die Walküre trug ihn fort, Walvater schenkte ihm den Schlachtentod, den er ersehnte. — Aber doch — durfte er sterben? War Thursinghilda gerächt? Wer siegte, wer hinderte der Römer unaufhaltsamen Vormarsch? Er ließ das Schwert sinken, wischte das Blut aus den Augen und sah sich um. Chauken waren es, die ihn umringten, Germanen, zum Dienst bei den Römern gezwungen. Blitzschnell durchflog ihn der Gedanke, dass keine Wehr ihm mehr half, dass nicht das Schwert, nur das Wort ihm Rettung brachte. Wieder hob er sich im Sattel, sein goldener Helm blitzte im Sonnenlicht. Er breitete die Arme, über sein Gesicht rann das Blut, aber er lächelte.

«Brüder!» schrie er den Anstürmenden entgegen — «Brüder, kennt ihr mich? Es steht hohes Lösegeld auf meinem Kopf, — wollt ihr es verdienen? Ich gönne es euch. Aber höheres Lösegeld zahle ich euch, wenn ihr mich freilaßt: eure eigene Freiheit. Wartet und ich löse euch aus. Denn ganz Germanien will ich befreien. Glaubt ihr es mir? Ich versprach nie, was ich nicht hielt. Ich habe niemals gelogen.»

Der Anführer senkte sein Schwert. Schweigend folgten ihm seine Mannen. Durch eine geheimnisvolle Stille ritt Armin, wie durch ein sich neigendes Ährenfeld der sich vor ihm senkenden Lanzen.

Zurückgekehrt, wie durch ein Wunder gerettet, verließ ihn die Kraft. Er stürzte bewußtlos in Barunods Arme. Und ob es auch Wunder schien, dass er lebend wiederkam, bemächtigte sich seiner Mannen dennoch Verwirrung: der Unbesiegbare war zum ersten Male verwundet. Den Gefallenen hätte man beweint — der Geschwächte fiel nieder auf die Stufe des Allgemeinen. Ein bewunderter Glanz, ein Zauber, der sie alle gebannt hielt, war von ihm gewichen. Und da der Führer fehlte, gewannen die Feinde Gewalt.

In seinen Fieberträumen erblickte Armin wieder und wieder den Bruder jenseit des Flusses. Aber weder seine Worte noch sein Wesen schien ihn zu quälen. Einen wirbelnden Stern sah er fliegen und niedersinken, sah Kuntari sich neigen und ihn an sich nehmen. Barunod, der über den Kranken gebeugt, die Stirn mit kühlenden Tüchern netzte, versuchte umsonst, den Sinn der wirren Worte zu lösen.

Plötzlich erwachte Armin, richtete sich auf, befühlte, wie in Angst, seine Arme. Barunod verstand jetzt: der goldene Ring, den sein Herr getragen, war der wirbelnde Stern, der Kuntari erwarb. Welchen Zauber mochte er bergen, dass sein Verlust ihn ärger als jede andere Erinnerung marterte?

Armin fiel zurück, die Augen geschlossen. Seine Stirn zuckte, er blieb bei Bewußtsein. Auch das Fieber sank, aber er schwieg zu Barunods liebevollen Fragen. Jetzt erst begriff er aus den Träumen der Erinnerung, was im Tun ihm nicht bewußt geworden: als er Kuntari den Runenring zugeworfen, um durch ihn Barunhild zurückzugewinnen, hatte er sie zum dritten Male verraten. Nun schloß sich sein Schicksal, das sich mit ihrem verflocht, zum Ringe. —

Armin gönnte sich keine Ruhe. Langsam und schwerfällig, wie vor Jahren, unaufhaltsam in seiner erdrückenden Stärke, schob sich der römische Heerwurm durch das Land. Sein Ziel war die Elbe, jener nur einmal erreichte Fluß, an dem Drusus den Tod fand, der, breit und wild wie der Rhein und die Donau, als Grenze des römischen Reiches erstrebt ward und als Handelsweg in das nordische Bernsteinland. Nur durch den Besitz dieses Stromes durften die Römer hoffen, das Gebiet östlich des Rheins zu erobern und sich zu eigen zu machen, das, obwohl noch unwegsam und unkultiviert, ihnen doch das eigentliche Reich der Germanen, gleichsam das Herz des begehrten Landes schien.

Armin erkannte den Plan des Germanicus. Auf den Wegen seines Vaters drang er vorwärts, in seinem Gedenken hoffte er zu siegen. Der errungene Vorteil machte ihn kühn. Was er nie mehr erstrebt, hatte Segests Verrat und Ruf in ihm aufgeweckt, Ehrgeiz und der Wunsch, seinen Vater zu rächen, rissen ihn fort. An dem Heiligtum der Ostara war er ohne Wissen vorübergezogen. Aber das Gebiet zwischen Weser und Elbe barg wirklich das germanische Herz: heiligstes Land war es, das Germanicus durchzog. Hier reihte sich geweihtes Gebirge an heilige Haine, an Wälder und Täler, die den Göttern gehörten. Armin fühlte sich nicht nur als Hüter des engsten, heimatlichen Weihetums — bis zum heiligen Kreis, der schon nahe der Elbe lag, galt ihm das ganze Land als Gebiet, das er schützen mußte. Und ehe noch Germanicus jenseits der Weser den nächsten Fluß überquerte, stellte sich Armin den Römern entgegen.

Ein Ringen begann, keiner der anderen Schlachten vergleichbar. Armin befahl seinen Scharen, ohne Einspruch der Fürsten, uneingeschränkt als oberster Feldherr. Aber seine Kraft schien durch die Verwundung gemindert. Der endgültige Sieg war nicht sein.

Und dennoch wandte Germanicus seine Truppen und zog ohne Aufenthalt zurück, woher er gekommen — gab die Hoffnung auf, das begehrte Ziel zu erreichen. Niemand im römischen Heer begriff diesen unerwarteten Rückzug. Man murrte, begehrte auf, aber Germanicus blieb ohne klare Worte standhaft bei seinen Befehlen. Wie auch hätte er seinen nüchternen Römern verraten können, was ihn zum Rückzug bewog? — Es hieß, seinem Vater Drusus sei ein riesengroßes Weib im grauem Gewand erschienen, habe sein Pferd am Zügel gefaßt und ihm das Weiterdringen verboten. Er hatte ihre Warnung in blindem Ehrgeiz mißachtet. Und war dann ruhmlos, durch Sturz vom Pferde, gestorben. Germanicus schreckte kein riesiges Weib. In der Schlacht, von der Höhe herab das Gewühl überschauend, sah er Armin inmitten der Seinen. Er trug keinen Helm — seine Wunde verbot die Schwere der Last auf dem Haupte. Seine Stirn umwand eine breite goldene Binde. Vielleicht fing ein Sonnenstrahl sich in dem Gold und lenkte Germanicus' Blicke dorthin. Vielleicht aber strahlte sie selber. Denn um ihn, den Freund-Feind, war ein blendendes Licht, das wie gestaltet durchscheinende Wolke ihn leuchtend umhüllte. Und aus ihm

formten sich Wesen, die sich von ihm lösten. Auf Germanicus schwebten sie zu — erhabene große Gestalten. Die eine war dunkel, tiefblauer Mantel umbrauste sie wehend, sie schien über dem Heer wie auf Wolken zu schreiten. Ein Goldhelm mit schwarzen, hochragenden Flügeln deckte das Haupt. Er wandte sich, beschrieb mit dem Speer, den er in der Rechten trug, einen weiten Kreis in herrschend starker Gebärde.

«Mein ist dies Land!» sagte er königlich.

Und aus dem leuchtenden Schein löste sich eine neue Gestalt, indessen die erste wie verwehende Wolke verging. Sie schien ein ins Erhabene verklärtes Bild des Armin. Jung, sieghaft, reckte der in goldener Rüstung Strahlende sein Schwert, ließ es wirbelnd rund um sich kreisen. Blitze flammten in Feuer und Licht um ihn wie ihn umgebende Glorie. Im Donner erklang seine Stimme:

«Mein ist dies Volk!»

Germanicus schwand das Bewußtsein. Wie im Traum hörte er eine dritte Stimme, sah er ein Licht, das alle Farben, alle Strahlen in sich trug, das ganz zu fassen er nicht mehr vermochte. Die Stimme klang wie Musik jubelnder, leuchtend triumphierender Fanfaren, wie Gold, das aus der Höhe niederfloß:

«Und mein, und mein, und mein!»

Germanicus verstand: die Götter, denen Armin diente, standen ihm bei, verwehrten dem Feinde den Endsieg. Sie schreckten nicht, wie seinen Vater, durch menschlichen Mund oder durch Geistererscheinung. Sie sprachen selbst. — sie warnten nicht, sie geboten. Sie waren stärker als die römische Macht.

Er wandte sich ab. Er empfand es in Dankbarkeit, dass sie ihm erschienen, wie einen Gruß aus einer fernen, fremden Welt. Sie lag jenseits, ihm unerreichbar. Wer sich vermaß, sie zu sich niederzuziehen, ward schuldig und als Verräter gerichtet. Er war gewürdigt worden, diese fremde Welt zu erschauen — er wollte sich wert erweisen und ihre Gesetze beachten. So kehrte er um. Und schwieg. Denn auch das Schweigen war Gesetz jener erhabenen, fremd-fernen Welten. — — —

Flavus, der Führer durch das unbekannte, gefährvolle Land, empfand den unerklärlichen Rückzug wie Undankbarkeit und Entehrung. Aber auch er vermochte nichts gegen Germanicus' Schweigen und Willen. Um die Enttäuschung zu mildern und beginnende Feindschaft zu meistern, erbat Kuntari sich Urlaub, in sein Reich, zu seinem Weib heimzukehren. Den Runenring seines Bruders brachte er als köstlichste Beute Barunhild.

Sie empfing ihn unnahbar kühl, wie einen unliebsamen Fremden. Aber der Anblick des Ringes verwandelte sie. Kuntari war klug genug, ihr nicht den Ausgang des Gesprächs mit dem Bruder zu sagen. Aus ihrem Erschrecken, aus Frage und Antwort erriet er, was sie hoffte und glaubte: der Ring sei das Pfand seiner Versöhnung mit Armin. Und er sei ein Versprechen: bleibe treu dem Versprechen, Kuntari zu uns zu führen, vergib ihm, vertraue ihm, halte ihn fest. Er verbiß die Eifersucht auf den Bruder, verbarg die Enttäuschung, die der römische Rückzug ihm bereitet, aber deutete einen Bruch mit Germanicus an, der ihn löste von Rom. Er log nicht, doch sprach er auch nicht die Wahrheit. Er ließ Möglichkeiten ahnen, die ihr Hoffnung gaben, — und er freute sich, wie gut seine List gelang. Blieb sie auch kühl und überlegen, so wehrte sie sich doch nicht gegen ihn, war sie auch niemals frauenhaft hingebungsvoll, so vertraute sie ihm doch. Und, wie im Beginn ihrer Ehe, fühlte er ihre Macht über sich wachsen. Er liebte sie und erkannte: nie würde er sie restlos ganz besitzen, so lange er im Herzen Römer blieb. Er begann sich seines Verrates an ihr leise zu schämen, er wurde schwankend, fühlte, wie ihr Vertrauen ihn zwang. Schon war er bereit, für immer dem römischen Dienst zu entsagen, als neue, unerwartete Botschaft ihn rief: Germanicus war von Tiberius, dem inzwischen Cäsar Gewordenen, zurückgerufen worden nach Rom. Obwohl er nicht das vorgesezte Ziel erreichte, gewährte ihm der Kaiser einen Triumphzug — und Flavus, der Führer, der ihm zum Siege verhalf, sollte ihn zur Ehre begleiten. — Es war die Probe. Kuntari bestand sie nicht. Rom besaß größere Macht über ihn als Barunhild. Sie schwieg, als er Abschied nahm. Dieses Schweigen traf ihn tiefer als ihre harten Worte bei seinem Abschied vor Jahren. Todeskälte hauchte ihn an. Er überwand das ihn bannende Grauen und suchte nach ihrer Hand, die sie ihm schweigend ließ. Er sah sie an:

«Ich kehre wieder, Barunhild. Und bleibe bei dir — wenn du es willst, versöhne ich mich mit dem Bruder. Aber den Preis all dieser Jahre und Kämpfe wirst du mir nicht neiden. Du verstehst, dass ich ihn mir hole in Rom?»

Sie entzog ihm ihre Hand, reckte sich hoch, hob abwehrend die Arme.

«Geh! Und kehre nie wieder! Bleibe in Rom. — Ich trage dein Kind. Wenn es geboren wird, will ich es dir senden. Es soll in der Fremde, in deiner Nähe erwachsen. Denn es ist dein und nicht mein — du magst es in deinem Willen erziehen und bilden. Du zeugtest es durch Verrat — sein Schicksal wird über dich kommen. Ich habe nicht Anteil an ihm. Aber ehe du gehst und unsre Verbindung zerreißt, sollst du wissen, dass auch ich dich verriet: ehe ich dein war, gehörte ich deinem Bruder. Ihm gehöre ich noch. Um seinetwillen ward ich dein Weib. Da du mich verrätst, bin ich wieder sein eigen. — Nun geh. Das Gewirr, das die Nornen uns spannen, umschlingt uns in furchtbaren Netzen. Befreie du dich — wie ich uns loslösen werde!»

Armin schien am Ziel. Die Römer hatten das Land für immer verlassen. Aber Thursinghilda, um derentwillen dieser letzte Krieg entbrannt war, blieb in der Römer Gewalt. Es verzehrte ihn, an ihr Schicksal zu denken. Sie, die ihm und den Seinen Symbol des Kampfes gewesen, ward gezwungen, im Triumphzug des Germanicus, ihren Knaben neben sich, durch die johlende Menge zu ziehen. Durch Verrat ihres Vaters, der als römischer Bürger im Schutze des Siegers von der Tribüne her ihrem schmähhlichen Gang zusehen mußte. Was verschuldete sie?

Jenes Rätselwort der Urdh: Kraft zu Kraft, nicht Mensch zu Mensch! — deutete er es falsch, durfte sie ihm nur Botin bleiben? Aber war sie nicht Kraft, immer noch, trotz ihres Leidens? Wie überstand sie die Schmach, wenn nicht dieses Bewußtsein sie trug? Sie war ein Opfer, sie trug es still und gelassen. Als Mensch, als Frau war sie von ihm gerissen, aber als Kraft lebte sie in ihm fort — und seine Kraft gab ihr den Mut, ihr Schicksal ungebrochen zu tragen. Mochte nicht ihre schweigende Nähe Germanicus zum Rückzug bewogen haben? Immer blieb sie die schützende Priesterin der Urdh und befreite die Heimateerde. Aber als Opfer, als dulndend liebende Kraft, — durch die er siegte und lebte.

Und dennoch marterte ihn diese versöhnende Deutung. Aber nur in Stunden der größten Stille bedrängte sie ihn in Frage und Ahnung. Denn ihm galt es jetzt, Vergeltung zu üben an einem Verräter, den er brünstiger als Rom und seinen Dämon haßte: an Marbod, dem Markomannenkönig.

Immer wieder entzog sich der Gewandte seiner Werbung um Bundesgemeinschaft — und nur die vereinigte Macht wäre imstande gewesen, das gewaltige Rom zu zerschmettern. Marbod war klug, erfahren genug, den Plan Armins zu durchschauen, — der einzige Fürst, den Armin als ebenbürtig erkannte. Mit ihm gemeinsam wäre er fähig gewesen, den Dämon des Nichts in den ewigen Abgrund zu schließen und ein Reich des Friedens und des Rechtes aufzurichten. Durch Marbods Rückhalt gelang nur die Abwehr des Abgrund-Tiers, nicht sein Tod. Ihn wollte er richten, der in selbtherrlicher Ruhe seinem gerechten Kampf widerstand. Oder ihn zwingen, diesen Kampf aufzunehmen und mit ihm zu gehen — um Rom zu vernichten in seinem eigenen Land.

Doch diesen Ausgang, den er heimlich ersehnte, gewährte ihm das Schicksal nicht. Er besiegte Marbod, der sich ihm durch Flucht nach Ravenna entzog. Die Männer, die er als Gleichberechtigte liebte, Marbod und Germanicus, erreichte er nie. Den Verlust des Römers verwand er im Laufe der Jahre, aber Marbods Kälte und spätere Feindschaft traf ihn ins Herz. Denn nun die Abwehr der Römer seine Kräfte nicht mehr verbrauchte, stand neues Ziel vor seiner Seele — und ihm schien, sein Leben hinge daran.. Das war wie ein langsam wachsender Keim eines Tages in ihm erwacht und strebte nun aufwärts und verzehrte ihn wie ein in ihm glimmendes Feuer.

In jener Schlacht, in der sein Schicksal sich wandte und Germanicus den Rückzug befahl, fühlte er wohl, wie ihm die Götter geholfen. Doch sah er sie nicht und empfing keine Weisung von ihnen. Es war zur Nacht, im Lager schliefen die Mannen. Er umschritt den schützenden Wall und sah hinauf zu den Sternen. Und versuchte wieder, den Sinn der himmlischen Runen zu finden. Da sah er die Runen, aus denen sein Name gebildet, in einem einzigen Bilde leuchtend am Himmel erscheinen, wie eine große, herrschende Gestalt. Und er verstand seines Jugend-Namens Bedeutung. Er hatte gesiegt — die ersten Runen waren besiegelt. Nun rief ihn das

rit und das thurs — das rechte Tun und das Werden, und mit dem sig seines Namens bedeutete es: Herrschertum. Es hieß, ein Reich des Friedens und des Rechtes zu gründen, ein Reich der Fülle und der Werdekraft.

Und dieses thurs, jener schwingende Hammer des Werdens, dessen Gewalt er bisher nicht gekannt, wurde zur Triebkraft, zum inneren Feuer des Wesens. Durch das thurs begann er die Kühle des Marbod zu hassen, durch das thurs besiegte er ihn. Aber es hinderte ihn, die Kleinheit der Menschen zu achten. Denn das thurs ist ein Feuer, dessen Gewalt das Widerstrebende tötet. Und das Beharrende, Starre und Enge der Menschen bietet ihm Widerstand. Der Name, der ihn rief zum Kampf gegen Rom: Armin, schien ihm überwunden. Rom war nicht mehr der Feind — der Feind war im eigenen Land. Alles selbstsüchtig Kleinliche wollte er bannen mit dem Namen, der ihn jetzt vorwärtstrieb: Segifrithurs.

Aber wer verstand die Kraft, die der Name ihm weckte? Das kindliche Volk vergaß die vergangene Gefahr, die die Römer brachten, wie Knaben des vorübergezogenen Unwetters arglos vergessen. Marbods Feindschaft schien mit seinem Untergange gerächt — es begehrte nun Ruhe und Frieden. Die ‚Fürsten, deren alter Besitz durch die Kriege gewachsen, den sie halten und mehren wollten, sahen in Segifrithurs einen neuen, aufstrebenden Marbod — einen Tyrannen, der ihre alten Gesetze verwarf. Er wollte sie einen, sie alle umfassen, er wollte sie führen, wie er sie im Kriege geführt. Doch nicht zum Krieg; zur Abwehr oder zur Rache. Zum Frieden, zum rechten Tun — zur Kultur wollte er sie führen. Im stetigen Werden sollten sie langsam wachsen zum Volk, das den Dämon des Nichts durch den Geist der Fülle besiegte.

Wäre Marbod, der an Jahren Reifere, der Mächtige durch sein geeintes Volk, ihm Freund geworden und hätte er sich dem Feuer des Segifrithurs gebeugt, so wäre das Reich des Friedens entstanden. Aber Marbod versagte sie ihm. Es wurde sein Untergang. Auf sich selber gestellt, einsam, wie er immer gewesen, kämpfte Segifrithurs seinen letzten und schwersten Kampf.

Barunhild lebte in ihrer Frauenhalle, die sie kaum mehr verließ. Sie schwieg, ihre Frauen und dienenden Knaben

versuchten umsonst, dieses brütende Schweigen zu brechen. Man glaubte, die allzeit Gesunde trage unerwartet schwer an ihrer Schwangerschaft und Barunhild duldete still alle Sorgfalt der Pflegerinnen, froh ihrer an greifbar verständliche Möglichkeiten sich richtenden Gedanken. Sie verriet mit keinem Wort den wahren Grund ihres Leidens. Dass Kuntari die Römer begleitete, um den Lohn seiner Mühen zu finden, verwunderte niemanden in ihrer Umgebung. Denn er hatte versprochen, wiederzukehren, und es schien wie Frucht dieses Versprechens, dass Catumer und sein Bruder Adgandest sich endlich Armin zum Krieg gegen Marbod verbanden. Nun war Waffenbrüderschaft zwischen der Sippe Barunhilds und der ihres Gatten, und des Kindes Geburt durfte das Siegel sein. Barunhild schwieg zu den Plänen, die sie und das Kind umkreisten. Wohl ahnte sie, dass Kuntari ihren Abschiedsworten nicht glaubte. Denn seit sie das Kind trug, gab er sich mit dem Schicksal zufrieden. Wenn es geboren war — und es mochte gut sein, dass es in der Heimat zum Leben kam — würde es sie ihm endlich verbinden und sie würde zu ihm streben, wie jede Frau zu dem Vater ihres Kindes. Ihr aber war er ausgelöscht, als wäre er nie gewesen. Nur das Kind brachte schmerzliche, beschämende Erinnerung. Aber ihr war gewiß, dass seine Geburt ihr Leben wendete, Befreiung war von der Fessel an ihn. Sei es ihr Tod durch die Mutterschaft oder ein Anderes, Unbekanntes — jene Stunde, die so unaufhaltsam wie das Schicksal selber kam, würde Erlösung sein. Bis dahin lebte sie dumpf, eingesponnen in selbstgewählter Verbannung und das Leben des Draußen berührte sie nicht. So lange zwang es sie, stille zu warten. Es gab ihr Frist, ihr und dem Schicksal. Vielleicht wendete es sich gütig, ersparte ihr eigenes Handeln. Vielleicht fiel Armin im Kampf, ehe der Fluch ihres Lebens sie rief. Aber erfüllte er sich nicht bis jetzt? Durfte sie glauben, dass ihr das Letzte, Schwerste erspart blieb? Ihre Gedanken bewegten sich unablässig im Kreise. Sie marterten sie, sie konnte ihrem Bann nicht entfliehen. Aber es dünkte sie recht. Diese brennenden Gedanken sollten in ihr bis zum Ende glühen und sie selber zerstören — oder zu Licht sich verwandeln, in dessen Klarheit sie den Weg ohne Schatten erkannte. Nur die Unsicherheit war Qual. Verging sie in endlicher Erkenntnis, brachte sie die Erlösung.

Aber das Leben, das sie meiden wollte, rief sie doch. Ihr Oheim Adgandest erzwang sich Zugang zu ihr durch schwere Verwundung, die nur sie zu heilen vermochte. Und die einstmals erlernte Kunst, Heilkräuter zu Salben und Tränken zu mischen, mit helfenden Runen und Sprüchen das Blut der Wunden zu stillen, —jener lange schlummernde Wille der Priesterin rief sie wieder zurück. Der Oheim blieb nicht der einzige, der ihre Hilfe begehrte. Allmählich wuchs der Kreis ihrer Pfleglinge und bannte die in sich selbst befangenen Gedanken und ließ sie andere Wege gehen — andere, die doch stets das gleiche Endziel fanden. Denn die Verwundeten waren Verbündete Armins, Verwandte, Freunde dem Blut und dem Scheine nach, aber im Herzen ihm lange untreu geworden. Sie erfuhr von dem Abfall seines Oheims Ingwiomir, der zu Marbod hielt. Sie erfuhr Schlimmeres: heimlich schwärenden Verrat um ihn her. Ingwiomir war offen, in Feindschaft, mit harten Worten von ihm gegangen. So bitter der Bruch ihn traf, war er doch ehrlich und aus dem Wesen des Alten verständlich. Aber dass Arglist ihn umstellte, konnte der Sorglose nicht ahnen. Oder war er nicht sorglos? Barunhild zweifelte. Kannte er nicht seinen Weg, sein vorgezeichnetes Schicksal? Wußte er nicht, dass er einsam war, nur auf sich selbst gestellt, geschieden von der liebenden Hilfe seiner blutsnahen Freunde? Dass sie gewußt hätte, was er glaubte und dachte!

Man sagte ihr, als Kuntaris Gemahlin, rückhaltlos die Anschläge gegen Armin. Wer ahnte die Verbundenheit zwischen ihnen, die stärker als alles andere Leben für sie war? Sie mußte ihn hassen, durfte offener als seine heimlichen Feinde seinen Untergang wünschen. Ihr blieb nichts verborgen, wenn sie zu fragen begann. Man beschuldigte ihn der Tyrannei, des immer deutlicher werdenden Willens, über alle Fürsten als oberster König zu herrschen. Kleinliche Machtgier reckte sich geifernd gegen den Grossen, Unerreichten, da die Gefahr der römischen oder Marbods Oberherrschaft abgewendet scheint. Sie erkannte die Eifersucht, den blinden Hass auf den wirklichen König, der sie alle aus Not und Verachtung führte und sie band durch die Kraft der gemeinsam vollbrachten Tat. Er hand sie — und sie begehrten die Freiheit. Er erkannte die Notwendigkeit dieser Bindung, die die Not wendete und in ihr sich zum Ringe schloß, statt, wie zuvor, in vielen Gliedern

einer langen Kette einzelner Stämme und Sippen das Land zu durchziehen. Er strebte, das Rund des Ringes, der Krone, zu wahren. Ihn gelüstete es nicht aus eigenem Willen zur Macht, der Mittelstein zu sein, der es haltend schloß, zugleich es krönend — er handelte seinem Auftrag getreu, der ihn in der Stunde der Not zum Mittelstein schuf, zum Armin, der den Geist Walvaters in sich trug. Aber wer begriff diesen Namen, wer glaubte ihm? Die zum festen Ring geschmiedeten Glieder der Kette entsannen sich ihrer einstigen Freiheit. Denn der Ring fordert Opfer, zerschmilzt die einzelnen Teile, schmiedet sie aneinander, um zu einer Kraft sich zu runden, die den einenden, göttlichen Willen trägt. Aber die lose zusammen geschlossenen Glieder bewahren sich scheinbare Freiheit und der Schein der eigenen Kraft ist dem Kleinen, dem selbstzufriedenen Stolzen begehrenswerter als die demütig opferbereite Einung des bindenden Runds.

Dies alles erkannte Barunhild — und tiefer wurde ihr Lauschen auf die Stimmen des Schicksals, wie es sie führen würde, den Ring zu schließen oder zu sprengen. Denn nun sie das Leben wiederfand, obwohl sie es meiden wollte, wußte sie auch, dass sie es ergreifen mußte, selber handelnd, weil es sie rief. Und mit der dienenden Tätigkeit der Priesterin erwachte in ihr der Wille, auch die wissend Herrschende zu sein, die Walküre — für den Einen, den nur sie unter allen Menschen erkannte.

Eines Tages fand sie Adgandest in schäumender Wut, bereit, seine Wunden aufzureißen. Sie erfuhr ohne Fragen bald den Grund dieses Ausbruchs, den ihre Ruhe mühelos stillte. Ein reitender Bote war mit einem Brief des römischen Kaisers gekommen, der langersehnte Antwort einer Frage ihres Oheims war. Von dieser Verbindung mit dem römischen Hofe ahnte Barunhild nichts, sie öffnete ihr die Augen über die Nähe und Größe der Gefahr, die Segifrithurs bedrohte. Denn Adgandest hatte den Cäsar um Gift gebeten, das er in seinem Auftrag dem Verhalten zu geben sich anerbote. Tiberius wies dieses Ansinnen mit strengen Worten zurück, während er rühmend vors dem großen Gegner sprach, den kein Römer hinterlistig töten würde. Barunhild las schweigend, verließ wortlos den Raum.

Wenige Stunden später, Adgandests Wunden aufs neue verbindend, ihre kühlende Hand auf seiner Stirn, fragte sie ruhig, ihre Stimme schwankte nicht: «Wo ist Armin — wo fände ich ihn?»

«Du?» fragte Adgandest voller Staunen. «Was wolltest du von ihm?»

Sie sah den Oheim aus starren Augen an und beugte sich nah über ihn. «Tiberius gab dir verneinende Antwort Warum wandtest du dich an ihn? Kenne nicht auch ich tötende Tränke?»

Adgandest erschauerte. Es klang so schmerzlich Unerbittliches aus ihrer Stimme und lag in der Starre ihres Gesichts, dass er sich entsetzte. Er vermochte nicht zu fragen, noch sie zu warnen oder zu loben. Er nannte ihr Ort und Weg und fühlte sich im Bann eines kommenden furchtbaren Schicksals.

Barunhild kehrte in ihr Frauengemach zurück und legte die Hand auf die Augen. Sie sah in die Vergangenheit, sie sah wieder ihr Feuergebiet, ihren Turm, glaubte die Düfte der Blumen zu spüren. Sie sah Segifrithurs, sein Erschrecken bei ihrem Anblick, erlebte alle Freude ihrer Liebe wieder. Und sie hörte Orvo zu sich sprechen und dachte an die Einsamkeit ihres fernerer Lebens — und wie sie den warnenden Worten des Leiters untreu wurde. Auch sie traf Schuld, denn sie hafte ihn wieder gerufen. Er war kein Teil ihres Wesens, der nicht ohne Ende rief und durch die Kraft der Sehnsucht das Schicksal zu zwingen versuchte. Und sie dachte an Segilunda, ihre Worte über die Söhne, an den Mutternacht-Sohn, der dem Tode verfiel. Durfte er sterben durch Gift, durch die Niedertracht böswilliger Menschen? Mußte er nicht als ein Opfer, heilig und geheiligt sterben? Wer durfte ihn zum Tode rufen, wer ihn weihen, als die Walküre, die ihn zum Leben rief mit dem weihenden Namen, der ihn vorwärtstrieb? War es noch Fluch, der über ihr lag — war es nicht ihre tiefste, heiligste Priesterinnen-Bestimmung?

Aber noch war sie gebunden, sie fühlte schmerzhaft das Pochen in ihrem Leibe. Doch die Stunde der Freiheit war nah.

Sie entnahm einer Truhe den Ring des Armin, und ritzte auf einen weißen Stab Botschaft in Runen. Warnung war es, sich

jeder Tat zu enthalten, keinen Gruß, keinen Namen fügte sie bei. Sie umwand die Gabe mit einer Strähne ihres Haares, legte sie in ein irdenes Gefäß und verschloß seinen Deckel mit Wachs. Ihren schnellsten Boten sandte sie auf dem Weg, den Adgandest ihr gewiesen, zu Armin. Dann rief sie die dienenden Frauen. Ihre schwere Stunde begann. Sie gebar einen Knaben.

Wenige Tage später verließ sie ungesehen zur Nachtzeit die Burg. Am Morgen fanden die Frauen neben dem Kind Runenstäbe, auf denen genaue Anweisung stand, wie es, von einer jungen Mutter betreut, deren Mann in Kuntaris Gefolge lebte, seinem Vater zugeführt werden sollte. Ein Wort an Catumer, Dank an die Frauen wie letzter Gruß waren hinzugefügt, ihre kostbaren Schmuckstücke lagen als Gaben daneben. Vergebens suchten die verwirrten Dienerinnen die Herrin. Adgandest ahnte die Wahrheit. Aber reitende Boten kamen zu spät.

Armin wohnte nicht mehr in seiner Burg am Fuße des Maienheiligums. Hoch, von Wällen umgeben, lebte er auf einsamem Sitz, den nur wenige kannten. Walvaters Berg erwählte er sich zur Stätte. Er war nicht bewehrt, er trug kein wohnliches Haus. Wuchtig und groß, von Wäldern umrauscht, ragte er aus den umgebenden Tälern und gewährte weite Sicht in das Land. Nur ein Turm, auf dessen Plattform zur Zeit der Feste das Feuer brannte, bot Zuflucht vor der Unbill des Wetters. Uralte Eschen umstanden ihn. Einzig Barunod teilte die Einsamkeit seines Herrn, doch schlief er zur Nachtzeit in kunstlosem Zelt am Wege als Wache. Er hörte das Traben des Pferdes, das Barunhild ritt und stellte sich fackelschwingend dem unerwarteten Nachtgast entgegen.

Sie lächelte, als sie ihn sah. «Barunod, mein Knabe, so gut bewachst du den Herrn!»

«Du bist es Herrin!» stammelte er.

Sie glitt vom Pferde, nahm Barunods Hand.

«Lieber — der Weg war weit, ich bin müde, laß mich hier rasten.»

Er bettete sie sorglich auf sein Lager aus Moos, reichte ihr kühlenden Trunk, der aus naher Quelle sprudelte. Dann setzte er sich zu ihren Füßen, schlang seine Hände um die

Knie und begann leise zu singen. Die Fackel beleuchtete sein Gesicht, seine junge Gestalt, die im Singen sich wiegte. Die Bäume rauschten, der Mond stand als goldene Sichel über dem nachtdunklen Wald.

Barunhild richtete sich auf, neigte sich zu dem Knaben.

«Singe, Barunod, singe in dieser Nacht. Bis zum Sonnenaufgang sing all deine Lieder. Süße und wilde, leise und Kriegsgesänge. Doch später, Barunod, sollst du neue Lieder ersinnen. Und wandern, immerfort wandern, — nach Osten, Westen, Süden und Norden. Du wirst nicht mehr mich und Segifrithurs begleiten, uns nicht mehr singen, Barunod. Und doch singst du uns und bist unser treuester Freund. Und begleitest uns und wirst uns niemals verlieren. Das klingt dir rätselhaft — aber du verstehst mich noch heute. Wenn die Sonne erwacht, geh wie immer zur Höhe. Und singe uns dort und entzünde das Feuer. — Nun laß mich gehen. Bleibe du hier. Mein Pferd, das ich liebte, soll dir von jetzt ab gehören. Wache diese Nacht, singe uns, mein Barunod!»

Langsam stieg das goldene Sichelschiff des Mondes. Über ihm strahlte ein Stern. Seinem stillen Licht, das die Bäume durchschien, folgte Barunhild zur Höhe. Erinnerung schlug an ihr Herz: der wuchtige Turm auf geebnetem Rund schien gleich der Stätte des Feuers. Aber ihn umbrauste kein lohender Ring. Schweigen lag über dem Orte, auch das Rauschen der Bäume ruhte um diese Stunde. Barunods Gesang, der sie eine lange Strecke begleitet, war in der Stille verhallt. Unendliche Einsamkeit breitete sich wie ein erhabener Mantel. Sie legte die Hand auf das Herz. So stand sie, wartete und schwieg.

Da endlich fand sie den Gesuchten. Er saß, wie Barunod gesessen, die Hände um die Knie verschränkt, bewegungslos und schaute in den Mond.

Sie rief nicht mit Worten und doch spürte er den Ruf: er wendete das Haupt. Da sah er sie. Ihr weißes Gewand schimmerte, auf ihrem Haar lag der leise Goldglanz des Mondes.

Er erhob sich, schritt auf sie zu. «So kamst du — ich habe dich lange erwartet.»

Sie nahm seine Hand, legte sie auf ihre Stirn, stand so, und schloß die Augen.

«Du erwartetest mich? Seit lange, — seit meiner Botschaft?»

«Seit lange, Barunhild. Und ich danke dir, dass du kamst.»

«Diese Nacht ist noch unser. Frage mich. So lange sie währt, gebe ich Antwort.»

«Laß uns nicht reden — bald werden wir wissend sein.»

«Gibt es nicht Rätsel, die nur das Leben löst?»

«Ich verriet dich — das löst alle Fragen des Lebens.»

«Aber du trägst keine Schuld — wie ich keine trage.»

«Ich erreichte niemals mein Ziel. Ich sterbe, — ich weiß, ich muß sterben. Und lasse nur Stückwerk zurück.»

«Was war dein Ziel, Segifrithurs?»

«Thursinghilda zu retten und ein freies Reich auf der Erde zu gründen!»

«Und weißt du nicht, dass die Erde deine Heimat nicht ist? Du kamst aus den Sternen, als ein Bote der göttlichen Wesen, um ihr Reich zu beschützen, ihre Stätte zu hüten. Über der Erde, im Umkreise, walten sie. Was wir in Heiligtümern verehren, ist heiliges Spiegelbild, nicht ihre wirkliche Heimat. — Thursinghilda war die Botin der Urdh. Sie war dir die Erde, ihr liebte euch — aber war sie jemals restlos dein eigen? Sie gehörte dir nicht an, darum durftest du sie nicht halten. Und jenes Reich, das du gründen wolltest, ist nicht ein Reich dieser Erde. Noch ist es nicht hier — Jahrtausende müssen vergehen, dann schmieden die Götter dies Reich. Du ahntest es nur, und dein Ahnen suchte ein Wirken. Und du wirktest es auch: dass du es dachtest und zu schaffen begehrtest, ist ein Same. Noch geht er nicht auf. Er muß schlafen, sterben, sich wandeln und keimen. — Und mit ihm stirbt unser Göttergeschlecht.»

«Ich weiß es, Barunhild. So singen die Barden. Aber kennst du die Runen am Himmel? Kannst du sie deuten? Aus ihnen redet das ewige Wort.»

«Und die Wandelsterne fügen die Runen zusammen. Sie, — unsere Götter, ziehen über den Himmel, ewig, so lange die Erde steht. Sie wandern — und wandeln sich selber. Und in neuer Wandlung erkennen wir ihr heilig schaffendes Wirken und schaffen durch sie, mit ihnen, das kommende Reich.»

Dann sind sie neu, so wie wir — und doch die ewig Uralten und wir grüssen in ihnen das Leben vergangener Zeit.»

«Und das neue Reich wird nicht auf der Erde gegründet?»

«Auf der Erde wohl — doch auch sie ist gewandelt. In ihr, nicht mehr über ihr, waltet das ewige Wort.»

«Wie kommt dir dein Wissen, Barunhild?»

«Ich war dir nahe in Liebe. Und wandelte meinen Fluch. Er ist Licht und Leben geworden.»

«Und nun — kamst du nicht, ihn zu erfüllen? Wirst du mich töten, Barunhild?»

«Dich opfern, mein Segifrithurs. Und mit dir sterben. — Sieh, dein rinnendes Blut wird die Heimaterde durchtränken und im Grunde ruhen und aufwärtsquellen, wenn der Götter heiliger Fuß verwandelt die Erde berührt. Dann wirst du leben und mit ihnen wirken, von ihnen zeugen und das Reich begründen — das Reich, das der Götter Willen erfüllt. Ein Opfer bist du, ein keimender Same. Darum vergißt dich die Erde nie. Dein Bild lebt weiter, in Sagen, Märchen und Liedern. Jede Zeit bildet es neu. Dem einen Geschlecht bist du Kriegsheld, dem andern ein strahlender Jüngling, dem dritten ein König, der alle eint. Einmal erkennt man in dir das Opfer der Götter, den Priester, den Mutternacht-Sohn, der zur Erde kam. Und wie du Vorbild warst, je nach den Wünschen der Zeiten, wirst du Vorbild sein, wenn man dein Opfer erkennt. Und wird wissen: du warst Hüter, Priester der Götter, dein Ziel war die irdische Herrschaft nicht. Auch dein Volk, dem du Vorbild bist, wird nicht herrschen über die Erde — von den Göttern zu zeugen, aus ihrem Geiste zu leben, wird sein Endziel sein. So wie dein Blut die Erde durchströmt, sie rein zu erhalten, dass keines Feindes Macht sie zerstört. wird der Geist deines Volkes die ganze Erde durchtränken, sie zu feien gegen des Welten-Feindes Gewalt. So wie du lebstest, um die Runen der Götter zu hüten, wird es zeugen von Runen-Wort. Aus den Sternen, der Erde, aus allem Leben wird es ihm leuchten. Dann beginnt neue Zeit. Ihrer wollen wir warten. In ihr werden wir leben. Und zeugen vom ewigen Wort.»

Die Sterne erblaßten, bläuliches Leuchten flog über den Himmel. Der Wald rauschte auf. Fern, wie im Traum, verwehte ein leiser Gesang.

«Barunod singt — von dir wird er singen, mein Segifrithurs. In ihm lebst du fort.»

«Von uns beiden wird er singen, du meine Walküre. Doch von dir sprachst du nicht. Und bist doch größer als ich.»

«Wir beide sind eins. Uns trennte der Fluch. Nun löse ich ihn. Im Tode sind wir vereinigt. — Die Nacht vergeht, — laß uns endlich uns wiederfinden. Wenn die Sonne steigt, entzündet Barunod das Feuer. Er singt uns den Totengesang. In seinem Schwingen, vom Odem Walvaters getragen, fliegt unsere Asche über das Land. Welcher Staub ist der meine, welches Körnchen war Segifrithurs? Im Tode, verwehend, feiern wir unsre Vermählung. Und werden frei!»

Der Morgen graute, leiser Wind bewegte die Zweige. Im Tal braute Nebel, über ihm stand groß und einsam der — Morgenstern.

Segifrithurs erhob sich. Einmal noch diese Welt, diese Heimat, in Liebe erschauen, einmal noch die Erde und den Himmel mit ausgebreiteten Armen begrüßen! Und der Sonne entgegensterben.

Es war still, langsam rötete sich der Himmel. Der Gesang Barunods war verstummt, die Stille lastete. Knackte nicht dort, hinter ihm, das Gesträuch? Kam Barunhild, rief sie ihn — schon, ehe er die Sonne sah?

Er breitete die Arme. «So komm, Barunhild, Tod, Sonne und Liebe — ich bin bereit!».

Er stand am Abgrund, unter ihm wallte der Nebel, über ihm blaute das morgendlich hohe Gewölbe des Himmels. Der erste Strahl der Sonne schoß wie ein Pfeil zwischen Bergen hervor.

Ein Sausen durchschnitt die Luft, er hörte es, ohne es ganz zu begreifen. Er schwankte. Tief in sein Herz, wohlgezielt, drang der tötende Speer. Er hörte Barunhilds Schrei, sah sie über sich gebeugt, fühlte ihr Atmen, ihren Kuß, ihr zartes Betten seines sterbenden Leibes in ihrem Schoß. Einmal noch sah er sie, sah die Sonne, dann schloß er die Augen.

Barunhild beugte sich über den Toten.

«So nahm mir Walvater den Fluch — nicht ich tötete dich. Wie Walvater bist du vom Speere verwundet, und meine

Hand blieb vom Blute rein. So verwirft Walvater dein Opfer? Du durftest gemordet sterben? Nein, wer dich erschlug, vollzog nur dein Schicksal. Niemand forsche dem Mörder nach! Dein Blut tränkt die Erde als heilende Quellkraft, in heiligem Opfer, als hütender Schutz!»

Sie hob das Opfermesser, hielt es der Sonne entgegen.

«Segifrithurs, ich komme! Nun sind wir eins. So fließe mein Blut mit dem deinen zusammen. Nun sind wir frei!»

Feierlich strahlend stieg die Sonne empor. Da erklimm Barunod die Höhe, sein Singen verstummte. Am Boden lag Segifrithurs, beide Arme zur Seite gebreitet. Barunhild saß wie schlafend am Stamm einer Esche, auf ihrem Schoß ruhte sein Haupt. Die Gesichter der Beiden überleuchtete Frühlicht, dass sie wie Lebende schienen. Doch in der Gebärde, in der sie im Tode erstarrten, in dem Kreuz eines Leibes, ihrem liebevollen Umfängen, lag die Ruhe überwundenen Lebens.

Barunod kniete nieder, küßte die Stirnen der Beiden, die er am tiefsten geliebt. Es war ihm Schmerz, das Bild ihres Friedens zu stören, doch gedachte er der Weisung der Herrin. Sie hatte befohlen, am Morgen das Feuer zu zünden. Welches Feuer — er wußte es nicht. Nun verstand er: den Scheiterhaufen, auf dem sie gemeinsam verbrannten. Er schichtete Holz, dürres Reisig, trug Segifrithurs zum letzten Lager. Aber ehe er ihn gebettet, schreckten ihn Rufe und Lärm. Catumers Boten kamen, Barunhild zu suchen. Sie sahen die Toten, sahen den Speer und das Messer — sie zeugten vom Mord an Armin. Niemand forschte ihm nach, keine Spur des Mörders wurde gefunden. Und so durchflog die Kunde das Land, kleinliche Rachsucht der nächsten Verwandten habe den Retter der Heimat gefällt.

Barunod allein wußte es anders, doch verschwieg er die Wahrheit. Denn wie allertiefstes Geheimnis, wie unaussprechliche Weihe empfand er die vergangene Nacht. Er nahm es mit sich — ihm schien, als würden deutliche Worte die Liebe der Toten entweihen. Verhüllt, unter den Schleiern der Dichtung verborgen, sang er ihr Schicksal, wanderte singend durchs Land. — Aber ehe er ging, gehorchte er seiner Herrin Befehlen: er legte sie neben Armin, kränzte ihr Lager mit Blumen, warf die lohende Fackel in das bereitete Holz. Und über die Wälder stoben die

goldenen Funken und weithin sichtbar flammte das Feuer
Armins.

— — — — —